

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

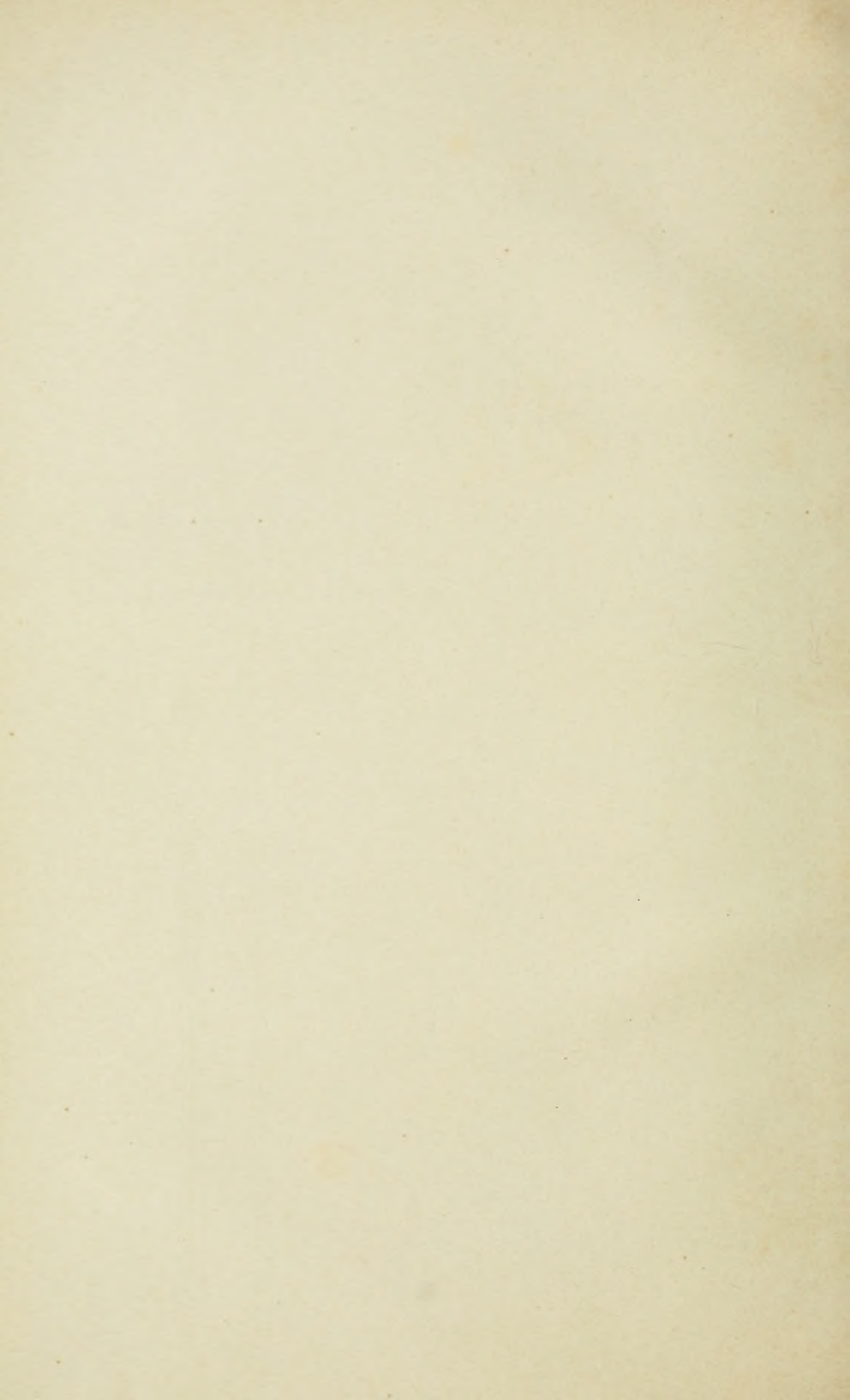
Vierzehnter Jahrgang.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.







Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.



Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Vierzehnter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1904.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.

Inhalt.

Seite

Dr. Max Ortner: Kant in Österreich . . . . 1— 25
Ludwig Wyplel: Byron und Grillparzer . . . . 26— 59
Dr. Egon von Komorzynski: August Gottlieb Hornbostel 60—113
Karl Glossy: Schreyvogel in Jena . . . . 114—140
Marie von Najmájer: Bei den Schwestern Fröhlich . . 141—148
Karl Glossy: Kaiser Franz' Reise nach Italien im Jahre 1819 149—169
Gustav Gugitz: Joachim Perinet . . . . 170—223
Karl Glossy: Eine Denkschrift der Wiener Buchhändler aus dem Jahre 1845 . . . . 224—248
Rudolf Holzer: Hermann von Gilm . . . . 249—267
August Sauer: Emil Wickerhauser und seine Erinnerungen an Grillparzer . . . . 268—319
Dr. Emil Reich: Bericht über die vierzehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft . . . . 320—326

Kant in Österreich.

Von

Dr. Max Ortner.[1]

In den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts war, gleich einer hellaufgehenden Sonne, der Genius des deutschen Volkes zu einer herrlichen Auferstehung gelangt. Königsberg hatte den Engel des Lichtes empfangen und geboren, dessen Gaben wir uns dankerfüllt erfreuen und kommende Geschlechter noch mehr erfreuen werden, Jena hat ihn der Mitwelt vorgestellt. Und ein Wiener, Karl Leonhard Reinhold, hat seine Kopf und Herz erfrischenden Gaben der empfänglichen Jugend des deutschen Volkes in all ihrer Fülle vermittelt. Der Jugend: denn wie schon der geistvolle Lichtenberg bemerkte, „man kann Kantsche Philosophie in gewissen Jahren eben so wenig lernen als das Seiltanzen".

Es lag in der alles philosophische Denken von Grund aus umstürzenden Neuheit und Schwierigkeit des genialen Werkes, es lag in der Darstellung und Terminologie, die ihm sein Verfasser gab, es lag in der im Grunde so konservativen, Neues abwehrenden Natur der deutschen Gelehrtenwelt, wie sie war und immer sein wird, daß Kants „Kritik" in den ersten Jahren seit ihrem Erscheinen (1781) kaum Beachtung fand, als dunkel, unverständlich, widerspruchsvoll, scholastisch-spitzfindig abgelehnt oder mißverstanden wurde, und zwar gerade von den führenden philosophischen Schrift-

[1]) Vergl. „Neue Freie Presse" vom 14. Februar 1904, Nr. 14.178, Beilage.

stellern der Nation, den Feder, Meiners, Eberhard, Tiedemann, Garve, Plattner.

Dies hat Reinhold in seinem bedeutsamen Schreiben an den weimarischen Minister von Voigt 1786 „Über den Einfluß der Kantischen Philosophie", dem Reinhold wohl eigentlich seine Professur in Jena zu verdanken hatte, klar auseinandergesetzt.[1] Im besten Falle fand man sich, wie der Jenenser Professor Ulrich, mit faulen Kompromissen ab: man hob Bruchstücke aus und bot die Trümmer in den Vorlesungen oder eigenen Lehrbüchern, man nahm Kantische Grundsätze an, ohne den notwendigen Folgen beizupflichten, oder unterschrieb Folgen, ohne die Grundsätze davon wahr zu finden.

Reinhold selbst schreibt sein eigenes Verständnis des epochemachenden Neuen in Kants „Kritik" seiner eigenen Mittelmäßigkeit in spekulativen Dingen zu, dem Umstande, daß er die bisherigen metaphysischen Systeme nur historisch kennen gelernt. Und indem er zunächst die auffallendsten Resultate der „Kritik der reinen Vernunft" aushob und ihre Notwendigkeit und zwingende Folgerichtigkeit nicht so sehr aus dem System selbst, als vielmehr aus dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie und den dringendsten wissenschaftlichen und moralischen Bedürfnissen seiner Zeit selbst begründete, die neue Lehre also mit dem Leben verknüpfte, entstanden seine berühmten „Briefe über die Kantische Philosophie" („Deutscher Merkur" 1786/87).

In dem großen Briefe vom 12. Oktober 1787[2] nähert er sich seinem Meister und legt ein umfassendes Bekenntnis seiner philosophischen Bekehrung zu Kant und der dadurch ihm gewordenen geistigen Genesung ab. Im Briefe vom 28. Dezember 1787[3] und öffentlich in seinem Aufsatze „Über

---

[1]) R. Keil, Aus klassischer Zeit. Wieland und Reinhold. Originalmitteilungen. Leipzig [1890], S. 280 ff.

[2]) Kants Briefwechsel. Berlin 1900, Bd. 1, Nr. 285.

[3]) A. a. O. Nr. 292.

den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie" („Deutscher Merkur", Jänner-Februar 1788) stattet Kant unserem Landsmann seinen Dank und seine Anerkennung für die durch die „Briefe" seiner Philosophie geleisteten Dienste ab. Von nun an wird Reinholds Name in der philosophischen Welt gleich neben dem Kants genannt und es strömen alljährlich in steigender Zahl die wißbegierigen Jünglinge aus allen deutschen Gauen, auch aus Österreich und Ungarn, nach Jena, um bei ihm kritische Philosophie zu studieren. Ein reiches, bisher nicht gekanntes Streben im philosophischen Studium erwacht. Rasch breitet sich das System oder besser die Kritik, der „Tod aller bisherigen Systeme", über Deutschland aus; 1788 führt Professor Reuß Kants Philosophie in Würzburg ein und erzielt bald eine ähnliche Wirkung bezüglich der Hebung der philosophischen Studien wie Reinhold in Jena, und 1788 noch wird in Salzburg unter der aufgeklärten Regierung des Fürsterzbischofs Hieronymus Grafen Colloredo-Wallsee die „Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung" gegründet, die wie ihre Vorläuferin, die „Jenaer allgemeine Litteraturzeitung", in voller Freiheit der wissenschaftlichen Kritik ihre Spalten öffnete und, indem sie der Philosophie überhaupt breiten Raum gewährte, Kants Namen in Oberdeutschland zu Ehren brachte.

Mit wehmütiger Erinnerung blickte später H. E. G. Paulus, der berühmte rationalistische Theologe, auf diese Frühzeit der Kantischen Kritik zurück, indem er am 3. April 1802 an Reinhold schrieb: „Wie herzerhebend waren die Jahre der Kantischen Morgenröthe! Lang angebetete Vorurtheile verkrochen sich. Die Kraft des Denkens erhob sich zu einem für alle Arten von Despotismus furchtbaren Ansehn! Alle Fächer waren bereit, sich diesem Scepter, der Herschaft der Gründe, zu unterwerfen. Warum? Die Moralität der Menschen war angeregt worden mit Macht. Alle Thätigkeit wurde geheiligt und alles Heilige, aus der trägen Passivität

der Aftertheologie, zur Aktivität aufgefordert. Welche Aussichten und Hoffnungen! . . ." [1])

So etwa lagen die Dinge in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Josef II.

Wie verhielt sich nun Österreich und Wien, Reinholds Vaterland und Vaterstadt, zur neuen Philosophie? Fand sie auch hier einen fruchtbaren Boden des Verständnisses, eine Stätte der Pflege? Der Beantwortung dieser Frage sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Wir können unserer Betrachtung die Worte Albrecht Graf Wickenburgs an die Spitze stellen („Mein Wien." Lieder und Gedichte. Wien 1894, S. 1):

> Ein Glück, dass Kant sich nicht zu uns verloren,
> Sonst giengs wohl mit der strengen Ethik schief:
> In Wien hätt' er ihn sicher nicht geboren,
> Den kategorischen Imperativ!
> Das Wort: Ich soll, stimmt schlecht zum Wiener Triebe,
> Der nur uns handeln heißt aus Lust und Liebe!

Wien und Kant — das sind wohl Gegensätze von vornherein. Das warmherzig-sinnliche, leichtlebige, wein- und weibliebende, aber denkunlustige Volk der Wiener, dem Kaiser Josefs freisinnige Regierung ein dünnes Aufklärungs- und Freiheitsmäntelchen umgehangen, die „Stadt der Phäaken" Schillers, das „Capua der Geister" Grillparzers, dem alle Besucher aus der hochstrebenden Gemeinde der Kantischen Philosophie übereinstimmend das Zeugnis ausgestellt haben, dass es noch „ein fünfzig Jahr hinter dem übrigen Deutschland zurück sei", hat von Kants Umwälzung der Geister zunächst überhaupt blutwenig Notiz genommen.

Am 5. November 1786 schrieb der Wiener Barnabitenvater Paul Pepermann an Reinhold: „. . . Ich versichere Ihnen: manches Buch muss über ganz Deutschland verbreitet und in die Hände fast jedes Mannes von freier Er-

[1]) Keil, a. a. O. S. 354.

ziehung gelangt sein, das vielleicht nur sehr wenig Personen in Wien bekannt geworden ist; wie könnte es sonst sein, dass ich Kants Kritik in keinem Laden unserer Buchhändler ausfindig machen konnte, und dass als ich vor Kurzem nach Ihrer ‚Herzenserleichterung' schickte, mir mein Diener von Wapler ‚Herzenserleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene von Johann Caspar Lavater' brachte. Beim ersten Anblick hätte ich es in's Feuer werfen mögen, aber jetzt habe ich es gern, weil es einerseits mich oft an Sie erinnert, andererseits mir den Charakter des das Paradoxe liebenden Verfassers gibt. Mit Einem Wort: unsere Drucker und Buchhändler liefern uns zweimal jede Woche Anzeigen, Subscriptionen und Kataloge von altmodischen Schriftstellern, oder neue Ausgaben zu übermäßigem Preis, sowie Verzeichnisse von Flugschriften und Kleinigkeiten, doch sehr selten zeigen sie Werke von solider und kernhafter Gelehrsamkeit an. — Trotzdem bitte ich Sie, mir dann und wann Nachricht über solche Autoren oder Werke zu geben, die Sie für mich geeignet oder bemerkenswert halten usw." Also ein Bewohner der volkreichen Hauptstadt des römisch-deutschen Kaisertums bittet einen jungen Schriftsteller der kleinen Universitätsstadt Jena um Angaben neuer Bücher, die er für ihn geeignet oder bemerkenswert halte!![1]

Da ein Brief Reinholds an Pepermann auf der Außenseite die zwei gefährlichen, vermutlich vom Postamt aufgestempelten Worte trug: „De Weimar", „so machte das unsern Abderiten große Unruhe; da ich indes das Papier sicher und wohlversiegelt empfing, so nahm ich von allen Grübeleien und argwöhnischen Vermuthungen, wozu dies vielleicht Veranlassung gegeben, keine Notiz" usw.[2]

Desselben Brief vom 18. Juni 1788 (Keil, S. 19) meldet von weiterem Studium Kants und seinen Schwierig-

---

[1]) Keil, „Wiener Freunde", S. 15.

[2]) Ebenda S. 14.

teiten, wie auch, daß nunmehr der Wiener Buchhandel mit Schriften Kantischer Richtung reichlich versehen sei.

Mit jener Mitteilung stimmt vollkommen, was zwei Jahre später, am 22. Oktober 1788, der Wiener Dr. phil. Andreas Richter, der sich in der Folge mit dem Plane der Abfassung einer „Politik" trug,[1] an Kant schrieb: „In Wien könne er sich mit niemand über Kants philosophisches Gebäude besprechen. Es seien in Wien sehr wenige, die Kants Philosophie studieren. Die Kritik mache zwar großes Aufsehen, aber nicht ihr Glück. Sie mache Aufsehen bei denen, die ihren alten Schlendrian gewohnt seien und diese können sie nicht genug schmälen, aber ohne sie durchgedacht zu haben.[2] Es giebt einige, die nie studieren, aber jedem Satz einen andern Sinn beilegen. Einige gibt es, die nur Kants Kritik nennen, und sich dieselbe merken, um für denkend zu passieren. Dieses Schicksal hat Ihre Kritik in Wien . . ."[3]

Zwar will nach einem Briefe vom 20. Februar 1803 an Reinhold Lorenz Leopold Haschka, damals Professor am Theresianum und Kustos der Wiener Universitätsbibliothek, der erste gewesen sein, der in Wien Kants Kritik kaufte, las und empfahl, „obschon er bis jetzt die Geduld nicht hatte, sie ernsthaft zu studieren"; er habe, seitdem Reinhold als der erste, eifrigste Apostel Kants aufgetreten, diesen immer ganz vorzüglich geschätzt und geliebt und Reinholds Laufbahn „beynahe" mit jedem Schritte verfolgt. Aus dessen Auszügen und Erläuterungen habe ihm das kritische System erst aufzudämmern angefangen und mit Kants System habe er für sich „beynahe" abgeschlossen — Herr Haschka, wie man sieht, liebt diese „beynahe" —, nicht wie ein Meister, sondern wie ein

[1]) Kants Briefwechsel, 3, Nr. 843, 844.

[2]) Sollte Richter, der junge Dr. phil., nicht hierbei an seinen Lehrer Karpe gedacht haben?

[3]) Kants Briefwechsel, 1, Nr. 316.

öchst oberflächlicher Dilettante.[1] Doch muß man sich diesen Kantianer Haschka etwas näher ansehen, bevor man seinen Worten ohne weiteres Glauben schenkt.

Haschka (1749—1827) soll nämlich nach einigen Gewährsmännern seine philosophisch-politische Gesinnung im Leben etwa neunmal gewechselt haben; jedenfalls war er zuerst Jesuit, nach Aufhebung des Ordens (1773) Günstling des Liberalen Alxinger und Erzieher der jungen Karoline Greiner, nachmals Karoline Pichler, der bekannten Schriftstellerin, Freimaurer, als solcher Verfasser der berüchtigten Schimpfode auf Papst Pius VI. („Ode an Josef II., gesungen im Ostermonde von Haschka. Im Jahre 1782 als Pius der VI. in Wien war", abgedruckt bei Brunner; „Die Mysterien der Aufklärung in Österreich", Mainz 1869, S. 107), in der Papst Pius VI. etwa folgendermaßen gezeichnet wird:

> Da saß auf faulem Winde die windige
> Symbolische Majestät nun, schmückete sich
> Die Mütze, Himmel Erde Hölle
> Trotzend mit dreifacher Herrscherkrone
>
> Und faßte frech den goldenen Kreuzstab an,
> Schrieb allen Welten seine Gesetze vor,
> Verkaufte Segen und Indulte,
> Wucherte jüdisch . . . — usw.

eines Poems, das Josef II. bewog, dem Verfasser das Drucken von Schriften bis auf weitere Erlaubnis zu verbieten. Als aber der Wind 1790 ff. sich wieder stark und stärker nach rechts drehte, wird Haschka Reaktionär, Feind und Denunziant aller Freisinnigen, Staatsretter im Sinne der Hoffmann und Hofstätter[2]. Nach zehn Jahren hingegen, am 5. März 1804, jammert er — an Reinhold, bei Keil, a. a. O. S. 81 — über die Berater des edlen

[1] Keil, Wiener Freunde, S. 74, 76.

[2] Das dreifache reaktionäre H, gegen das Schreyvogel in seiner Österr. Monatschrift Jänner 1794 seine Pfeile — freilich vergeblich — richtete. Vgl. Fäulhammer, Programm, Gymn., Salzburg 1893, S. 26.

Kaisers Franz, der übel, sehr übel daran sei: „Es hält ihn eine gleißnerische, verächtliche Pfaffenpartey umgarnet, die sein zartes Gewissen freventlich ängstiget, und ihn Schritte thun macht, die ihn und sein Volk sicherlich nicht dahin bringen, wohin er es mit seinem geraden Sinne und besten Willen zu führen gedenkt!“ usw. — Da ist es denn doch sehr auffallend, daß er erst in jener Zeit seine Liebe zu Kant und zugleich seine Freundschaft zu Reinhold entdeckte, in der nicht nur Wieland den todesmatten Philosophen in Königsberg im „Deutschen Merkur“ herunterreißt (Brief vom 8. April 1803 bei Keil, S. 79), sondern, ein Jahr später, auch Reinhold Kant jene Absage erteilt, die Haschka zu dem schmerzhaften Ausrufe hinreißt (ebd. S. 83): „Mein Eines und Alles, Kants System, hauen Sie mir ja ganz in die Pfanne! Wo ist nun das Erhabene des Kantschen Moral-Principes? Ich bin aus meines Vaters Hause hinausgeschleudert in die Wüste, und wo, wo werde ich mich nun anbauen?“ Sicher ist, daß Haschka in den Jahren 1791—94, als die jungen Kantianer und Freunde Reinholds, Forberg, Erhard, Baggesen, mit vielen Empfehlungen dieses an seine Wiener Freunde versehen, in Wien waren, nicht unter diesen Freunden war, und sicher ist ferner, daß ihm Reinhold auch in den Jahren, denen Haschkas bei Keil, S. 73 ff. abgedruckte, von Freundschaftsbeteuerungen gesättigte Briefe angehören, nicht recht getraut hat. (Brief vom 27. Januar 1807 an Reinhold bei Keil, a. a. O. S. 93: „Reinhold habe seiner de- und wehmütigen Bitte um Übersendung der ästhetischen Vorlesungen sich nicht gefüget, sondern sei ganz ministermäßig darüber, sowie über manches andere in Haschkas Briefen, wenn er weder Ja noch Nein sagen mogte, durch die noble figuram praeteritionis hinausgegangen.“) Wenn aber ferner Haschka, der Verfasser der genannten Ode, der nach Brunner, S. 107, trotz Klopstocks dringendster Bitte eine andere Schmähode desselben auf den Papst, die dieser handschriftlich nach Wien sandte und deren

Druck er sich verbat, dennoch drucken ließ, so darf man wohl seine Versicherung (Keil, S. 98) etwas bezweifeln, daß ihm im Leben „das Heilige stets heilig, das Ernste stets ernst war und daß er nie mit heiligen und ernsten Worten frevelhaft oder leichtsinnig gespielet habe.“ Das mag ihm vielleicht Reinhold geglaubt haben, der Wien seit seiner Flucht (Herbst 1783) nicht mehr gesehen — wir glauben's ihm nicht recht mehr. Der *Jesuit* also stak Herrn Haschka sein Lebtag in den Gliedern; danach mag man auch seine auffallende Kantbegeisterung der Jahre 1803—05 Reinhold gegenüber beurteilen! —

Aus dem Jahre 1788 aber kennen wir einen anderen Kantverehrer in Wien, dem es in der Tat Ernst war und immer geblieben ist mit dem Studium Kants, Josef *Schreyvogel*[1]). Wir werden darauf noch zurückkommen.

Daß der Kantverehrer in Wien um 1790 herum sonst nicht viele waren, erhellt deutlich aus mehreren Briefen junger deutscher Kantianer, die in jenen Jahren über Einladung des Klagenfurter Fabriksbesitzers Franz Paul Freiherrn von *Herbert* (1759—1811) — der im Jahre 1789 Wieland, Reinhold und Schiller in Weimar-Jena besucht, im Wintersemester 1790/91 bei Reinhold in Jena kritische Philosophie studiert hatte und seit jener Zeit mit Reinhold, Erhard, Niethammer, Baggesen, Fernow, Schiller in brieflicher Verbindung geblieben war — Österreich und Wien besucht haben. So schreibt der aus Fichtes Atheismusstreit (1799) nachmals so berühmte Karl Friedrich *Forberg* (1770—1848) am 14. Mai 1791 an Reinhold in Jena, daß die Wiener Dichter, die er kennen gelernt, unmäßig eitel seien, von der Unübertrefflichkeit ihrer Gedichte die allerausschweifendsten Begriffe hätten und „*dabei die Philosophie als müßige Grübeleien finsterer Stubengelehrter*

---

[1]) Glossy, Josef Schreyvogel. Eine biographische Skizze. Wien 1903, S. 6.

verspotteten" (Keil, a. a. O. S. 25; vgl. ebda. S. 55; mit warmer Begeisterung spricht G. Leon von Kant, ebda. S. 70).

Im Winter 1791 auf 1792 besucht der junge geniale Nürnberger Arzt und Philosoph Johann Benjamin Erhard (1766—1827), der innigste Freund Herberts — Baggesen nennt ihn einmal den Herzog Alba der kritischen Philosophie — nachdem er eben von einer Wallfahrt zu Kant aus Königsberg zurückgekehrt war, auf der Reise nach Klagenfurt Wien und schreibt darüber an Reinhold die zwei Briefe vom 1. Dezember 1791 und 1. März 1792[1]. Ich hebe die für uns wichtigen Stellen derselben heraus, indem ich bemerke, daß die darin genannten Persönlichkeiten dem Kantischen oder überhaupt aufklärerischen Geiste in Österreich als nahestehend zu betrachten oder als nahestehend bekannt sind: „. . . In Prag war ich nur drei Tage. Ich lernte dorten Dr. Meyer, Referendar Royke, einen sehr vernünftigen und an seiner Stelle außerordentlich nützlichen Mann, Professor Styrna, Abt Cornova und Madame Duscheck kennen. Bei der letzteren war ich täglich. Sie ist ein Frauenzimmer von sehr viel Geist, und die gewiß in Prag wenig ihr gleiche Männer hat. Sie singt sehr schön und hat eine äußerst reine und volle Stimme, und ließ sich nicht lange bitten, mir zu singen. Mit dem Kaiser (Leopold II.) ist man in Böhmen lange nicht so zufrieden als mit Joseph, und man spricht in Prag ziemlich frei. — Nun bin ich in Wien, habe mich aber noch wenig umgesehen, und werde morgen ihre Briefe abgeben . . . Wenn man hier nachdenken will, so ist es gerade, als wenn man auf einem Bienenstock schlummern wollt. Wenn ich nur alles hier gesehen habe, gehe ich fort. Berlin ist viel eher angelegt, um etwas Kluges darin auszudenken. Der Oesterreicher Wein, der wirklich dem besten

[1]) Abgedruckt in seinen „Denkwürdigkeiten", herausgegeben von Varnhagen von Ense, Nr. 151, 154.

Wertheimer nichts nachgiebt, hat auch seine Schuld daran. Von Blumauer, Retzer und allem was ich hier treibe, nächstens; diesmal nur, um Ihnen zu sagen, dass ich mich in gewissem Betracht beinahe zu wohl befinde . . ."

Und am 1. März 1792, schon aus Klagenfurt, schreibt er demselben: „. . . Ich bin überhaupt in keiner Epoche meiner Reise so liederlich gewesen, als in dieser, indem ich gar an niemand geschrieben habe. Die Hauptursache mag wohl gewesen sein, dass ich fast gar keine Personen fand, mit denen ich mich nach Herzenswunsch unterhalten konnte. In Wien fand ich niemand, der meinem Herzen entsprochen hätte. Der jüngere von Schönfeld war mein alltäglicher Umgang, ohne dass wir recht innig geworden wären, denn es fehlt seinem Charakter die nötige Stärke, um mich eigentlich zu interessieren. Der Thomasoni ist ein junger Mann, der viel verspricht, aber der auf gradem Wege ist, ein Pedant zu werden. Tschink, den er sehr liebt, könnte ihn allein retten. Wien hatte für mich durch Tschink wirklich den einzigen Mann verloren, den ich in dieser Stadt, unter Allen, die ich kennen lernte, hätte vollkommen lieben können.[1] Paulsen traf ich nicht. Blumauer ist nie zu Haus, und daher sprach ich ihn nur einmal im Laden. Es würde auch nicht viel genützt haben, wenn wir öfters zusammengekommen wären, denn es scheint allen schönen Geistern in Wien eigen zu sein, nicht die geringste Unterhaltung zur Nahrung ihres Geistes zu bedürfen. Es ist dies fast Alles, was ich Ihnen von Wien zu sagen habe, das Übrige wissen Sie besser als ich.

---

[1]) Von C. Tschink (1763—1813), einem ordensflüchtigen Karmeliter, später Lehrer der Logik und Metaphysik in Olmütz, Verfasser einer sehr geschätzten „Logik" und eines „Geistersehers aus Wien", hatte Reinhold im August 1791 an Erhard die Mitteilung gemacht, daß er gesonnen sei, im Winter 1791/92 zu ihm nach Jena zu kommen, um dort kritische Philosophie zu studieren (Erhards Denkw. Nr. 146). Reinhold nennt ihn hier seinen ersten und ältesten Schüler.

Das Resultat meines Wiener Aufenthalts ist, daß ich noch nicht so unglücklich war, mich einen Tag an einem Ort aufhalten zu müssen, wo ich nicht lieber wohnen würde als in Wien. Wie ganz anders war es in Jena, Hamburg, Königsberg und Berlin. — Nun bin ich freilich wieder getröstet ..." (sc. seit ich in Klagenfurt bei Herbert bin).

Genau zwei Jahre später, im Winter 1793 auf 1794, finden wir wieder zwei junge Kantianer in Wien, die aus der Schweiz über Zürich, Bregenz, Innsbruck, Salzburg, München, Linz dahin gezogen kamen: den bekannten deutsch-dänischen Wanderpoeten Jens Baggesen (1764—1826), den wir alle als Helfer, Freund und Verehrer Schillers kennen, und den Kunstkritiker, Freund und Biographen Carstens', Karl Ludwig Fernow (1763—1808). Beider Berichte besagen genau dasselbe, was wir eben gehört haben, indem sie zugleich das bestätigen, was Reinhold aus anderen Quellen ohnedies schon wußte: daß Kants Religionswerk (die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, 1793) in Wien Konterbande sei und daß es gefährlich sei, in Wien etwa gar in freiheitlicher Kampfesstimmung aufzutreten. „Ich werde ruhiger sein", schrieb Reinhold an Baggesen am 31. Jänner 1794 [1]), „wenn ich Dich in Venedig wissen werde."

Baggesen berichtet also über Wien an Reinhold (a. a. O. S. 331 ff.): „Alxinger nahm mich anfangs sehr ein durch seine übermäßige Anhänglichkeit, wurde mir aber zuletzt fast unerträglich, als ich ihn in den Zirkeln der Großen sah. Er ist ein Epikureer, ein Aristipp im schlimmeren Sinne. Eine gewisse Gräfin ist seine Maitresse, und den Ton, den er sich erlaubt, die Punicität seines Betragens, kann ich durchaus nicht leiden. Ich zog mich zurück und erfuhr, daß er sehr empfindlich darüber wurde. Dich hält er wie es

---

[1]) Aus J. Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jakobi, Leipzig 1831, 1. Bd., S. 316 ff.

scheint für einen guten Menschen, bedauert aber sehr, dass Du Dich in die Metaphysik verlaufen hast. Denis missfiel mir durch seinen Hofton und seine mir widrige Süßigkeit. Er kam mir vor als ein sehr feiner, gutmütiger, aber trotz aller Aufklärung doch sehr intoleranter Pfaff — anfangs! Ich glaube ihm Unrecht gethan zu haben — jetzt. Er ist ohne Zweifel de bonne foi. Was mich abhielt, ihm näher zu kommen, war sein wenigstens anscheinender Stolz. Leon hingegen eroberte ganz mein Herz, und ich bedauere unsäglich ihn nicht mehr besucht zu haben. Nur Zufall war daran Schuld. Es ist gewiß dieser Leon Dein bester Freund in Wien. Blumauer konnte ich mich nicht überreden, zu besuchen. Kein Mensch hat einen niedrigern Eindruck auf mich gemacht. Er ist als komischer Schriftsteller zu sehr ein Mensch, dem nichts als sein Bauch und was noch darunter ist (um mich blumauerisch auszudrücken) heilig zu sein scheint. Tschink hat mir überaus wohlgefallen. In kurzer Zeit wurden wir innige Freunde. Desgleichen Weber und Wagner. So auch Professor Volla und Professor Jordan. Mein Zirkel in Wien bestand aber hauptsächlich aus Deiner und der Meisl'schen Familie, dem Graf Friesischen Hause, den äußerst liebenswürdigen Gräfinnen Egger, Hofrath Müller, Dreer und seinen Freunden. In diesen Zirkeln lernte ich herrliche Menschen kennen; und nirgends außer Kopenhagen und Hamburg habe ich mich in geselliger Rücksicht so reich befunden wie in Wien. Ich wäre gerne, trotz aller Barbarei des Ganzen, ein Jahr dageblieben; auch ist mein Wunsch, über Wien zurückzukehren ..."

Desgleichen ist Fernow, der mit Baggesen reiste, über seine gesellschaftliche Aufnahme in Wien allenthalben hoch zufrieden. Über den Charakter und Geist seiner Bewohner aber schreibt er an Reinhold, 28. Jänner 1794, folgendes:[1] „Du wunderst Dich, warum wir so lange in Wien verweilen?

---

[1]) Richter, Geistesströmungen, S. 322.

— Ich sage, weil es hier demjenigen, der das Menschengeschlecht so studieren will, wie ein Arzt den Patienten, nicht leicht an Stoff zu Beobachtungen fehlen kann, und weil die Symptome einer so verwickelten Krankheit, an welcher die Menschen und in specie die lieben Wiener laborieren, nicht in einer kurzen Zeit übersehen werden können. Glaube aber darum nicht, daß wir ihnen Medicin eingeben werden; wir können nichts anderes thun, als ihren Puls befühlen, die Atmosphäre untersuchen, in der sie leben — unsere Bemerkungen einstweilen für uns behalten, bis wir wieder in unser Vaterland zurückgekehrt sein werden, wo es erlaubter ist, dem kranken Menschengeschlechte Recepte zu verschreiben als hier. Jede Medicin, die nicht von dazu besoldeten Ärzten und Apothekern gereicht wird, sieht man in Wien als Contrebande an. Überdem müssen die Wiener erst mehr von ihrer wirklichen Krankheit überzeugt sein, denn weil ihr Magen gut verdaut, der Staatskarren von oben geschoben wird, so überreden sie sich, sie seien wohl und fühlen kein Bedürfnis von dem was der Menschheit Noth ist. Man hat aber, wie du weißt, hier alle möglichen Vorkehrungen getroffen, daß Niemand in seinem glücklichen Wahne gestört werde. Jedoch bin ich vollkommen überzeugt, daß sie nicht mehr so lange schlafen werden, als sie schon geschlafen haben; sie schnarchen nicht mehr so fest wie ehemals, ja man will sogar schon spüren, dass sie sich regen. Freilich sollte man nach dem, was hier trotz allen Druckes geschrieben und gedruckt wird und was man doch eigentlich als die Stimme des Volkes anzusehen hat, glauben, dass sie nur im Schlafe reden: jedoch zeigt dies, dass sie wenigstens nicht mausetodt sind und auch einmal erwachen werden, wenn die Stunde ihrer Erlösung naht. Jetzt wär's vergeblich und also thöricht, sie zu wecken.

Die Leute hier sind nur zur Hälfte schuld, dass sie nicht besser sind. Zanke Dich, wenn Du kannst, mit ihren Despoten, Diplomaten, Pfaffen, die das Unkraut unter den

Weizen säen, und mit den großen und kleinen Tyrannen, die jeder an der Menschheit zwicken und drücken. Gott gebe, dass ihnen nur der Teufel den guten höllischen Rath geben wollte, recht stark und teuflisch zu drücken und zu zwicken, so würden die Menschen desto früher sich ihre Blutsauger vom Halse schaffen und einige Generationen eher frei werden; aber es scheint, sie wittern Unrath und halten es für rathsamer, recht langsam und desto länger das Volk zu quälen. Hoffnung, Schlaf und Lachen sind, wie Kant sagt, die drei specifischen Mittel, uns die Übel der Welt vergessen zu machen, und die Wiener, ohne Kant zu kennen, wenden diese Mittel an."

Die psychologisch begreifliche, wenn auch gerade für Wien kaum begründete Furcht vor den Folgen der französischen Revolution, die, genährt von einer überall Verschwörungen gegen Thron und Altar witternden Publizistik (L. A. Hoffmanns „Wiener Zeitschrift", 1792—1793, desselben „Höchst wichtige Erinnerungen zur Zeit über einige der allerernsthaftesten Angelegenheiten dieses Zeitalters", die 1795—1796 als Nachträge, Band 1 und 2, der „Zeitschrift" erschienen, Abbé Hofstätters „Magazin für Kunst und Litteratur" 1793—1797), in den Jahren 1793 ff. die Regierungen ergriff; die innerlich naturgemäße Entwicklung des schon von Kaiser Leopold II. in seiner Monarchie eingeführten Systems der geheimen Polizei, die selbst- und herrschsüchtige Tätigkeit der Staatslenker, die nach des großen Kaunitz Entlassung (1792) in Wien ans Ruder kamen und die Jugend des guten, edeldenkenden, aber unselbständigen und wenig weitblickenden Herrschers Franz II. mißbrauchten: hat nunmehr aller Aufklärung, der wissenschaftlichen und bürgerlichen Freiheit wirksam den Krieg erklärt; die Zensur und Büchereinfuhrverbote wurden verschärft, die „Eipeldauerbriefe", anfänglich noch unabhängig, biegen unter dem Drucke der Zensurpolizei 1793 nach rechts um, die Alxinger-Schreyvogelsche „Österreichische Monatschrift", die 1793—1794 noch den mutigen Versuch unternahm, gegen

die Hoffmann und Hofstätter dem freien Worte und wissenschaftlichen Denken eine Heimstätte zu bereiten, wird verboten (Juni 1794), Schreyvogel genötigt, seine Vaterstadt zu verlassen. Er wendet sich nach Jena und schreibt von da aus, mit einem schmerzvollen Rückblicke nach seiner geliebten, aber verlorenen Vaterstadt, jenen bezeichnenden Brief an seinen Bruder vom 30. Oktober 1794, den Fäulhammer in dem genannten Salzburger Programmaufsatz 1893 („Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794“ S. 31 ff.) veröffentlicht hat: „Du kannst nicht glauben, heißt es hier, wie man hier und in ganz Sachsen von Wien und den Wienern denkt und spricht. Mich sieht man für ein ordentliches Wunder an und ich habe viel zu thun, um die Leute zu überreden, dass es in Österreich so arg nicht ist, als man sich vorstellt. Übrigens ist, besonders in dem Weimarschen Lande, die größte Freiheit im Reden, Denken und Schreiben. Man hört hier Dinge von den Kanzeln, die man sich in Wien kaum unter vier Augen zu sagen getraut, den Frieden wünscht und erwartet alles; es ist auch kaum zu zweifeln, dass wir ihn wenigstens von Seite des Deutschen Reiches bald zu hoffen haben.“

Nunmehr wird der erste nennenswerte Versuch, die Kantische Lehre auf den Wiener Boden zu verpflanzen, den der jüdische Philosoph Lazarus Ben David (A. D. B. 2, 318; Richter, „Geistesströmungen“, S. 333; bekannt auch als Mitarbeiter der „Horen“ und als Verfasser einer ästhetisch-philosophischen Schrift „Versuch über das Vergnügen“, Wien 1795) mit seinen Vorlesungen über die kritische Philosophie zuerst in einem Hörsaale der Wiener Universität, dann im Palais des Grafen Harrach auf der Freiung unternahm, und zwar unter bedeutendem Zulauf aller Bevölkerungskreise, auch aus dem hohen Adel, polizeilich niedergeschlagen und Ben David genötigt, nach Berlin zurückzukehren.

Wenn Schreyvogel in mehreren Aufsätzen seiner „Monatschrift" (s. Fäulhammer, a. a. O. S. 26 ff.) seine Kenntnis Kants bewährt, so darf angenommen werden, daß auch er diese Vorlesungen gehört und die persönliche Bekanntschaft des Berliner Philosophen gemacht hat, was zur Folge hatte, daß Ben David auch Mitarbeiter der „Monatschrift" ward.

Welchen Standpunkt die Regierung damals gegen Aufklärung und Philosophie eingenommen, welche Grundsätze den Hoffmann und Genossen den wachsenden Mut zu ihren unermüdlichen Kampfartikeln gegen den ganzen Geist der Zeit eingegeben, der gerade in *Kant* seine erhabene Spitze gefunden, erhellt aus jenem Berichte des Polizeiministers Grafen Pergen zur Genüge, den Glossy in seinem Schreyvogel-Büchlein S. 13 ff. mitgeteilt hat.

Denken und Wissenschaft sind danach im letzten Grunde die Feinde des nationalen Glückes und der bürgerlichen Ordnung, die Quelle alles Revolutionsgeistes, die Vernichter der monarchischen Gesinnung! Die „gutdenkenden" Schriftsteller sind zu fördern, die übrigen durch „für die gegenwärtige Epoche anpassende Zensurvorschriften" zu unterdrücken.

Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Äußerung, die im Sinne Kants (Was ist Aufklärung? 1784) der notwendige Hebel alles kulturellen und humanen Fortschrittes ist, wird also gewaltsam unterdrückt und das Rad der Zeit zurückgedreht. Und ebenso könnte es auf dem Gebiete der äußeren Politik Österreichs keinen schneidenderen Gegensatz geben als Kants Traktat „zum ewigen Frieden" zur Kriegspolitik Österreichs unter Thugut, die so maßloses Unglück über das Reich und seine Völker gebracht hat. Kurz: *Die österreichische Politik unter Franz II. war antikantisch bis ins Mark hinein.*

So besitzen wir denn aus den folgenden Jahren wieder deutliche Zeugnisse für die Mißachtung und Verfolgung, die Kant und seine Bekenner damals im offiziellen Österreich

erfahren. Es ist der Brief des Würzburgers Konrad *Stang* an Kant vom 2. Oktober 1796[1]. Stang hatte im Jahre 1795 eine Reise nach Wien und von da zurück nach Salzburg und München gemacht und teilt Kant seine Erfahrungen bis in Einzelheiten hinein mit: Die kritische Philosophie in der österreichischen Monarchie als Feindin erklärt, der Kaiser selbst gegen sie durchaus eingenommen, Professoren wie Dalling in Fünfkirchen und von Albertini in Innsbruck (nicht Graz, wie Stang in leicht erklärlicher Gedächtnisirrung schreibt) abgesetzt, weil sie Kants System lehrten und zu verteidigen suchten, die Lehre Kants nur im heimlichen sich ausbreitend!

Und ferner eine nicht minder deutliche Äußerung L. A. *Hoffmanns*, der im zweiten Bande seiner genannten „Erinnerungen" (Wien 1796, S. 191 ff.) den *Grazer* Nachdruck der Hauptschriften Kants, den die Druckerei von Andr. Leykam 1795—97 veranstaltete und wozu die Erlaubnis der Zensur offensichtlich nur auf *die* Weise erteilt wurde, daß der Herausgeber auch die *Widerleger* Kants zu bringen versprach,[2] mit der Versicherung begleitete, „*daß wir in Österreich doch bisher, Gottlob, Kantische Philosophen noch nicht waren*" und daß sich „*Staat und Kirche den gefährlichen Liebesdienst, die Österreicher dazu zu machen, sehr höflich verbitten.*"

So ist es denn auch nur zu begreiflich, daß, als es in den Jahren 1796—99 auf Veranlassung des Kaisers selbst zu einer großen Reform des ganzen öffentlichen Unterrichtswesens in der Monarchie kam, deren Ergebnis auf dem Gebiete des Volksschulwesens die be—kannte „Politische Schulverfassung" des Jahres 1805 wurde, *Kant vom Universitätsunterrichte*, auch in der *Form der*

[1]) Kants Briefwechsel, 3, Nr. 680.

[2]) Hoffmann macht zu diesem Passus der Ankündigung drei ?

Bestellung eines unbezahlten Dozenten, rundweg ausgeschlossen wurde, und zwar dies, trotzdem einer der Konferenzteilnehmer der Studien-Revisionshofkommission, die sich mit der Frage zu beschäftigen hatte, der alte Josefiner Hofrat und Domherr von Zippe, verständig und mutig genug war, darauf aufmerksam zu machen, daß „Kants Philosophie nicht nur im protestantischen Deutschland fast allgemein, sondern auch selbst in einem beträchtlichen Teile des katholischen in Büchern und Schulen herrschend geworden sei und daß daher die Jugend mit ihr nicht unbekannt bleiben dürfe, wenn ihr nicht in kurzem alle oder doch die meisten neueren Schriften gänzlich unverständlich bleiben sollen".

Das Protokoll jener denkwürdigen Sitzung hat Dr. Wotke in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" 1903, S. 289 ff., zuerst bekanntgemacht, freilich nicht ohne entgegen den nackten Tatsachen, deutlichen Äußerungen und dem faktischen Ergebnisse derselben eine besondere Eingenommenheit der Teilnehmer oder gar der Regierung für Kant herauszulesen, und die ganzen übrigen Aktenstücke der genannten Studien-Revisionshofkommission hat Freiherr von Eggers in seinem Buche „Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten mit authentischen Belegen. Tübingen 1808" veröffentlicht. Aus jenem durch Dr. Wotke bekannt gewordenen Protokoll samt Beilagen ergibt sich, daß zwei Kantgegner, der Professor Karpe — offenbar als der wissenschaftliche Fachmann — und der als Übersetzer einer Schrift „Des Mahis, die aus der Heiligen Schrift erwiesene Wahrheit der katholischen Religion," Wien 1768,[1] wie nicht minder als Scharfrichter der Schillerschen Dramen in Wien in den Jahren 1793 ff. bekannte k. k. Theaterzensor, Regierungs- und Polizeirat Franz Karl Hägelin — also der politische Begutachter der Sache

[1]) Wurzbach 7, 174.

— dem Präsidenten und der Kommission gleichsam die entsprechenden Direktiven zu geben hatten, die das Resultat der Beratung von vornherein nicht zweifelhaft erscheinen ließen. [1])

Aus jenem v. Eggersschen Buche aber ergibt sich, daß der Vorsitzende der Kommission, Staatsminister Graf *Rottenhan*, *ebenfalls der entschiedenste Kantgegner war*, indem er, S. 37, ausdrücklich von den „neuen Irrthümern" spricht, mit denen es die *Kantische* Schule *unternahm, den gefahrlosen Skepticismus eines Voltaire, Hume und Helvetius* ꝛc. *zu bekämpfen.* „So paradox dieser Satz scheinen mag, so richtig ist er nach unbefangener Beobachtung."

Stets berufen sich diese Aktenstücke auf die Garve, Plattner, Herder, Jacobi, also Antikantianer, als die philosophischen Gewährsmänner.

S. 222 („Über den ordentlichen akademischen Unterricht in der Philosophie" von Prof. Hammer) wird, *unmittelbar gegen Kant*, der Beweis der objektiven Wirklichkeit oder, was für den Menschen dasselbe ist, die Vernunftmäßigkeit des Glaubens an einen verständigen Welturheber, nicht bloß aus dem moralischen und politischen Interesse, sondern wie alle Realsätze aus Realgründen oder aus Gründen der spekulativen Vernunft als Lehrziel verlangt und dieser Erweis soll „gegen Einwendungen" gerechtfertigt werden, das heißt also, es soll zum alten Dogmatismus, den Kant eben durch seine Kritik überwunden, zurückgekehrt, beziehungsweise an ihm fest-

[1]) Wenn Dr. Wotke neuerdings behauptet: „*Die Lehre des Königsberger Philosophen ausschließen* wollte auch nicht ein einziges Mitglied der Kommission", so ist diese Behauptung einfach — zumal in Hinsicht auf Hägelin wie nicht minder auf den ebenfalls anwesenden Abbé Hofstätter — *nicht wahr*. Wäre sie aber wahr, so wäre das tatsächliche Ergebnis der Beratung *erst recht unbegreiflich*. Wer um diese Logik der nackten Tatsachen ohne ein sacrificium intellectus herumkommt, dem spreche ich zu seiner geistigen Akrobatik meine besondere Anerkennung aus.

gehalten werden. Es werden Feders Logik und Metaphysik 1794 (S. 223) und Plattners philosophische Aphorismen als Leitfäden vorgeschlagen (S. 235, ebenfalls in einem Gutachten des genannten Prof. Hammer); es sollen (ebenda) im außerordentlichen philosophischen Kurs „Vorlesungen über die Staatsklugheit, über die Anwendbarkeit oder die Unbequemlichkeit der Kantischen Vernunftkritik, sowie über Hume's Skepticismus, welche zu dieser neuen Theorie Anlaß gab, über Mirabeau's Système de la nature, über jedes andere der Moralität und der ächten Politik gefährliche philosophische System, polemische Abhandlungen vorgetragen werden".

Diese Schriftstücke gehören der Zeit vor 1798 an. —

So war denn der gefährliche Kant aus dem öffentlichen Unterrichte beseitigt, nur polemisiert durfte natürlich gegen ihn werden. „Im Heimlichen" aber, wie Stang an Kant meldete, glomm unter der Asche die Glut seines Geistes doch auch da und dort in Österreich fort.

Freilich, wer aus der Stadt Reinholds oder sonst aus dem Reiche akademischen Unterricht in der Kantischen Philosophie genießen wollte, der mußte nach Deutschland reisen, nach Jena, Halle, Würzburg, wenn er nicht gleich den Weisen in Königsberg selbst aufsuchte: so taten Freih. v. Herbert, 1790/91, Tschink (Wurzbach 48, 48), Kalmann (Richter, Geistesströmungen, S. 298: „Aus dem Stammbuche eines Studenten"), Meisl (Wurzbach 17, 288) oder jener prächtige steirische Graf Johann Gottfried Wenzel von Purgstall, den wir aus Goethes, Schillers, Herders Leben kennen (1773—1813), der 1795, von Reinhold empfohlen, Kant in Königsberg besucht und von da aus, „strahlend wie Moses vom Gebirge Sinai", an den dänischen Hof nach Kopenhagen gekommen war, wie die Gräfin Schimmelmann am 10. November 1795 an Dr. Erhard schreibt (dessen Denkw. Nr. 191).

So auch Joseph Schreyvogel 1794—96, dieser einer der ersten in Wien, die Kant wirklich studiert haben, und derjenige, dem Kant Führer im Denken und in sittlicher Zucht wurde, wie wenig anderen. Das ergibt sich nun aus den prächtigen Tagebüchern Schreyvogels 1810—23, die Glossy 1903 veröffentlicht hat (siehe das Register im 2. Bde., Berlin 1903). Da finden sich herrliche Worte über Kant, die von der eindringendsten Kenntnis und der vollen Würdigung seiner Bedeutung Zeugnis geben: so zum Jahre 1811, 19. Dezember: „Ich lese Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, worin mir noch manches nicht deutlich ist, aber auf jeder Seite beinahe, bei jedesmaliger Betrachtung neue Wahrheit und größere Überzeugung entgegenleuchten. Die Vernunft allein — jedes Vernunftwesen — ist Zweck an sich und hat einen absoluten Werth. Alles, was die Natur umwölkt und stört — Affect, Leidenschaft, Genuß — ist ein Hinderniß dieses absoluten Werths, ist sein Widerspiel, — und das Hingeben an diese Hindernisse — Nichtswürdigkeit."

Oder zum Jahre 1813, 8. Jänner:

„Ich lese wieder meinen Freund Kant, gestern und heute die Abschnitte in der Kritik der reinen Vernunft, welche den Übergang zum Moralsystem machen. Gewiß, das ist der tiefste und reinste Geist, der jemals schrieb und lehrte! Das Zeitalter ist seiner nicht werth, aber was er schuf, wird bleiben und noch nach Jahrhunderten wirken!"

„Jetzt las ich die Abschnitte in der Kritik über Gott und Unsterblichkeit. Ja, das ist das neue Evangelium! Eine Zeit wird kommen, wo es allgemein dafür erkannt werden wird."

Aber auch — denn einen hermetischen Abschluß gibt's im Reiche der Ideen doch gottlob nicht — in die Säle des Wiener erzbischöflichen Alumnats war die Kraft des Kantischen Geistes eingedrungen und es ist fast rührend zu lesen, was wir aus der Feder des Herrn Hägelin 1798 vernehmen (Wotke, a. a. O. S. 293), „daß die Alumnen auf der erz-

bischöflichen Kur in Wien nichts als von Kantischer Philosophie reden wollen und die Pfarrer, welche von obigen Alumnen einige zu Kooperatoren erhalten, einstimmig aussagen, daß die Alumnen in der Theologie Ignoranten sind und nur von der Kantischen Philosophie sprechen." Es ist sonnenklar, daß diese Äußerungen der Pfarrer und Hägelins daraufberuhende Mitteilung nur im Sinne der Klage und des Tadels verstanden werden können; daß Alumnen, die nichts von Theologie, sondern nur von Kant wissen wollten, dies per nefas getan haben; man wird Mittel gefunden haben, ihnen ihre Kantische Ketzerei und theologische Ignoranz auszutreiben. Und so hat denn in der Tat der Wiener streitbare Kardinal-Erzbischof Migazzi auch nicht eher geruht, als bis er die Maßregelung des Professor Reybergerschen Lehrbuches der christlichen Sittenlehre oder Moraltheologie (1794) bei Kaiser Franz durchsetzte (9. November 1801). Denn dieses Buch enthielt höchst „ärgerliche und gefährliche" Sätze; nach den bei Wolfsgruber, Kardinal Migazzi, S. 820, angeführten Belegstellen ist Reybergers Moral in Kantischem Sinne begründet. (Autonomie, nicht Heteronomie des sittlichen Willens!)

Da 1798 der hochbegabte Vinzenz Eduard Milde, der spätere Wiener Erzbischof, in Wien eben die Theologie absolviert hatte, dessen „Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde" auch seine Kenntnis Kants offenbart, [1]) so scheint es naheliegend, gerade ihn für denjenigen anzusehen, der in den Jahren 1794—98 seinen theologischen Studiengenossen in Wien die Lehren Kants näher vermittelt und die Begeisterung für ihn eingeflößt hat. Kants Lehren haben im Denken, Leben und Wirken des großen Priesters und Pädagogen jene Früchte getragen, die das Werk zu einer

[1]) Wotke, Vinz. Ed. Milde als Pädagoge. Wien und Leipzig 1902. Natürlich ist schon vor Wotke auch auf Mildes Kantkenntnis hingewiesen worden; siehe Thurnwald, Fürsterzb. Vinzenz Ed. Milde als Pädagoge. Wien 1877, S. 52.

so hervorragenden pädagogischen Leistung machen, seinen Verfasser weit über die meisten seiner Berufsgenossen emporheben, ihn zu einem wirklichen Jünger Christi, zu einem Wohltäter seiner Diözese, nicht aber zu einem engherzigen konfessionellen Zeloten und politischen Kampfhahn machten. Man kann sagen, Milde habe nach dem von Kant und dem ganzen Geiste des Humanitätszeitalters geläuterten ethischen Christentum gelebt und gewirkt. Jenen Leuten aber war er stets ein Dorn im Auge, ein „Josefiner“; sie haben in der Konkordatszeit sein Buch totgeschwiegen. Auch zum Kardinal hat er es nicht bringen können. Seine Berufung aber auf den Leitmeritzer und später Wiener Bischofsitz ist ein Ruhmesblatt in der Regierung Kaiser Franz’.

An der Wiener Universität doziert indessen (bis fast zu seinem Tode 1806) Franz Samuel Karpe die Philosophie, der Leibniz-Wolfianer und Antikantianer, der — im Zeitalter der französischen Revolution und der Franzosenkriege! — nicht müde wird, das System der besten Welt zu verteidigen (wie uns sein Kollege Prof. Watteroth[1]) verrät), der Verfasser der „Philosophie ohne Beinamen“, 1802/03, den uns Grillparzer so drastisch und köstlich als seinen Lehrer geschildert (Selbstbiographie, Bd. 19, 31).

Wenn Karpe seinen Gegner Kant des öfteren im Kolleg zu apostrophieren pflegte: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen Beweis! wie Grillparzer a. a. O. berichtet, so erinnert das ganz an die Weise seines Jenenser Geistesgenossen Prof. Ulrich, von dem Reinhold am 19. Jänner 1788 Kant erzählt: auch er rief einmal am Schluß einer Vorlesung:

„Kant ich werde Dein Stachel, Kantianer ich werde eure Pestilenz seyn. Was Herkules verspricht wird er auch halten.“[2])

Vielleicht ist Karpe auch die Hauptursache gewesen, daß der junge Grillparzer im Jahre 1810 ein so hartes Urteil

[1]) Hoffmanns Wiener Zeitschrift 1, S. 256.

[2]) Kants Briefwechsel, 1, S. 500.

über die Philosophie seines Zeitalters gefällt hat, wie es in den „Tagebüchern" enthalten ist![1])

Von einer gewissen allgemeinen Abneigung gegen die spekulative Philosophie überhaupt abgesehen, in der er sich ganz mit Goethe berührt, hat aber auch Grillparzer Kant besonders hochgeschätzt[2]): „Alles was ich Philosophisches lese, vermehrt meine Achtung für Kant" (1831).

Sollte nicht Grillparzer durch seinen Gönner und Freund Schreyvogel auf Kant hingewiesen worden sein?

Indem wir bei dem Dichter angelangt sind, dem dieses Jahrbuch geweiht ist, schließen wir unsere Betrachtung.

---

[1]) Grillparzers Briefe und Tagebücher. Gesammelt von Glossy und A. Sauer. 2. Bd., S. 22.

[2]) Ebenda Nr. 56, 68, 188.

Byron und Grillparzer.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau“.

Von

Ludwig Wyplel.

Grillparzer hat den Manen Beethovens ein Gedicht gewidmet, in dem er seine schöpferische Phantasie frei walten läßt. Die Seele des großen Tondichters strebt empor durch die Unendlichkeit der Welten zu einer paradiesischen Zufluchtsstätte, wo die großen Meister aller Völker und Zeiten seiner harren. Es teilt sich die Schar der „Erdentnommenen“, hervor tritt „im Siegeskranze“ des Dichters Liebling im Reich der Töne: Mozart. — Mozart fällt es zu, den neuen Ankömmling als ebenbürtig in den Kreis der Auserlesenen aufzunehmen. Begrüßende drängen sich heran. Endlich verliert sich die Menge; einer nur bleibt einsam zurück. Er naht „kräftig und hochgesinnt“, „beut“ dem Geistesverwandten „schüttelnd die Rechte“, ladet ihn ein, in Gemeinschaft mit ihm die dunkeln Buchengänge zu durchwandeln. Es ist Lord Byron, der „Feind der Knechte!“ —

Keinen als ihn hält Grillparzer für berufen, sich Beethoven zuzugesellen. Man kann eine Huldigung nicht sinniger einkleiden, nicht deutlicher aussprechen. — Sollte nicht der Mann, dem sie zuteil wird, auch in dem Leben Grillparzers eine hervorragende Rolle gespielt haben?

In bedeutungsvollem Augenblick sind die Jugendwerke Byrons an Grillparzer herangetreten; in der Schaffenspause zwischen der „Blanka von Kastilien“ und der „Ahnfrau“,

gerade als sich alle seine Seelenkräfte zu dem ersten genialen Wurf zusammenschlossen. Ganz Europa lag damals im Bann der Byronschen Romantik. Wie sollte sich die empfängliche Phantasie des werdenden Dichters ihrem Zauber entziehen?

Ein Problem, das sich von selber aufrollt: die Frage nach dem Anteil Byrons an der endgültigen Prägung des Dramas! Man wird es in Angriff nehmen müssen, auf die Gefahr hin, die Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau", die nachgerade verwickelt genug ist, noch verwickelter zu gestalten.

Es ist wahr, Grillparzer schöpft aus *anderen* Quellen, allenthalben fließen ihm Anregungen reichlich zu. Doch all diese mannigfaltigsten Beziehungen schließen den Einfluß Byrons gewiß nicht aus. Schon bei der *Stoffwahl* dürfte er sich geltend gemacht haben Vor allem legt ihn die inhaltliche Verwandtschaft der Schöpfungen beider Dichter nahe. Fast alle poetischen Erzählungen Byrons, diese leidenschaftlichen Räuber-, Geister-, Liebes- und Leidensgeschichten, bieten Berührungspunkte mit der Tagödie Grillparzers. Inhaltlich am nächsten aber steht ihr

Die Braut von Abydos.

Selim, der Held der Dichtung, gehört einem *vom Schicksal gezeichneten* Geschlechte an. Schon Abdallah, sein heldenhafter Vater, ist vom Verhängnis ereilt worden, auch der Sohn treibt einem tragischen Ausgang zu.

Wohl lebt er am Hofe Jaffirs[1], seines Oheims, in scheinbarem Wohlergehen und *gilt für dessen Sohn*. Doch Jaffir fürchtet noch im Neffen die Heldenkraft des gemordeten Bruders und zwingt ihn zu beschämender Untätigkeit. Trotzdem bricht sich der eingeborene Tatendrang Selims Bahn, er wird *insgeheim Räuber*.

---

[1]) Bei Byron finden sich die Namenformen: Giaffir, Zuleika, Haroun, Seyd, Conrad.

Da erfährt er von einem alten Diener des Vaters, Harun, das Geheimnis seiner Abkunft. Welch eine Enthüllung! Deshalb liebte er Zuleika, seine vermeintliche Schwester, mit mehr als geschwisterlicher Neigung, deshalb fühlte er sich mit leidenschaftlicher Glut zu ihr hingezogen.

Sein Entschluß ist rasch gefaßt: er will mit Zuleika fliehen. In der Nähe des Palastes, in einer Grotte, kommen sie nächtlicherweile zusammen. Hier macht Selim der Geliebten die folgenschweren Enthüllungen und fordert sie auf, ihn auf der Flucht zu begleiten.

Noch schwankt sie. Da sieht man Jaffir und sein Gefolge nahen. Fackeln streifen durch das nächtliche Dunkel, die Grotte wird umzingelt. Vergeblich strebt Selim zu entkommen, Neffe und Onkel, Sohn und Pflegevater, stehen einander feindlich gegenüber. Zuleika in doppelter Angst um den Vater und Geliebten. Ein Schuß! Ein Schrei! Selim ist am Strande hingestreckt.

Auch Jaffir erntet nicht die Frucht seiner Gewalttat. Zuleika stirbt als die letzte ihres Stammes.[1] Schmerz und Angst haben sie getötet. Am folgenden Morgen naht ihr Freier, Carasman, und findet sie tot im Sarge.

* * *

Die Verwandtschaft der Motive ist in die Augen springend. Besonders zwei Szenen der „Ahnfrau“ scheinen unter dem Einfluß der Byronschen Erzählung entstanden zu sein: die große „Erkennungs“-Szene des dritten Akts und die Hetzjagd auf den Räuberhauptmann im vierten Akt.

Wir finden die Helden in völlig gleicher Lage. Obwohl Räuber und Ausgestoßene der Gesellschaft, verkehren sie unbeargwohnt und unerkannt in einem angesehenen Hause, ja

[1]) Im Text: Zuleika! last of Giaffir's race.

die Neigung der einzigen Tochter fällt ihnen zu. Plötzlich kommt es zur Entdeckung. —

Die Dichter gehen vom gleichen Punkt aus, durchmessen gleiche Wege, streben dem nämlichen Ziele zu. Dieselben Elemente in nahezu derselben Anordnung! So nahe stehen einander die Dichtungen, daß es kaum nötig ist, überall die Parallelstellen einzusetzen, sie ergeben sich von selbst. Nur ist bei Grillparzer alles bewegter, erschütternder, dramatischer! —

Wohl deckt Selim das „schwarze" Geheimnis aus eigenem Antrieb auf. Doch auch ihm wird das Geständnis nicht leicht; auch er muß durch äußere Ereignisse dazu gedrängt werden.

Dunkle Anspielungen bereiten den Schlag vor. Schon wie das letzte Stelldichein besprochen wird:

Doch hör', wenn heut im Dämmerschein
Die Trommel ruft zu Mahl und Ruh',
Werd' ich vor deiner Zelle sein;
Dann aus dem Harem schlüpfe du . . .

Heut Nacht, Suleika, wird dir Licht,
Mein Sorgen, meine Plän' und Pflicht . . .
Herz, was ich scheine, bin ich nicht.[1])

Und schon bei Byron spielt die Kleidung eine Rolle bei der Lüftung des Geheimnisses! Beim Stelldichein erscheint Selim zum erstenmal im Gewande eines Kandioten, eines türkischen Schiffspatrons. Suleika ist befremdet, „schrickt zurück". Trotz alledem trifft sie die unmittelbar folgende Enthüllung gewaltsam genug.

Wohl hart, Suleika, klingt die Kunde,
Doch enden muß sie härter noch.
Wie auch mein Wort dein Herz verwunde,
Dir schuld' ich volle Wahrheit doch.

---

[1]) Ich zitiere in der Übersetzung Gildemeisters.

Nun das Geständnis selbst, das sich mit dem Kernpunkt des Grillparzerischen Dramas berührt:

> Suleika, dieser Schiffspatron,
> Dem sich verschwor dein teurer Eid,
> Führt jenen Trupp Piraten an,
> Der Brot und Recht durchs Schwert gewann,
> Und bleicher wär' dein blaß Gesicht,
> Gäb' ich von deren Tun Bericht.[1])

Die Stelle entspricht der berühmten Tirade Jaromirs:

> Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge . . .
> Bin's, den jene Wälder kennen,
> Bin's, den Mörder Bruder nennen,
> Bin der Räuber Jaromir!

Und Jaromir steht nicht an, vom „Tun der Räuber Bericht zu geben", er schwelgt geradezu in der Schilderung der verübten Greuel:

> Armes Kind, schon bei dem Namen
> Faßt es dich mit Schauder an!
> Laß dich nicht so schnell betören;
> Was du schauderst, anzuhören,
> Mädchen, das hab ich getan! . . .

In beiden Dichtungen führt der Räuber fast ausschließlich das Wort, während die Geliebte die auf sie einstürmenden Eröffnungen sprachlos entgegennimmt. Erst drängt es Selim, sich vor der Geliebten zu rechtfertigen:

> Was konnt' ich tun? Verfehmt daheim,
> Durch Hohn gedrängt zu fliehn aufs Meer,
> Wenn Jaffirs Mißtraun insgeheim
> Mir vorenthielt den Hengst und Speer . . .

---

1) Im englischen Text ist die Verwandtschaft augenfälliger:

> . . . . . this Galiongée
> . . . .
> Is leader of those pirate hordes,
> Whose laws and lives are on their swords;
> To hear whose desolating tale
> Would make thy waning cheek more pale . . .

Dann bestürmt er sie mit der ganzen Überredungskunst eines leidenschaftlich bewegten Herzens. Alle Hoffnung, alles Heil setzt er auf ihre Einwilligung, auf die läuternde Kraft ihrer Liebe:

Des Flüchtlings Leitstern aber seiest du!
Du, o Suleika, segn' und teil mein Boot,
Du Taube der Verheißung in der Not!
. . . .
Mein Regenbogen in dem Sturm des Lebens . . .

Er hält für sie eine paradiesische Zufluchtstätte bereit:

Ein Schloß ward dir erbaut im Inselhag,
Blühend wie Eden war am ersten Tag.[1])

Ohne Zaudern soll sie ihm folgen; Kindespflicht und Kindesliebe gelten ihm für nichts:

Die Stunde drängt, es naht mein Boot,
Und hinter uns liegt Haß und Tod.
. . . .
. . . . . Fort, o fort, die Zeit verstreicht.

Im Fall der Weigerung ist er mit denselben Drohungen bei der Hand wie Jaromir:

Doch wenn du zauderst oder schwankst,
Den Eid verleugnend, den du schwurst,
Entsetzt vor dem, was du erfuhrst,
Dann bleib' ich, mag was will geschehn,[2])
Doch nicht um dich vermählt zu sehn!

Ganz so Jaromir in der „Ahnfrau“:

Wohl, so bleib', auch ich will bleiben,
Hier, hier sollen sie mich finden,
Fassen, würgen, fesseln, binden,
Hier vor deinem Angesicht. —

---

[1]) Ähnlich Alp-Lanciotto zu Francesca in der „Belagerung Korinths“:
„Dich aber entführ' ich ins lieblichste Tal,
Wo die Herzen vereint sind, vergessen die Qual,
Dort sollst du mein Weib sein“ . . .

[2]) Im englischen Text deutlicher: „But be that peril ou my head!“

Noch steht Suleika betäubt von all dem Gewaltsamen, das auf sie hereinbricht; da setzt die Verfolgung ein. — Endlich vermag sie ein paar Worte hervorzubringen, ein paar Worte nur, doch sie enthalten eine Zusage, das Geständnis ihrer Liebe trotz der furchtbaren Enthüllungen.

O flieh von hier!
Du nicht mehr Bruder, mehr als Bruder mir!

Die Häscher nahen: Selim nimmt überstürzten Abschied.

Suleika, einen letzten Kuß!
. . . .
Lebwohl, Suleika, — teure, geh!

Er ist zum letzten Kampf bereit.

Schwert meines Vaters, flieg heraus!
Du sahest nie ungleichern Strauß.

Ähnlich schließt in der „Ahnfrau“ die große Szene des dritten Akts:

Schnell jetzt fort, ich kann nicht weilen,
Hier wird mich ihr Arm ereilen,
Meine Spur ist schon entdeckt.

Und, nachdem sich Jaromir des verhängnisvollen Dolches bemächtigt:

Nun leb wohl! — Leb wohl, mein Kind!

Die Verfolgten stürzen ab und lassen die Geliebte allein zurück. Die Situation des vierten Akts ist heraufgeführt.

* * *

Auch sonst sind ja die Quellen reich an hochnotpeinlichen Verfolgungen, doch nur bei Byron findet sich die für die „Ahnfrau“ so charakteristische Situation: die Geliebte in Angst und Sorge um den Vater und Geliebten, die einander als Gegner auf Leben und Tod gegenüberstehen.

Die dramatisch bewegte Handlung war gegeben, es handelte sich darum, sie bühnenwirksam zu gestalten.

Die Inszenierung scheint Schwierigkeiten ergeben zu haben. Grillparzer berichtet darüber in der Selbstbiographie.

Die Arbeit war mit überraschendster Leichtigkeit vonstatten gegangen, der dritte Akt fast in einem Gusse geglückt. Plötzlich geriet das Werk ins Stocken.

Wenn man näher zusieht, vielleicht nicht durch Zufall. Grillparzer hatte die Situation des vierten Akts schon zu Ende des zweiten auf die Bühne gebracht, und zwar ganz so, wie sie sich bei Byron findet. Schon dort stehen Vater und Geliebter an der Spitze kämpfender Scharen einander gegenüber, schon dort sind alle Mittel in Bewegung gesetzt, die höchste Spannung zu erzeugen. Der Kampf tost, Schüsse krachen. Berta begleitet die Vorgänge mit einem hochbewegten Monolog. Sie bringt ihre qualvolle Lage voll zum Ausdrucke:

> Soll ich für den Vater beten,
> Fürchten, was dem Trauten droht? —

Es galt dasselbe Motiv mit gesteigerter Wirkung zu behandeln. Der Dichter verfällt auf ein Auskunftsmittel, das alle Schwierigkeiten behebt: er führt den Diener Günter ein. Alles spielt sich nun auf das natürlichste ab. Berta wagt es nicht, die Vorgänge der schrecklichen Nacht selbst zu beobachten. Günter hat sich verängstigt zu ihr gesellt, er berichtet vom Fenster aus. Die Pausen sind mit brünstigen Stoßgebeten Bertas ausgefüllt.

Durch diesen Kunstgriff wird die dramatische Handlung sozusagen ins Epische übersetzt. Drama und Erzählung rücken einander näher.

Vernehmen wir zuerst den Epiker:

> Da von des Gartens Gittertor
> Flammt hoch ein Fackelbrand empor!
> Und dort — und dort — . . .
> Weit durch der Büsche dunkles Grün
> Die roten Lichter schrecklich glühn;
> Nicht Lichter bloß, in jeder Faust
> Ein nackter Säbel blitzt und saust.
> Sie suchen, stöbern, schwenken ein
> Mit blankem Stahl und Fackelschein,
> Und ganz zuletzt, den Säbel hebend,

Jaffir vor Zorn und Rachsucht bebend.
Schon nahen sie der Felsenkluft. — —
Ach, wird die Grotte Selims Gruft?

Mit einem Pistolenschuß sucht er die Genossen herbeizurufen; zieht aber nur die Verfolger herbei.

Ein Sprung trägt ihn zum Ufersande,
Schon fällt zu seinen Füßen dumpf
Der Vorderste der Häscherbande;
Der Schädel klafft, es zuckt der Rumpf.
Ein Zweiter stürzt, doch immer enger
Umzingelt ihn der Schwarm der Dränger.
Er haut sich seewärts einen Pfad...
. . . .
Vom Blei gefehlt, verschont vom Schwert,
Und wenn gestreift, doch kaum versehrt,
Stand Selim schon, umringt, gehetzt,
Da, wo das Meer den Kies benetzt.
Dort als sein Schritt das Land verließ,
Sein Arm den letzten Feind durchstieß,
Ach, warum hat er sich gewandt;
Um sie zu sehn, die er nicht fand!
Dies Zögern, dieser letzte Blick
Besiegelt tödlich sein Geschick.
. . . .
Die Stirne landwärts stand er da,
Sein Boot im Rücken, aber nah;
Da, grade jetzt, ein Blitz, ein Knall!
„So komme Jaffirs Feind zu Fall!"
Wer rief's?[1]) Weß Karabiner kracht?
Weß Kugel summte durch die Nacht
Und schlug so tödlich sicher ein?[2])
Abdallahs Mörder, sie war dein!

---

[1]) Whose voice is heard. Vergl. die zweimal wiederholte Frage Bertas: „Wessen Stimme?"

[2]) Too nearly, deadly aim'd to err? Vergl. auch dritten Akt:
„Ja, der Hauptmann! . . .
Ei, ich war ihm nah genug,
Um ihn wieder zu erkennen!
. . . .
Da schoß Kurt nach ihm, und brav,
Denn bei meiner Treu, es traf" . . .

Man halte Günters Bericht dagegen:

> Es erhellet sich die Gegend,
> Fackeln streifen durch das Feld,
> Man verfolgt den Rest der Räuber,
> Der sich hier verborgen hält.
> . . . .
> Rund herum im Kreis sie stehen,
> Jeder Ausweg ist verstellt;
> Da mag keiner wohl entgehen,
> Wie er sich verborgen hält.
> Jetzt scheint etwas aufgespürt!
> Alles eilt der Mauer zu,
> Setzt er sich auch noch zur Wehr,
> Der entkommt wohl nimmermehr.

Auch in Bertas Gebet spiegeln sich die Ereignisse wieder:

> Wollest gnädig ihn bewahren,
> Führ ihn durch der Späher Scharen,
> Führ ihn durch der Feinde Schwert!

In Wirklichkeit verläuft wohl der Kampf anders wie bei Byron: der Sohn entkommt, der Vater fällt von der Hand des Sohnes; doch in der geängstigten Phantasie Bertas setzt sich die Version fest, die wir bei Byron finden. Berta gibt den Geliebten verloren. Schon im zweiten Akt:

> Er ist fort! — ist tot — tot — tot!

und jetzt im vierten Akt wieder:

> Gott, mein Jaromir!

So auch Suleika! Ja, ihre Einbildungen, die Wahnvorstellung vom Tode des Geliebten, reichen nach den durchgemachten Erschütterungen hin, sie zu töten.

> Im Augenblick, da er verließ die Schlucht (sc. Grotte),
> Stand still dein Herz:
> Er war dein Glück, dein Stolz, dein Heil, dein All,
> Und der Gedanke, hoffnungslos sei Flucht,
> Dein Todesschmerz.[1])

[1]) And that last thought on him thou could'st not save
Sufficed to kill . . .

Ähnliche Worte sind Günter in den Mund gelegt:

Fort Gedanke!
Das zu denken, wär schon Tod.

Berta stirbt auf ganz dieselbe Weise. Noch erübrigt ihr soviel Kraft, den letzten furchtbarsten Schicksalsschlag, die Enthüllungen Boleslavs, hinzunehmen. Dann bedarf es aber auch des tödlichen Giftes nicht mehr, um ihrem traurigen Dasein ein Ende zu bereiten.

Noch an anderen Stellen des Dramas tauchen dieselben Motive auf. So im Berichte des Hauptmanns: „Wir durchstreiften rings die Gegend ....“ und in dem des Soldaten im dritten Akt. Kurt schießt nach Jaromir und trifft ihn am Arm. Zielte er ein bißchen schärfer, wäre es geschehen wie um Selim. Dem alten Borotin aber fällt um Jaromir die Rolle der Häscher zu, die sich Selim zuerst in den Weg stellen: „jugendlich verwegen stürzt er nach dem Räuber in den Gang“ und muß seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen.

* * *

Es wäre zu ermüdend, auf alle Nebenmotive, auf alle Einzelheiten des Vergleiches einzugehen. Der aufmerksame Leser hat gewiß manche Ähnlichkeit im Schicksal beider Helden von selbst herausgefunden und es genügt darauf hinzuweisen. So werden beide in zarter Kindheit entrückt und erfahren erst spät ihre wahre Herkunft: schon in der Byronschen Erzählung wird das Motiv des Inzestes, wenn auch ganz eigenartig, angeschlagen. Ähnlich wird der Liebesbund geschlossen, ähnlich ist das Verhalten der Liebenden: das Mädchen ganz Hingabe, der Geliebte erfüllt und abgezogen von seinem dunkeln Geheimnis. Ja einmal kurz vor der Entdeckung nimmt Jaromir den Anlauf, sein Verbrechertum aus freien Stücken einzugestehen wie Selim. Umsonst! er kann es nicht über sich gewinnen.

Eins aber erübrigt noch, das Verhältnis der Quellen [1] der „Ahnfrau" zu diesen Ausführungen zu streifen. Der Geschichte des Räubers Mandrin verdankt die „Ahnfrau" überaus wichtige Momente. So die Art der „Erkennung". Sie vollzieht sich wider den Willen des Helden durch eine verhängnisvolle Verkettung von Zufällen und hat die Lügengespinste zur Voraussetzung, in die Jaromir nach dem Vorgange Mandrins seine anrüchige Vergangenheit hüllt. Ein wichtiger Hebel der Handlung im Stücke ist ferner die überstürzt, aber in aller Form geschlossene Verlobung des Räubers mit dem ahnungslosen Edelfräulein. Auch sie geht auf die Mandrinquelle zurück. Ein gut Teil der Wirkung der Hauptszene des dritten Akts endlich erwächst aus der Auffassung des Räuberwesens, die gleichfalls der kriminalistisch angehauchten Vorlage entspricht.

So weit führt den Dichter die Geschichte des französischen Räubers. Gerade aber in jenen Teilen, für welche die Byronsche Erzählung so willkommene Anregungen bot, läßt ihn die Quelle völlig im Stich. Weder vor noch nach der „Erkennung" kommt es zwischen Mandrin und der Räuberbraut zu irgendwelchen Auseinandersetzungen. Und gar die Festnahme Mandrins! Sie vollzieht sich in banalster, geradezu burlesker Weise. Hier also mußte Grillparzer frei gestalten, und es wäre nur natürlich, wenn seine Erfindungskraft Bahnen wandelte, die er eben an der Hand eines großen Dichters durchmessen hat. Gilt doch Byron als anerkannter Gewährsmann für derlei Stoffe und genoß sogar den Ruf, sie nicht nur erzählt, nein, sie erlebt, zum mindesten miterlebt zu haben

Und die Erzählung Byrons bietet nicht nur brauchbare Motive, die zum Ausbau des Planes einladen, sie bietet

[1]) Histoire de Louis Mandrin, depuis sa naissance jusqu'à sa mort. Amsterdam 1755.

Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bey Prag. Wien und Prag, bey Franz Haas. (Von Regierungsrat Glossy zuerst als Quelle der „Ahnfrau" erkannt.)

gleichzeitig das Hauptmotiv der zweiten Quelle, des Volksmärchens, bereits mit den Räubermotiven verknüpft: Selim entbrennt nicht nur in Liebe zur Tochter des Vornehmsten im Lande, er will sie auch entführen. Und was er vorhat, führt ein anderer Held Byrons, der Korsar Konrad, tatsächlich aus. Das Fluchtmotiv aber fügte sich ganz prächtig in den Rahmen des Schauerromans: „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe."

So mochte die Bekanntschaft mit der Erzählung Byrons auch jenen wichtigsten Prozeß in der Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau" gefördert haben: die Verschmelzung beider Vorlagen zu einer dichterischen Einheit.

Der Korsar.

Rollen in der „Braut von Abydos" die Motive der „Ahnfrau" fast in ihrer Gesamtheit ab, so tritt im „Korsar" vornehmlich eins hervor: der Gegensatz zwischen Räuber und Häscher.

Konrad ist, was Selim im Begriffe stand zu werden, der gefürchtete Seeräuber, der Schrecken der Meere. Medora, die liebliche Genossin des düster Furchtbaren, ist ihm, eine zweite „Braut von Abydos", in das Lager der Räuber gefolgt. Insofern kann der „Korsar" als eine Fortsetzung der „Braut" angesehen werden, so wie die Erzählung „Lara" als eine Art Fortsetzung des „Korsaren".

„Nie wäre es mir eingefallen," sagt Grillparzer, „einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Dramas zu machen." Es wird also nicht wundernehmen, wenn Jaromir den romantischen Helden Byrons näher steht als selbst seinem Urbild Mandrin, dem rohen, rücksichts- und strupellosen Berufsräuber. Beide, Jaromir und Konrad, sind geborene Herrschernaturen, ihre Genossen sind ihnen mit Leib und Seele ergeben. Beide scheuen wohl vor keinem Frevel zurück, doch Seelenkämpfe bleiben ihnen nicht erspart. Mag sich Konrad noch so selbstherrlich behaben, die Einsamkeit bringt

ihm Höllenqualen, Jaromir führt dies geradezu als Entlastungsgrund an:

> Wie ich oft mit mir gestritten,
> Wie gerungen, wie gelitten,
> Danach fragt kein Menschenrat —

Beide endlich wären nicht romantische Räuber, wenn sie, die Unbezwinglichen, nicht ganz und gar von der Leidenschaft zu einem Weibe bezwungen wären. Jaromirs Läuterungsprozeß, der ihn der Sympathie des Zuschauers erst recht nahe bringt, hat geradezu in seiner Liebe zu Berta den Ursprung und selbst Konrad, der Gottvergessene, könnte für Medora beten, seine Liebe zu ihr ist seine letzte Hoffnung, sein letzter Halt. Der Gedanke an die Geliebte macht beide weich und die Unbeugsamen vergießen um ihretwillen Tränen.

Dies ist auch die Brücke, die sich zu dem derber gearteten Vorbild Mandrin schlagen läßt. Einen Zug teilt er mit seinen poetischen Standesgenossen: die große und allem Anschein nach echte Liebe zu Isaura.

Auch im Wesen der Gegenspieler, der Häscher, finden sich verwandte Züge, die vielleicht nicht rein zufällig sind.

Derselbe Eifer, dieselbe Unerbittlichkeit in der Verfolgung ihres Opfers. Beide haben sich „zugeschworen, diese Räuberbrut auszurotten". Beide führen nicht allein „des Rechtes Sache", sie haben auch persönliche Unbill erfahren und zu rächen. Konrad äschert den Palast Seïds ein und bereitet ein Blutbad unter dessen Gefolge; Jaromir hat das Stammschloß des Hauptmanns überfallen und „raubt, brennt, mordet". Die Schilderungen der Schrecken bei Byron prägen sich der Phantasie um so tiefer ein, als sie dem Leser greifbar vorgeführt werden.

Seïd schäumt vor Wut.

> „Allah il Allah!" Rach' erhebt die Stimme,
> Sühn' oder Untergang! Scham wächst zum Grimme
> Und heischet Flamm' um Flamme, Blut um Blut;
> . . . .

Der Zorn erneut den Kampf, und sie, (sc. die Räuber), die eben
Um Beute fochten, fechten um ihr Leben.

Konrad unterliegt: doch Seïds Rachedurst ist noch immer nicht gestillt.

. . . . . wie er (Konrad) fiel, noch jetzt vom Tod geflohn,
Ergriffen, fortgeschleppt zu bittrem Lohn,
Verschont zu leben, während finstrer Groll
Sich Foltern aussinnt, neu und grauenvoll,
Und stillt sein Blut . . .
Bei Tropfen nur; denn Seïds Blutdurst droht
Ihm ew'ges Sterben, aber keinen Tod.[1])

Der Hauptmann nicht minder unversöhnlich:

O, mich drängt es zu bezahlen,
Was ich schwer nur schuldig bin!
Ich will schonen, grimmig schonen:
Nicht der Tod in Kampf und Schlacht
Werde dieser Brut zuteile,
Nein, dem Rad, dem Henkerbeile,
Sei ihr schuldig Haupt gebracht.

* * *

Vornehmlich eine Begebenheit sticht aus dem übrigen Teil der Handlung hervor: ein tolldreistes Wagestück Konrads. Der Korsar hat ausgekundschaftet, Seïd rüste gegen die Piraten. Mit unerhörter Kühnheit kommt er dem Gegner zuvor, wagt sich in Seïds Palast. Der Räuber in der Behausung des Häschers: die Situation der „Ahnfrau"!

Beide Eindringlinge, Konrad und Jaromir, werden von Dienern empfangen und angemeldet. Sie sind erschöpft und ruhebedürftig und erregen durch ihr bloßes Erscheinen Verdacht. In beiden Fällen folgt sofort ein Verhör:

(Seïd) „Von wannen kommst du?"
(Konrad) „Aus des Räubers Nest,
Ein Flüchtling . . . . ."

[1]) Die drei ersten Verse im englischen Text:
Fell'd—bleeding — baffled of the death he sought,
And snatch'd to expiate all the ills he wrought;
Preserved to linger and to live in vain . . .

(Seïd) „Wo und wann hielt er dich fest?"

Vgl. „Ahnfrau" 1. Akt:

(Günter) Woher kommt ihr?

Jaromir.

Dort — vom Walde —

Wurde — wurde überfallen.

Der zweite Teil des Verhörs wird naturgemäß dem Hauptmann in den Mund gelegt, als sich der Verdacht neuerdings gegen Jaromir wendet:

„Ahnfrau" 2. Akt:

Hauptmann.

Diese Nacht?

Jaromir.

Ja, diese Nacht.

Hauptmann.

Und wann —?

Jaromir.

Vor drei Stunden etwa! (Die Stelle späterer Zusatz!)

Die Angabe beider ist unwahr, zum mindesten irreführend.

Konrad gibt vor, in die Gefangenschaft der Räuber geraten zu sein. Diese Rolle spielt in der „Ahnfrau" tatsächlich der Soldat Walter. Er war Gefangener der Räuber, kennt sie alle und leistet dem Hauptmann die Späherdienste, die Seïd von Konrad erwartet:

Doch im Vorgemache draußen
Harret einer meiner Leute,
Der, von seinem Trupp getrennt,
Einst in ihre Hand geraten,
Der oft Zeuge ihrer Taten
Und die Räuber alle kennt.

Lara.

Völlig in die Situation der „Ahnfrau" führt uns eine andere Erzählung Byrons ein: Lara. Hier ist der Gegensatz zwischen gut und bös aufs peinlichste herausgearbeitet. Lara

ist ein „Verruchter", „ein Stiefsohn des Geschicks" wie Jaromir. Nach langer Abwesenheit kehrt er in die Heimat zurück. Doch welche Frevel er auch in der Ferne verübt hat, daheim weiß man nichts davon. Er kann sich, wie Jaromir, dreist in die unbescholtene Gesellschaft mengen. Wohl ist sein Wesen unheimlich und sonderbar. Doch er gehört einem vornehmen Adelsgeschlechte an. Man nimmt ihn gastfreundlich auf, ohne zu ahnen, „welchem Verworfenen" man Haus und Herd geöffnet.

Da bei einem Feste auf dem Schlosse Othos tritt ihm ein Fremdling entgegen, der seine Vergangenheit wohl kennt. Eine Situation von höchster dramatischer Spannung!

Als Ezzelin — so heißt dieser Fremdling — Lara erblickt, heftet er einen langen forschenden Blick auf ihn. „Unruhe umwölkt Laras Stirn." Die Entlarvung droht unmittelbar.

„Er ist es!" ruft der Fremdling . . .

„Er ist's! — wie kam er her — was tut er hier?"

Doch Lara ermannt sich rasch: er

blieb kalt, die Überraschung schwand,
Die erst sein stutzig Auge übermannt.
Fest blieb sein Blick, nicht hob, noch senkt' er sich —

Er kann nunmehr gefaßt ein Verhör bestehen:

Sein Antlitz zwingend, doch mit kühlem Ton,
Mehr sanft entschlossen als mit keckem Hohn,
Begegnet' er dem Tone des Verhörs:
„Mein Nam' ist Lara —

Und schon regt sich in ihm Verachtung und herausfordernder Trotz:

. . . . . nennt Euch und ich schwör's,
Ich gebe gern der seltenen Höflichkeit
Solch eines Ritters nach Gebühr Bescheid."

Und wieder ist Ezzelin im Begriff, Laras Frevel aufzudecken:

„Bist du es nicht, der einst . . ."

Da fällt ihm Lara ins Wort:

„Wer ich auch sei,
Kläger wie dich und solch ein wild Geschrei
Hör' ich nicht an . . ."

Otho tritt dazwischen, die Angelegenheit wird auf den kommenden Morgen verschoben, ein Zweikampf scheint unvermeidlich.

(Ezzelin:)

„Für meins (sc. mein Wort) verbürg ich Blut und Schwertesschlag
Als Pfand, so wahr ich selig werden mag."

Diese Vorgänge, dies Verhalten Laras weisen abermals auf jene Szene der „Ahnfrau" zurück, in der Jaromir und der Hauptmann zum erstenmal zusammentreffen. Zeigt nicht Jaromir ganz denselben kühnen, kühlen, herausfordernden Trotz. Auch er schwebt in beständiger Gefahr und weiß doch immer wieder die Entdeckung hinauszuschieben.

Anfangs hat es wohl ganz den Anschein, als ob ihn die innere Erregung verraten müßte. Die Spannung steigt aufs höchste. Dennoch faßt er sich und kann dem Blick des Hauptmanns begegnen.

Auch hier sind fast alle in Betracht kommenden Stellen spätere Zusätze.

Hauptmann (ihn ins Auge fassend, dann zum Grafen).
Euer Eidam?

Graf.
Ja, mein Herr.

Lara nennt sich selbst: Jaromir wird von Borotin als sein Eidam, Jaromir von Eschen, legitimiert. Demnach tragen Jaromir und Lara im Gegensatz zu Mandrin als Räuber einen erborgten Namen.

In der Erzählung Byrons die direkte Anklage Ezzelins, in der „Ahnfrau" an ihrer Statt die Schilderung der Greueltaten der Räuber, die ganz unerwartet an die richtige Adresse gelangt. Und Jaromir schneidet seinem Gegner womöglich noch energischer das Wort ab:

Jaromir (vortretend und ihn hart anfassend).
Wollt Ihr dieses holde Wesen . . .

Seine Verachtung des „Häschers“ kennt keine Grenzen:

O, es läßt der Binse wohl,
Der gebrochnen Eiche spotten!

Ein Wort gibt das andere und auch in der „Ahnfrau“ droht es zu Tätlichkeiten zu kommen:

Jaromir.
Eure Zunge richtet scharf,
Doch was vorschnell sie gesündigt,
Macht der Arm wohl zögernd gut.

Und gleich darauf noch deutlicher:

Hauptmann.
Nah' der Beste unter ihnen —

Jaromir.
Ruft ihn! Vielleicht stellt er sich!

Will Jaromir sein Wort einlösen, als er sich am Ende des Akts in den Kampf mengt?

Endlich wird der Soldat Walter herbeigerufen, der ganz und gar die Rolle Ezzelins spielt.

Otho und Borotin haben Mühe zu vermitteln. Doch stehen sie entschieden auf seiten des Rechts. Sie können ihr Befremden über das Verhalten ihres Gastes nicht verhehlen. Schließlich treten sie das Recht verfechtend auf. Otho an Stelle Ezzelins beim Zweikampfe, später an der Spitze der Truppen gegen Lara, den Empörer; Borotin an der Seite des Hauptmanns.

Otho unterliegt im Kampfe wie Borotin. Schon will ihm Lara den Gnadenstoß versetzen, da setzen sich die Anwesenden dawider. Und Lara ist während des Kampfes ein ganz anderer geworden. Räuberwut erfaßt ihn wie Jaromir:

Laras Stirn wird plötzlich wie das Graun
Der Nacht so schwarz, dämonisch anzuschaun...

Die blutige Tat beider ist ein Rückschlag, eine Folge ihres Vorlebens. Jaromir und Lara haben dem Verbrecher=

tum entsagt, beide werden gegen ihren Willen in die alte Bahn zurückgedrängt.

Noch ist das Verhalten der Geliebten zu beachten. Der Wortstreit Laras erregt die Neugier der versammelten Gäste, besonders Kaled — ist es Gulnare aus dem „Korsar"? — folgt ihm mit atemloser Spannung. Ganz so verhält sich Berta. Regt sich in ihr der erste Verdacht gegen den Geliebten?

Sie geht mit Jaromir ab wie Kaled mit Lara.

Endlich noch die merkwürdige Übereinstimmung eines Nebenzuges.

Am folgenden Tag ist Ezzelin verschollen, man forscht und alles, was man aufdeckt, ist: „ein Zimmer ohne Insassen, ein Hengst ohne Reiter".

Der nämliche Befund bestärkt den aufsteigenden Verdacht Bertas:

> Alles leer! — das Fenster offen!
> Er ist fort! —

Kaum bedarf es des Zusatzes, daß sich keiner dieser eigenartigen Vorgänge in den Quellen der „Ahnfrau" vorfindet.

Das Gespenstische.

So packend und charakteristisch sich auch sonst die Handlung der „Ahnfrau" anläßt, ihren eigensten Charakter erhält sie erst durch die Gespenstermotive und eine Untersuchung wie die vorliegende wäre unvollständig, wenn sie die Geisterwelt außer acht ließe, zumal fast alle poetischen Erzählungen Byrons in die Welt des Übersinnlichen hinübergreifen. Und schon bei Byron wird das Gespenstische mit dem Ernst der Überzeugung, mit einer Hingabe an den Gegenstand behandelt, die Gespensterglauben oder zum mindesten die Fiktion des Gespensterglaubens zur Voraussetzung haben.

Bekanntlich ist die Gestalt der Ahnfrau nicht ganz einheitlich durchgeführt. Ihr Erscheinen erregt bald namen=

loses Entsetzen, bald leidenschaftliches Begehren, sie darf nur warnen, greift jedoch gelegentlich entscheidend in die Handlung ein, anfangs verharrt sie in Schweigen oder spricht nur abgerissene, klanglose Worte, am Schlusse nimmt sie am Dialog regen Anteil. Wie dies zum Teil auf die Quelle, das „Volksmärchen", zurückgeht, wurde schon a. a. O. ausgeführt. Das Schillernde im Charakter der Ahnfrau könnte aber sehr wohl durch die Dichtungen Byrons verstärkt worden sein. Sie weisen Gespenstertypen aller Schattierungen auf: neben lieblichen Erscheinungen wie Leila im „Giaur" und Franzeska in der „Belagerung Korinths", Schreckgespenster, die grellstes Entsetzen erregen, den Erschreckten sinnlos zu Boden schleudern, das eigene Geschlecht vampirartig austilgen. Mit Zügen der lieblich zarten Leila und Franzeska konnte sich der Schauer der Vampirgestalt des Giaur verbinden und die Spukgestalt der Ahnfrau heraufführen helfen, die vielleicht gerade durch diese Gegensätze um so furchtbarer wirkt.

Lara.

Der Örtlichkeit, dem ganzen Milieu nach steht „Lara" der „Ahnfrau" am nächsten, näher selbst als das „Volksmärchen"! Vereinsamt, freud- und friedlos bewohnt Lara das Schloß seiner Väter, von unheilvollen Ahnungen erfüllt, von schwerer Schuld bedrückt, von unmenschlichen Schrecken verfolgt. Düstere Gänge, „gotische Hallen", Ahnensäle mit den nachdunkelnden Bildnissen der Vorfahren, die Gruft mit den Grabstätten eines gewalttätigen, unseligen Geschlechts . . . . eine Umgebung ganz im Einklang mit Laras Wesen.

> Sein finstres Haupt, von Rabenhaar umkraust,
> Sein Federbusch, hoch wallend und zerzaust,
> Schien eines Toten Zubehör und gab
> Ein Ansehn ihm, als stieg er aus dem Grab.

In solcher Atmosphäre gewinnt das Leblose gespenstisches Leben:

Er (Lara) ging und sann, und auf die Flur von Stein
Durchs dunkle Gitter fiel der Mondenschein,
Und gotisch Dach und buntes Fenster schien
(Wo in gemalter Andacht Heil'ge knien)
Spukhaft zu regen sich im bleichen Licht,
Wie Leben, doch wie menschlich Leben nicht.

Hier gleich ein noch bezeichnenderes Beispiel gespenstischer Halluzination aus der „Belagerung Korinths“ (die Stelle geht auf den Geist Franzeskas):

Wie ein finstres Gesicht, in Tapeten gewebt,
Wann's unter dem Hauche der Herbstluft bebt
Bei der sterbenden Lampe Flackerlicht,
So ähnlich dem Leben und lebt doch nicht,
Als wollt es durch die Dämm'rung eben
Von schattiger Wand herniederschweben. —

Wir erinnern uns an Bertas Erlebnis im Ahnensaal! Gleichzeitig an ihre Worte, die sie nach dem Erscheinen der Ahnfrau an den Vater richtet:

Oder dieser Halle Dunkel,
Matt vom Kerzenlicht erhellt,
Täuscht' in trügender Gestaltung
Euer schlummertrunknes Aug'!

Die Diener und Gefolgsleute Laras teilen mit Günter die ängstlich dreiste Schwatzhaftigkeit. Ihre Gemüter sind von den sie umgebenden Schrecknissen erfüllt und sie ermangeln nicht, die unheimlichen Gerüchte in Umlauf zu bringen:

Und im Vertraun (so raunten sie) noch eins:
Man hört ein Flüstern, dumpfer[1]) noch als seins.
Mag lächeln, wer da will! — Doch ein'ge sahn ...
Was es auch war, es war nicht wohlgetan.

---

[1]) Less earthly.

„Zitternd, zu zweien (allein wagen sie es nicht) schleichen sie verschüchtert umher und meiden die verhängnisvolle Halle.“ Der kleinste Anlaß erschreckt sie. Byron als Erzähler gibt, nicht ohne Ironie, die Anlässe der Halluzinationen:

Der Banner Rauschen, der Gewölbe Hall,
Des Teppichs Rascheln und der Türen Schall,
Der Bäume lange Schatten rings am Haus,
Der Abendwind, der Flug der Fledermaus,
Alles erschreckt sie, wenn des Abends Grau
Traurig herabsinkt auf den finstern Bau.

Günter, ganz vom Standpunkt der Dienerschaft Laras, bringt die Halluzinationen selbst, schildert das gespenstische Treiben:

Wahrlich, eine schreckenvollre
Hat dies Aug' noch nie gesehn,
Wimmernd heult der Sturm von außen
Und im Innern schleicht Entsetzen
Sinnverwirrend durch das Schloß.
Auf den dunklen Stiegen rauscht es,
Durch die öden Gänge wimmert's
Und im Grabgewölbe drunten
Poltert's mit den morschen Särgen,
Daß das Hirn im Kreise treibt
Und das Haar empor sich sträubt . . .

Das Entsetzliche bleibt denn auch nicht aus:

Rings tiefe Nacht und Schlaf, — das einz'ge Licht
Der bleichen Lampe stört das Dunkel nicht.
Horch! — ein Gemurmel geht durch Laras Saal,
Ein Ton — ein Wort — ein Ruf — ein Schrei der Qual!
Ein langer, lauter Schrei! Dann alles still, —
Zum Chor der Schläfer drang es wild und schrill . . .
Sie hören, springen auf und zitternd dreist
Stürzen sie hin, wohin der Schall sie weist.

Eine Schauderszene, ähnlich der auf Schloß Borotin, scheint sich abgespielt zu haben. Auch Lara ist verschlossen und heuchelt Gleichmut, was das Entsetzen der Umgebung nur noch vermehrt.

Der Giaur.

Die schauerlichste Ausgeburt der Byronschen Gespensterwelt ist der Vampir im „Giaur“, eine grauenhafte Spukgestalt, die in manchen Zügen an die Ahnfrau erinnert, aber auch an deren Urbild im Schauerroman „die blutende Gestalt“. Der Vampir ist durch den unheimlich starrenden Blick des weitgeöffneten Auges gekennzeichnet, der schreckt und doch mit unerklärlichem Zauber festhält, lähmend wie der Blick der Schlange. Wir erinnern uns auch an eine Stelle der „Ahnfrau“, die eine Anspielung auf die Vampirsage zu enthalten scheint:

Und die Angst mit Vampirrüssel
Saugt das Blut aus meinen Adern,
Aus dem Kopfe das Gehirn!

* * *

Leila, die Heldin im „Giaur“, hat schwere Schuld auf sich geladen. In sündiger Liebe ergibt sie sich einem Giaur. Ihre Treulosigkeit muß sie mit dem Tode büßen und sie findet keine Ruhe im Grabe. Die Schuld und das Schicksal der Ahnfrau!

Der Verführer rächt den Tod der Geliebten. Hassan, der Gemahl Leilas, fällt von seiner Hand. Für sein Doppelvergehen trifft ihn die härteste Strafe:

Erst aber soll dein Leib auf Erden,
Der Gruft geraubt, zum Vampir werden.
Und in gespensterhafter Wut
Aussaugen all der Deinen Blut. [1])
Bei Weib und Kind, ein Nachtphantom,
Schlürfst du des Lebens warmen Strom —

Sein eigenes Geschlecht muß er aufs grausamste vernichten! Ihm widert das ekle Mahl. Er liebt seine Opfer,

[1]) And suck the blood of all thy race.

sein Herz lehnt sich auf gegen den furchtbaren Zwang, doch muß er ihr Herzblut schlürfen bis auf den letzten Tropfen.

Und muß nicht auch die Ahnfrau ruhelos wandeln,

> Bis der letzte Zweig des Stammes,
> Den sie selber hat gegründet,
> Ausgerottet von der Erde?

Sie harrt auf des Hauses Untergang, den sie wünscht und scheut zugleich. Auch sie liebt die Nachkommen ihres Blutes. Küßt sie nicht den entseelten Jaromir auf die Stirn? Und findet nicht der Unselige in ihren Armen ein jähes unerklärliches Ende?

Nächtlicherweile entsteigt der Vampir dem Grab, nach Vollendung seines Schicksals wendet er sich wieder dem Grabe zu. Ein für die Ahnfrau so charakteristischer Zug!

Und das Geschlecht des Vampirs ist ohne Verschulden dem Untergang geweiht. „Für die Schuld des Vaters" muß es büßen. Damit ist eine Situation gegeben, die zur Einarbeitung der Schicksalsidee förmlich auffordert. Wie leicht konnten sich unter diesen Voraussetzungen Motive einstellen, wie sie der Schicksalstragödie geläufig sind. Die Abkömmlinge der Ahnfrau müssen sich gegenseitig selbst vernichten, bis auf einen, Jaromir, den Unbändigsten, den seine ungezügelte Leidenschaft dem Gespenst in die Arme treibt. Dies einemal übernimmt die Ahnfrau das grausam mitleidsvolle Amt des Vampirs.

Auch im „Giaur" ist das Schicksal des letzten Opfers — es ist ein Mädchen — ganz besonders ergreifend dargestellt:

> Nur eine, die du würgen mußt,
> Die jüngste, deiner Augen Lust,
> Wird segnend dich noch Vater nennen —
> Dein Herz wird bei dem Wort verbrennen!
> Du mußt es tun, du mußt es schaun,
> Des Blicks Verglühn, der Stirne Graun,
> Das Auge, das so gläsern stiert,
> Sein leblos Blau, wie es gefriert.

Wie sich diese Motive in andere Anregungen fügen, die von Byron ausgehen, soll weiter unten im Zusammenhang dargestellt werden. In beiden Dichtungen aber, im „Giaur“ und in der „Ahnfrau“, könnte sehr wohl die sündhaft leidenschaftliche Veranlagung des Geschlechtes, die Vererbung verhängnisvoller Triebe als Ursache für den tragischen Ausgang verantwortlich gemacht werden.

Die Belagerung Korinths.

Bei Byron sind die lichteren Vertreter der Geisterwelt vorherrschend: anmutige, zarte, verführerische Gestalten, Frauen und Mädchen, welche die Sehnsucht nach dem Geliebten in das Getriebe der rauhen Welt zurückführt. Jene Leila, die, so ganz und gar eine Vorläuferin der Ahnfrau, um ihrer großen Leidenschaft willen den Tod erleidet, und Franzeska, die ihrem geliebten Lanciotto-Alp in den Wällen des belagerten Korinth erscheint. Sie ist ganz Hingabe, nur auf das Heil des Geliebten bedacht, hinweggeläutert über jede selbstische Regung.

Die Lieblichkeit überwiegt, ganz allmählich, kaum fühlbar regt sich das Grauen.

Noch Rosen sind auf ihren Wangen,
Nur daß in zartrem Duft sie prangen;
Das Spiel der weichen Lippen fehlt,
Das lächelnd sonst ihr Rot beseelt;
Das dunkle Meer scheint fahl und grau
Vor ihres Auges tiefem Blau,
Doch wie das Meer, das kaum noch wallt,
Steht still dies Auge, hell, doch kalt.

Das sinnliche Element wird absichtlich herausgearbeitet, doch ist es ein ätherischer, überirdischer Reiz, der von Franzeska ausgeht:

Ein dünn Gewand die Glieder deckte,
Nichts des Busens Glanz versteckte;
Durch das Haar, das lang und los
Niederfloß auf ihren Schoß,
Schien der Arm schneeweiß und bloß.

Und eh' sie noch ein Wort verlor,
Hob einmal sie die Hand empor,
Die war so dünn, durchsichtig fein,
Man sah hindurch den Mondenschein.

So kann man sich die Ahnfrau vorstellen, wenn sie lautlos über die Schwelle von Bertas Schlafgemach gleitet oder auf den Ruf Jaromirs aus dem Dunkel der Gruft zum letzten Stelldichein hervortritt. So muß sie mindestens dem Geliebten erscheinen, der vom glühendsten Verlangen erfüllt ist.

Ich soll fort: Ich kann nicht, kann nicht!
Wie ich dich so schön, so reizend
Vor den trunknen Augen sehe,
Reißt es mich in deine Nähe. [1])

Und dies im Widerspruch zur Quelle, wo die blutende Gestalt rein Schreckgespenst ist!

* * *

Alp ist in düsteres Brüten versunken. Plötzlich, ganz unvermutet, steht Franzeska vor ihm, ohne daß er ihr Nahen bemerkt hat. Er erschrickt, starrt hin, von lähmendem Grauen erfaßt. Er erkennt sie, d. h. er vermeint sie zu erkennen — denn er hält den Geist für die Geliebte selber, die lebende Franzeska:

Er stiert, er schaut, er kennt bereits
Der Züge Huld, der Formen Reiz:
Franzeska wars, an seiner Seite,
Sie selbst, um die er fruchtlos freite!

Entschiedene Ansätze zum Verwechslungsmotiv, das in der Quelle einen so breiten Raum einnimmt. Ganz so

---

[1]) Hier finden auch die Dichter ähnlichen Ausdruck für die übermächtige Leidenschaft.

Giaur: And if it dares enough, 't were hard
If passion met not some reward —

Jaromir: Hat die Liebe je verwehrt,
Was die Liebe heiß begehrt?

verläuft die Geisterszene im ersten Akt. Borotin fährt aus seinem schweren Schlummer. Er findet sich der Ahnfrau gegenüber und glaubt in dem Gespenst seine Tochter zu erblicken.

So nimmt auch Jaromir im zweiten und fünften Akt den Geist ohne weiteres für die erwartete Geliebte.

Alp verharrt hartnäckig auf seinem Irrtum. Das plötzliche Verschwinden des Geistes flößt ihm wohl Mißtrauen gegen seine Sinne ein, doch erst das Zeugnis aus dem Munde Minottis, des Vaters, bringt ihm volle Gewißheit:

> Sie (Franzeska) ist sicher! — Wo? wo? — Droben . . .
> . . . .
> O Gott! wann starb sie? – Gestern Nacht.

Zur selben Stunde, als Alp die Geliebte in den Wällen von Korinth erblickte!

Ganz ähnlich in der „Ahnfrau". Die Verblendeten halten mit gleicher Zähigkeit an ihrem Irrtum fest. Selbst das Zeugnis Günters, Berta sei fern gewesen und „komme vom Söller", vermag Borotin nicht zu überzeugen:

> Es ist klar, ich hab' geträumt!

Einmal freilich im Verlaufe der Unterredung mit dem Geiste will es uns bedünken, als müßte Alp zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Besänftigend faßt Franzeskas Hand nach ihm:

> Sie legte ihre Hand auf seine;
> Ihm zuckt es durch das Mark der Gebeine,
> Und über ihn ein Grausen kam,
> Als wären die Glieder starr und lahm.
> Schwach war die tödlich kalte Hand,
> Doch fühlte er hilflos sich umspannt;
> Nie aber lähmte so holder Zwang,
> Mit solchem Entsetzen der Pulse Gang,
> Wie die dünnen Finger, schmal und weiß,
> Sein Blut verwandelten zu Eis.

Und plötzlich sieht er sie mit ganz anderen Augen an: vielleicht ist sie auch eine andere geworden, vielleicht ist mit der letzten Hoffnung auch der letzte Lebensfunke in ihr erloschen. Der Geist Franzeskas ist nun der Ahnfrau noch ähnlicher geworden.

> . . . . . sein Herz war regungslos wie Stein,
> Als sie, die er so lang gekannt,
> So tief verwandelt vor ihm stand,
> Hold, aber matt, ohn' einen Strahl
> Des Geistes, von welchem dazumal
> All ihre Züge gesprüht und gelacht,
> Wie funkelnde Wellen in sonniger Pracht;
> Die starren Lippen still wie die Gruft,
> Die Wort' ohne alle atmende Luft;
> Kein Wogen den schwellenden Busen hebt,
> Kein Pulsschlag in den Adern lebt.
> Wohl glänzt ihr Auge, doch zuckt es nicht,[1]
> Unwandelbar schien und wild sein Licht,
> Und der Blick in dem Auge so seltsam traf,
> Wie das Auge des Träumers in wandelndem Schlaf. —

Man kann sich der Erinnerung an Bertas Worte nicht erwehren:

> Und mir selbst nicht ähnlicher
> Als ein Lebend'ger seiner Leiche.

Vornehmlich aber in der Geisterszene des zweiten Akts finden wir einen ähnlichen Zug zu drastischer Wirkung gebracht. Wie sich Jaromir der Ahnfrau „nähert, hält die Gestalt den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger ihm entgegen. Jaromir stürzt schreiend zurück". Gleichzeitig ruft Berta von innen. Jaromir muß von seiner Wahnvorstellung zurückkommen.

* * *

Franzeska erscheint dem Geliebten, um die rührendste Mission der Welt zu erfüllen. Lanciotto-Alp ist vom Christentum abgefallen, ewige Verdammnis bedroht ihn.

[1] Yet the lids were fix'd —

Sie macht den letzten Versuch, das Seelenheil des Geliebten zu retten.

Die Unterredung zwischen beiden weist einen straffen dramatischen Bau auf. Erst hält ihm Franzeska seine Schuld vor. Dann fordert sie ihn auf, in sich zu gehen, den falschen Glauben abzuschwören. Zweimal, fast mit denselben Worten, richtet sie diese Aufforderung an ihn. Das erstemal stellt sie ihm sogar noch Hoffnung auf Lebensglück in Aussicht. Bei der zweiten Aufforderung hat Alp bereits das irdische Glück verwirkt; um seiner Seele willen dringt Franzeska noch weiter in ihn. Seine neuerliche Weigerung macht alles zunichte.

Er bleibt verstockt, von Franzeska will er aber nicht lassen:

> Nein, ob die Wolke von Donnern strotzt,
> Um ihn zu zermalmen, — er steht und trotzt!

Er hat eine liebliche Zufluchtsstätte für Franzeska bereit, er drängt zur Flucht:

> Du bist sicher — flieh mit mir!

Die Schlußszene der „Ahnfrau" zeigt denselben Aufbau.

Auch dort erst die Gewissensfrage: „Wo ist dein Vater?"

Dann gleichfalls die zweimal wiederkehrende Mahnung: „Kehr zurück!", die Jaromir aus der Hand der Häscher retten und seine innere Einkehr anbahnen soll.

Dieselbe Hartnäckigkeit des Helden:

> Nein, sag' ich, nein.

Auch Jaromir spricht noch jetzt von Hochzeit und drängt zur Flucht.

> Geh' ich, Weib, so folgst du mir.

Endlich: Beide wollen an Stelle der Geliebten ein Gespenst entführen, wie der Held des Schauerromans!

Hier setzen Motive aus dem „Giaur" ein. Das letzte Erscheinen Leilas im Verein mit der Vampirsage bot die

willkommenste Abrundung für das Bühnenwerk, ein stimmungsvolles Schlußtableau mit starker, grauenhafter Wirkung. Zudem lag die Verknüpfung nahe. Der Giaur und Jaromir sind seelenverwandt: gewalttätig und leidenschaftlich.

Vor seinem Lebensende glaubt der Giaur Leila zu erblicken. Keine Truggestalt, sie selbst!

> Schweig mir von Fiebers Truggesicht!
> Nein, Vater, nein, — Traum war es nicht!
> Der Traum kann nur im Schlaf erscheinen.
> Ich wacht' und wünschte nur zu weinen.

Im weißen Gewande steht sie vor ihm und winkt. Er springt vom Lager auf und faßt die Gestalt in die Arme. Doch mit Entsetzen merkt er, daß er kein Wesen von Fleisch und Blut umfange:

> ich schwör' es, Vater, ja,
> Daß ich sie sah, lebendig sah,
> Glänzend, im weißen Kleid der Gruft,
> Wie jener Stern durch Nebelduft.
> . . . .
> Ich sah sie, Mönch! ich sprang empor;
> All unser Jammer war vergessen;
> Vom Lager stürz' ich, fliege vor,
> Sie an mein rasend Herz zu pressen;
> Ich preſſ' — und halte was umfaßt?
> Nicht atmenden Leibes süße Last,
> Kein Herzschlag stimmt in meinen ein —
> Doch Leila doch! der Leib ist dein!
> . . . .
> Du bist so kalt — was kümmert's mich?
> Wenn nur mein Arm sich schlingt um dich,
> Sein Alles, was er wünscht für sich.

Er weiß, daß sie tot ist, daß ihre Gebeine am Grunde des Meeres ruhen und doch will er es nicht glauben:

> Da ist es noch! — wie stumm es steht
> Und mit den Händen winkt und fleht!
> Das Auge schwarz, gestrählt das Haar, —
> Ich wußte, daß es Lüge war!
> Sie lebt!

Er hat nur einen Gedanken, sich mit Leila zu vereinen und gälte es auch das Leben:

> Sie war der Leitstern meines Lebens,
> Nun tast' ich durch die Nacht vergebens, —
> Wie gerne folgt' ich seinem Strahl,
> Sei's auch zu Tod und Todesqual!

Und früher schon die bedeutungsvollen Worte:

> Wenn sie ein Grab auf Erden hätte,
> Mein brechend Herz und fiebernd Haupt,
> Ach, teilte längst ihr enges Bette.

Ganz ähnlich gebärdet sich Jaromir. Die Ahnfrau trägt die Züge der Geliebten, sie kann also kein Gespenst, sie muß seine Berta sein:

> Das sind meiner Berta Wangen,
> Das ist meiner Berta Brust!
> Du mußt mit! Hier stürmt Verlangen,
> Und von dorther winkt die Lust.

Und selbst, nachdem er Berta im Sarge erblickt, in hellem Wahnwitz:

> All umsonst! ich lass' dich nicht!
> Das ist Bertas Angesicht,
> Und bei dem ist meine Stelle!

Er stürzt auf die Ahnfrau zu und findet in den Armen des Gespenstes den Tod, wie die beklagenswerten Opfer des Vampirs in den Armen des Giaurs. Jaromir und Berta aber werden im Tode vereinigt.

Endlich schreiten Ahnfrau und Vampir dem Grabe zu, der Giaur, dem Fluche gemäß, der auf ihm lastet:

> Dann wank' zu deiner finstern Klause,[1]
> Mit Gulen und Afriten hause, —
> Voll Graun vor dir entfliehn selbst die,
> Scheusal, entsetzlicher als sie.

---

[1]) Then stalking to thy sullen grave —

Wofür Grillparzer die bekannten Worte prägt:

Öffne dich, du stille Klause,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.

Auch sie das Werkzeug eines höheren Willens!

* * *

Dies die Anregungen, die Grillparzer aus Byron schöpfen konnte. Sie sind mannigfachster Art. Züge der Quellen werden verstärkt oder in willkommenster Weise ergänzt. Neues fügt sich prächtig in das werdende Ganze. Besonders, wo die Quellen versagen, scheinen Motive aus Byron einzusetzen.

Als Beispiel für viele: der tragische Ausgang des Helden. Wir finden ihn schon bei Byron vorgezeichnet, und zwar im Gegensatz zu den Quellen, im Gegensatz mindestens zum Schauerroman. Das Ende des Räubers Mandrin kommt kaum in Betracht; es ist zu dürftig und kriminalistisch peinlich. Bernard aber, der Held des „Volksmärchens", wird schließlich seiner Berta glücklich angetraut und nicht genug daran; während des Hochzeitsfestes dringt aus der Ferne ein seltsamer Sang; das Schreckgespenst, das inzwischen recht zahm geworden, singt den Neuvermählten eine Art Hochzeitskarmen.

Noch ein Wort über die Arbeitsweise des Dichters. Nach dem Gegebenen kann hierüber wohl kein Zweifel walten. Es wäre töricht anzunehmen, daß er die Bausteine zu seinem Werke aus den verschiedenen Dichtungen und den verschiedensten Stellen mühselig zusammentrug. Dies verbietet schon die rasche Entstehung des Werkes. Der Prozeß vollzog sich offenbar in ganz anderer Weise. Grillparzer hat die Dichtungen Byrons nicht nur so obenhin, schlecht und recht gelesen. Er hat sie nachschaffend erlebt. Wie Erlebnisse ruhen sie in seinem Innern. Sie sind in sein Selbst aufgegangen. Als er nun an die Ausführung eines eigenen Dramas schreitet, strömen ihm die Motive und Einzelzüge, bewußt oder unbewußt, in reichster Fülle von selber zu.

Diese innigste Vertrautheit mit den Schöpfungen Byrons muß also früh angesetzt werden. Jedenfalls vor jenem bedeutungsvollen Morgen, an welchem es wie eine Erleuchtung über den Dichter kam und er die „Ahnfrau" im Plan entwarf. Insofern könnte man auch von einem Anteil Byrons schon an der Stoffwahl sprechen.

Es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, daß das Recht einer solchen Arbeitsweise nur den Berufensten zusteht, daß sie geradezu der Prüfstein des inneren Wertes ist. Nur starken Künstlerindividualitäten gelingt es, Entlehntem neues Leben einzuhauchen; denn „von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, tragen wir den Keim in uns".

Das Unterfangen des Dichters war um so kühner, als er zu einer so tiefstehenden Quelle griff, wie es der Schauerroman ist. Grillparzer konnte es ruhig wagen. Hatte er doch „Poesie genug", die Geistergeschichte auf das vollkommenste „auszustatten". Deshalb bedeutete ihm aber auch die „Ahnfrau" mehr als ein bloßer äußerer Erfolg; sie war ihm Gewähr des vollsten dichterischen Könnens. Er hatte den Schatz im eigenen Herzen für immer entdeckt und gehoben. Auch er fühlte sich auserfehn und in den Kreis der Berufenen aufgenommen.

August Gottlieb Hornbostel.

Von

Dr. Egon von Komorzynski.

„Abends bei Doktor Schäfer verschiedenes von den Arbeiten unseres gemeinschaftlichen Schulkameraden Dr. Hornbostel von ihm selbst vorlesen gehört. Wirklich ausgezeichnet. Manches so gut als bei Tieck, manches, besonders das Versificierte, besser. Ich habe in ihn gedrungen, ein paar Bände herauszugeben; obwohl man dazu eigentlich niemand auffordern sollte, denn es ist das Grab der Innigkeit, des Einlebens in den Gegenstand, der Empfindung, der Unschuld, was weiß ich? Wenigstens mich hat die Publicität alles das gekostet. Indeß mag es bei Andern anders sein. Dieser Mann ist beinahe um 5 Jahre älter als ich und hat sich in seiner Zurückgezogenheit so innerlich jung und frisch erhalten, daß mir ganz weh ums Herz wurde bei der Vergleichung!" — Diese Worte schrieb Grillparzer am 20. Dezember 1831 in sein Tagebuch.[1] Der Dichter, auf den sie sich beziehen, ist Dr. August Gottlieb Hornbostel (1786—1838), der als Arzt an der k. k. Ingenieurakademie wirkte. Der Mann, dem Grillparzer hier so reiches Lob spendet, mit dem er sich so wehmütig vergleicht, ist gleich so vielen anderen Talenten schon längst vergessen — aber er hat es selbst nicht anders gewollt: er hat nicht nach Anerkennung gestrebt, wollte nicht bekannt und berühmt werden. Für die Welt war er der Arzt und er

[1] Aus Grillparzers Tagebüchern, herausgegeben von Karl Glossy, S. 102.

widmete sich seinem Berufe mit Hingebung; für sich war er Poet und führte ein durchaus poetischer Betrachtung und Gestaltung geweihtes Innenleben. Eine ans Krankhafte streifende, fast unüberwindliche Scheu vor der Öffentlichkeit war ihm eigen. Was er schuf, das schuf er im Grunde für sich selbst, bloß um dem Drange seines Herzens zu genügen; höchstens las er vertrauten Freunden hie und da etwas vor; der Gedanke an ein Publikum hätte seine Schaffenskraft gelähmt. Er schied auch den Schriftsteller streng vom Dichter und hat, obwohl jahrelang als Mitarbeiter der „Wiener Zeitschrift" schriftstellerisch tätig, trotzdem er bisweilen eine dramatische Kleinigkeit für eine Dilettantenaufführung schrieb, die reichsten Früchte seines poetischen Talents sein Leben lang sorgfältig vor der Öffentlichkeit gehütet. Erst wenige Jahre vor seinem Tode ist er — wohl nur auf das Zureden seiner Freunde — mit zwei Dramen vor das Publikum getreten: am 27. September 1833 wurde seine Tragödie „Maria oder die Pest in Leon" (die auch 1834 in Prag gegeben wurde), am 14. Februar 1835 sein Trauerspiel „Die Heimberufenen" im Burgtheater aufgeführt. Beide Stücke wurden, wie Costenoble in seinen Tagebüchern berichtet (2. Bd., S. 166 u. 217), wegen „Langweiligkeit" ausgelacht und fielen durch.

Nur aus dem Geist des vormärzlichen Österreich können wir eine Persönlichkeit wie Hornbostel verstehen. All die Kraftlosigkeit, die Lust, sich zurückzuziehen und sich auf sich selbst zu beschränken, die Vorliebe für ein stilles, friedliches Glück des Herzens, der Verzicht auf Glanz und Ruhm, die den Menschen nur ins Verderben stürzen — alle diese typischen Merkmale des Altösterreichertums sind in Hornbostel verkörpert. Auch er hätte können in eine Nußschale eingesperrt sein, ihn zog es nicht in die Welt hinaus, in der eigenen Brust wohnte, auf stiller Selbstgenügsamkeit beruhte sein Glück. Dichten hieß ihm sich in seine Gedankenwelt einspinnen, und was er so in einsamen Stunden schuf, hätte er nie freiwillig und leichten Herzens der Öffentlichkeit preisgegeben. Darum

bietet uns das wenige, was von ihm gedruckt vorliegt, keine Handhabe, die eigentliche Bedeutung seiner Dichternatur zu ermessen: eine Durchsicht seines handschriftlichen Nachlasses, den Glossy 1892 für die Stadtbibliothek erworben hat, aber läßt uns staunen über die Feinheit und Tiefe dieser Poetenseele. Mancher verblüffend an Grillparzer erinnernde Zug fällt da auf. Auch Hornbostel führt den Menschen gern im Kampfe mit sich selbst vor: wie er, von der Sucht nach Herrschaft oder Ruhm zum Frevel getrieben, zugrunde geht, oder wie er noch bei Zeiten die gefährliche Bahn verläßt und ein bescheidenes, stilles Glück vorzieht. Eine Neigung, die Menschen zu beobachten und ihren Charakter zu studieren, verbunden mit dem scharfen Blick des Arztes, gibt selbst den phantasievollsten Dichtungen eine eindrucksvolle Lebenswahrheit: auch hier teilt sich, wie bei Grillparzer, die dichterische Phantasie in die Herrschaft mit dem kühlen Verstande. Endlich zeigt sich eine Sucht zu grübeln, eine hypochondrische Neigung zum Mißtrauen gegen sich selbst und gegen die anderen, in vielen dieser Werke, „das Einsame seines Wesens“ mag auch Hornbostel um viele Freuden gebracht haben. Und doch hat gerade wieder auch er das Entstehen der Liebe in jungen Herzen, die zarte Empfindung der Mutter- und Geschwisterliebe, die hingebungsfreudige Aufopferung eigener Wünsche für das Glück anderer meisterlich geschildert. Diese Dichtungen tragen das Bild ihres Schöpfers alle in sich: eine Natur wie „der arme Spielmann“ in ihrem Unglück und doch auch mit all ihrem Glück.

Viel zur Erkenntnis von Hornbostels Wesen tragen etwa hundert epigrammartige Gedichte reflektierenden Inhalts bei, die, in einem Heftchen vereinigt, sich in seinem Nachlasse fanden. Von seinem poetischen Schaffen sagt er da:

Nicht wenig hab' ich geschrieben,
All wie es mir gefällt;
Viel dacht' ich dabei der Lieben,
Gar nicht der Lesewelt!

Und:

Die Freunde haben sämtlich gut gefunden
  Die Werkchen, welche mir verdankt das Leben:
Auch eines nur dem Publikum zu geben,
  Hab' ich darüber nicht den Mut gefunden.
Ein einz'ger hat bei kaltem Blut gefunden,
  Wie dies' und jene Schrift nichts wolle taugen:
Ich dank' es ihm! Sie ist mir aus den Augen
  Und hat ihr Recht in heller Glut gefunden.

Der Geist stillen Selbstbeschränkens erfüllt Verse wie:

Scharf braust der Wind von Osten her und Norden
  Und wird in West und Süden kühlig labend —:
  So ist zu Lebens Mittag und gen Abend
Mein Sinn auch mählich sacht und mild geworden.

Oder:

Einst hatt' ich fremde Welten
  Zu entdecken gewaltig Lust:
Seit fand ich zu entdecken
  Genug in der eigenen Brust!

Menschenkenntnis und bitterer Hohn spricht aus den Versen:

Wie Liebe die Püppchen an Zauberdrähten
  Zu lenken weiß nach ihren Launen,
    Erkannt' ich oft mit Leid und Staunen,
  Wenn ich sah, daß aller Vernunft zum Hohne,
  Sie sich mühten, ein Bild vom gemeinsten Tone
Zu vergülden erst, dann anzubeten!

Viel hört' ich die Frauen ob der Ehe klagen,
  Vermählen die Töchter doch allesamt;
  Von Freiheit die Männer viel Rühmliches sagen:
Und jeder suchet sich doch ein Amt.

Ist manchmal mir die Geduld gerissen,
  So war es, weil ich mußte seh'n,
Daß alle das am besten wissen,
  Was sie am wenigsten versteh'n.

Wie bittere Selbsterkenntnis klingt es:

Nur der spricht keck und behende,
Der raschen Anlauf genommen;
Der Spruch: „Bedenke das Ende!"
Läßt uns selten zum Anfang kommen.

Ob es beglücke, wenn in sich gebannt
Von edlem Stolz, man einsam steht und schweigt?
Ach manchmal bricht, wer nie sein Herz gezeigt,
In Klagen aus, daß man ihn nicht erkannt!

Von andern nicht sich wollen lieben lassen,
Das heißt am Ende nur sich selber hassen.

Am charakteristischesten aber sind die Gedichte, die sich auf Hornbostels Verhältnis zu den Frauen beziehen:

Trat eine entgegen, war ich spröde;
Ließ eine mich geh'n, ließ ich sie bleiben;
Zog eine mich an, so war ich blöde:
Wie sollte da Liebe Blüten treiben!

Meinst du, es sei so leicht getan,
Ein heißerwachendes Gefühl,
Sich rankend leis' an dich hinan
Und ohne Warner, ohne Zeugen,
Von dir mit Ernst, doch nicht zu kühl,
Rasch und doch schonend abzubeugen?
Meinst du, das sei so leicht getan?

Halb scherzend:

Zwei Stück' an mir zu loben
So manches Mädchen fand,
Die beiden Stücke waren
Mein' Aug' und meine Hand.
Nun wohl, darauf zu halten
Hab' ich mich auch beschränkt,
Das Aug' auf keine geworfen,
Die Hand an keine verschenkt.

Dann wieder ein echt Grillparzer'scher Zug:

Sie sagt es mir, daß sie mich trag' im Herzen,
Als ich zu hoffen kaum es noch gewagt:
Ein Blitz der Lust! Darauf ein fröstelnd Schmerzen,
Daß sie es mir gesagt!

* * *

Zunächst frappiert die Menge dessen, was Hornbostel, der 52 Jahre alt gestorben, neben seiner anstrengenden Berufsarbeit geschaffen hat. Ein handschriftliches Verzeichnis in seinem Nachlasse enthält die folgende Zusammenstellung seiner Schriften[1]):

Trauerspiele:

† Maria oder die Pest in Leon.
† Die Heimberufenen.
† Die Normannen.

Lustspiele:

† Die Zweifel.
Mutwille.
Zu leihen.
Der Zauberdoktor.
Der neue Gasthof oder Brief und Siegel.
† Der Neider.
Das Vorspiel der Pantomime.
Die Liebeswut.

Schauspiel:

† Manneswort.

Singspiel:

† Das stille Volk.

Opern:

Helene, Prinzessin von Servien.
Reinold.

Aufsätze in Prosa:

Der Blick auf das Gras.
Der üble Namenstag.
Die Wette. Aus Jonathans Papieren entwendet und fortgesetzt.
Einige Spätworte über die Zauberflöte.
Die Jungfrau.
Die frommen Söhne; Erzählung nach Herodot.
Die Genesung.
Ein Morgen auf der Gemäldegalerie.

---

[1]) Von den in diesem Verzeichnis angeführten Werken sind nur wenige erhalten. Ich habe sie hier durch ein dem Titel vorangestelltes Kreuz bezeichnet. Das Material, das der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, beschränkt sich daher auf sechs ernste Dramen, zwei Lustspiele, zwei Epen und fünf Erzählungen.

† Ein Sommer im Hochgebirge

† Agathe oder die Opfer.

Das Schloß Gristevort oder die Kriegsmänner.

† Angioletta.

Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

Federzeichnungen, auf einer Herbstreise von Wien nach Gotha 1811 entworfen.

Die Lauscherinnen.

Vorlesung über die Stallfütterung in der Ehe.

Der Schleyer.

Schweizerszenen aus meinem Tagebuche 1807.

† Die schiffbrüchigen Geschwister.

Märchen:

† Das Angedenken oder des Sängers Fahrt durchs Land.

† Die schönste Stätte.

† Der Silberschild.

Vom Blauauge und Schwarzauge.

Gedichte:

† Der Becher.

Das Konzert im Theater: ein Fragment im homerischen Versmaße.

Der Lenz im Walde; Gedicht in 16 Liedern.

Der Besuch im Kloster.

Des Wanderers Sommerabend.

Die Dorfschenke.

Mutterseelenallein.

Des Reiters Heimkehr; Idylle in neun Liedern.

† Rückblicke.

Berglieder.

* * *

Das aus dem Jahre 1816 stammende Märchenspiel „Die schönste Stätte" steht, was poetischen Wert anbelangt, unter Hornbostels Dramen obenan. Freilich den strengen Maßstab des Dramas dürfen wir an dieses Stück nicht legen; es ist ein nach dem Vorbild der Romantiker, insbesondere Tiecks, geschaffenes, in einzelne prächtige Gemälde zerflatterndes szenisches Märchen. Die Handlung ist geheimnisvoll umschleiert und lockt zu symbolischer Ausdeutung. Zur Aufführung hätte sich das Stück nie geeignet; abgesehen von seiner allzu großen Länge mangelt ihm jegliche Steigerung,

der Dichter hat auch auf die Einteilung in Akte verzichtet, ohne tiefer einschneidende Ereignisse schreitet die Handlung langsam dahin; die lose aneinander gereihten Szenen gleichen liebevoll ausgeführten Stimmungsbildern.

Die Handlung des Stückes ist sehr einfach. Der Ritter Dietmar ist, noch jung an Jahren, durch eine geheimnisvolle Macht aus der lässigen Ruhe bei Vater und Mutter abgerufen worden. Ein unbegrenztes Sehnen hat ihn hinaus in die Welt getrieben und seither kennt er nur ein Ziel: Die schönste Stätte auf Erden will er aufsuchen und eine dort gepflückte Blume soll ihn glücklich machen. Nach langer Wanderung, auf der ihn sein bequemer und eßlustiger Diener Klaus treulich begleitet, kommt Dietmar durch eine Wildnis, in deren Mitte ein Zaubergarten liegt. Ewiger Frühling herrscht in diesem Garten, doch ihn umgibt ein hohes Gitter, dessen Tor fest verschlossen ist. Ein Bauer erzählt den beiden, der Garten sei durch die Macht einer Fee plötzlich über Nacht mitten in der Wüste entstanden und diene „ganz verwaisten Prinzessinnen, erhalten durch die Güte unserer Fee", zum Aufenthalt. Eine innere Stimme sagt Dietmar, daß „hier sei, was er längst geträumt": hier ist die schönste Stätte, eine von den Jungfrauen die ihm bestimmte Blume. Er schenkt seinem Roß die Freiheit und beschließt — sehr zum Verdruß des Klaus — in der Wüste zu bleiben und durch das Gitter — denn das Tor leistet allen Bemühungen einzudringen Widerstand — mit den Bewohnerinnen des Gartens in Verbindung zu treten. Bald belauscht er die Mädchen bei Gesang und Tanz und während eines anmutigen Rätselspiels tritt er an das Gitter und greift in das Spiel ein, indem er die Lösung des Rätsels ausspricht und das Wechsellied der Mädchen beendet. Durch Lieder, Spiele und Gespräche tritt man einander näher und schließt Freundschaft und bald wird sich Dietmar bewußt, daß ihn innige Liebe zu einem der Mädchen, Irma mit Namen, erfülle. Auch Irma fühlt ihr Herz für den fremden Ritter schlagen und vertraut sich einer Gespielin

an. Endlich verraten die Mädchen Dietmar die einzige Bedingung, unter der sich die Gitterpforte des Gartens einem Manne öffne: Jede Prinzessin trägt einen Ring, den sie selbst nicht vom Finger lösen kann. Dietmar muß den Ring einer Jungfrau nennen; nennt er den rechten, dann steht ihm der Eingang offen. Nach kurzer Überlegung nennt er Irmas Ring und siehe, er löst sich vom Finger und die Pforte springt auf. Doch nun bittet Irma selbst Dietmar, den Garten nicht zu betreten; sie gesteht ihm, daß sie ihn liebe, doch nennt sie selbst ihre Liebe hoffnungslos; denn betritt Dietmar den Garten, so wird dieser Irmas alleiniges Eigentum und die Gespielinnen müssen nach dem Wort der Fee erbarmungslos den Garten auf ewig verlassen. Nimmer will Irma ihr und Dietmars Glück durch ein solches Opfer erkauft wissen und darum bittet sie, selbst auf Liebesglück verzichtend, Dietmar gleichfalls zu entsagen. Dieser erklärt sich dazu bereit, obschon schweren Herzens; er sieht all sein Sehnen und Träumen vernichtet. Irma will, daß er sogleich aufbreche; er bittet sie aber noch um Aufschub bis morgen. Da ergibt sich ein Ausweg, den der schlaue Klaus ersonnen hat: Wenn auch Dietmar nicht in den Garten darf, so darf doch Irma heraus! So geschieht es; die mächtiger auflodernde Liebe läßt Irma auf den Feengarten und die Gesellschaft der Freundinnen verzichten und Dietmar ebenso gern dem Glück entsagen, die „schönste Stätte“ zu bewohnen. Aber wie er sich, Irma umschlungen haltend, zum Aufbruch anschickt, wird ihm klar, daß er doch sein Ziel erreicht hat: Wo anders ist die schönste Stätte auf Erden als in den Armen der Geliebten! Die Liebe, eine leuchtende Wunderblume, nur vom Glücklichsten zu pflücken, macht eine jede Gegend zur schönsten Stätte. — Und so trägt denn ein Nachen Dietmar, Irma und den treuen Klaus fort, einem an äußeren Gütern armen, aber durch innige Liebe verschönten Leben entgegen, während der Chor der Abschied nehmenden Gespielinnen hinter ihnen sanft verklingt.

Diese Handlung, weniger ausgezeichnet durch äußere Geschehnisse als durch ihren tiefen Stimmungs- und Empfindungsgehalt, ist mit einer wahren Hingebung vom Dichter durchgeführt worden. Die Charakteristik der Personen ist vortrefflich: In Dietmar und Klaus haben wir mehr vor uns als das aus dem idealen Helden und dem prosaischen Diener bestehende typische Abenteurerpaar; Irma ist keineswegs farblos gehalten und die verschiedenen Gespielinnen sind gut individualisiert. Auch die Gefahr der Sentimentalität hat Hornbostel glücklich gemieden und eher einen frischen Zug wienerischer Lebensfülle in das Stück gebracht. Das volkstümliche Ritter- und Zauberstück klingt in manchem an; der Einfluß des spanischen Theaters ist in manchem zu verspüren[1]; am größten ist die Ähnlichkeit mit Tiecks Dramen.

Echt romantisch aber ist das buntscheckige Gewand des Stückes; metrische Kunststücke und Reimspielereien gehen durch das Ganze, das Versmaß wechselt mitunter mehrmals in einer Szene. Wir treffen vierfüßige Trochäen, die durch Reim oder durch Assonanz miteinander verbunden sind; ferner fünffüßige Trochäen (reimlos und assonierend); fünffüßige Jamben, mit dreifüßigen abwechselnd, und sogenannte anakreontische Verse; außerdem Stanze, Sonett und neugebildete, oft kanzonenartige Strophenformen, die mitunter sehr komplizierte Bauart haben. Als ein Beispiel für den Anklang an Tiecksche Verse lasse ich den von Dietmar belauschten Gesang der Jungfrauen im Garten folgen:

Kose, kose, süße Luft,
Herze mich, dein Kindelein!
Diese Ros' an meiner Brust
Will ich dir zum Opfer weihn.
Sieh! ich drücke sie
Noch an Mund und Wangen,
Und zerpflücke sie
Und sie ist vergangen;
Süßer Tod hat sie begrüßet
Ohn' Erblassen, ohne Gruft,
Eine andre sich erschließet,
Mild gewürzet bleibt die Luft.

Mild gewürzet bleibt die Luft,
Friede wehet durch den Hain
Und er wiegt in Blumenduft
Mich zu Träumen lieblich ein.
Auf des Westes Hauch
Kommt ein Blütenregen;
Müßt' ich seufzen auch,
Wüßt' ich nicht, weswegen;
Denn mein Seufzen gleicht dem Weste,
Was es fasset, bringt es mir.
Stumme Wünsche, schlimme Gäste!
Friede, Friede weile hier!

Friede, Friede weile hier! —
Tönt am Gitter mancher Schlag;
Lächelnd blick' ich auf zu dir
Und der Ruf verhallen mag!
Fröhlicher Gesang
Sagt's von Mund zu Munde:
Draußen macht so bang
Einer seine Runde.
Draußen Klag, herinnen Singen,
O wie wohlig muß uns sein!
Laßt die Lieder nur erklingen
Leise, leise durch den Hain.

Leise, leise durch den Hain
Wandelt Mutter unsichtbar;
Lange läßt sie nicht allein
Die geliebte Töchterschar.
Ihrer eingedenk
Winden wir der Kränze
Freudiges Geschenk
Hier im ew'gen Lenze;
Ihr zum Opfer sei zerpflückt
Dieser Strauß an unsrer Brust,
Die uns mütterlich beglückt.
Kose, kose, süße Lust.

Durch doppelte Assonanz miteinander verbundene, später gereimte vierfüßige Trochäen treffen wir zum Beispiel an

der schönen Stelle, wo Dietmar den Tanz der Mädchen preist:

Dietmar:

Herrlich muß ich alle preisen,
Seh' ich ihren Tanz sich formen.
Solche Ruh' bei solcher Eile!
Diese Schlingen, Ketten, Knoten,
Schon gelöst unhörbar leise!
Wie sich ihrer flücht'gen Sohle
Kaum der Gräser Spitze neiget,
Wie der Arm, im Tanz verflochten,
Schnell und zierlich sich befreiet,
Um die Bälle, die geworfen,
Sich zur bunten Wölbung einen,
Schnell zu fassen und im Bogen
Wiederum hinaufzutreiben,
Daß nicht einer rührt den Boden!
Unten Tanz im regen Kreise,
Tanz auch in den Lüften oben;
Beide schwebend, schimmernd beide,
Leicht und voll der zarten Ordnung!
Fragen wachen auf und Zweifel,
Ob aus Mägden, erdgeboren,
Sei gebildet solcher Reigen
Und sein Lied lebend'ger Odem:
Ob die Elfen dieser Haine
Duft'gen Schritts herfürgekommen,
Hier ein fröhlich Fest zu feiern?

Klaus:

Daß aus Duft und Luft gewoben
Nicht sei jener Mädchenreigen,
Herr, das täten sie erproben,
Warfen, tüchtig sich zu zeigen,
Statt der Bälle, die dort steigen,
Statt der unschmackhaften Küsse
An den Kopf mir diese Nüsse
Und ans Ohr mir diese Feigen
Warfen sie mit vollen Händen,
Mich zur schnöden Flucht zu wenden;
Wandten Kirschen dann und Pfirschen,

Wie ein Wildbret mich zu pürschen,
Mandelkern' ein ganzes Mandel:
Doch ich stund auch ohne Wandel.
Birnen schleuderten die Dirnen,
Birnen von ganz art'ger Schwere:
Doch ich stund, ein Fels im Meere;
Einen Apfel läßt mich kosten
Jedes dieser Evenskinder,
Apfelsinen auch nicht minder:
Doch ich blieb auf meinem Posten;
Manche Mispeln hör' ich lispeln
Um die Ohren, manche Dattel:
Doch ich bleib' auch fest im Sattel!
D'rob verehren aus dem Garten
Sie mir Beeren aller Arten, —
Spenden daumengroße Pflaumen,
Kosen mich mit Aprikosen!
Nur der Trost noch muß mich laben,
Daß sie nicht Melonen haben
Oder Kokos und dergleichen.

Recht Tieckisch klingt das Stück aus in dem folgenden Chor der Mädchen, dessen einzelne Strophen sich in den Dialog einfügen:

Nacht mag gern Geheimnis haben
  Dunkel nach dem Abendrot,
Wieget stumm zween stumme Knaben,
  Todesschlummer, Schlummertod.
Doch dem holderen von beiden
  Gab sie bunter Bilder viel.
  Und ein heil'ger Ernst im Spiel
Deutet Lebens Lust und Leiden.

Liebe hell in Nächten blinket,
  Liebe heißt der Morgenstern,
Der den Auserwählten winket,
  Ihm zu folgen noch so fern.
Lieb' ist ewig, Lieb' ist golden,
  Golden, ewig ist die Treu':
  Starke Ringe, die den Leu
Fesseln in Gewalt der Holden.

Wunderkräftig ist das Hoffen!
Und ein freudiges Vertrau'n
Mag vor allem leichtlich offen
Seine Paradiese schau'n.
Liebe hat in Mutes Hände
Gern gelegt den Talisman,
Daß erschlossen sei die Bahn,
Herz an Herz des Sehnen ende.

Von der Flut dahingezogen
— Leben ist dem Strome gleich —
Sei dir hold der Himmelsbogen
Und das Ufer blumenreich,
Und die tiefen Wasser tragen
Dich getreulich, immerdar!
Fahre wohl, du schönes Paar!
Uns laß deinen Abschied klagen!

Das dramatische Märchen in drei Abteilungen „Das stille Volk" ist ziemlich stark von dem typischen Inhalt der volkstümlichen Ritterstücke, wie sie namentlich im Leopoldstädter Theater gern gegeben wurden, beeinflußt. Ritter Werner auf Trausenburg will seine Tochter Emma vermählen. Er hat zum Bräutigam den Markgrafen Hugo, der im Rufe eines Zauberers steht, ausersehen; Emma aber liebt weder Hugo noch einen ihrer drei anderen Freier, Hartlieb, Ivo und Breitinger, sie hat ihr Herz Hugos Hauptmann, dem Ritter Rainald, geschenkt. Nun geht eine alte Sage, es hause in den Kellern der Trausenburg ein Völkchen von Berggeistern, „Das stille Volk" genannt: die Herrschaft über dieses Volk gebürt dem Besitzer eines Ringes, der ursprünglich den Königen des „stillen Volkes", Immel und Ämsel, gehörte, später aber von Emmas Großvater geraubt ward und jetzt Emmas einziges Heiratsgut bildet. Aus Herrschsucht hat der böse Zauberer Hugo um sie geworben, denn er ahnt das Geheimnis dieses Ringes. Die ganze Handlung besteht nun im Grunde darin, daß Hugo dem Rainald die Braut abjagen will; nachdem sich Emma öffentlich für Rainald

und gegen Hugo erklärt hat, entlockt letzterer dem arglosen Minnesänger Treumund das Geheimnis und versenkt Rainald durch einen rasch gemischten Zaubertrank in lähmende Betäubung, aus der ihn nur die Stimme der Geliebten zum Leben erwecken könnte. Emma aber entführt er und sperrt sie in einen verfallenen Turm mitten im Walde. Die Könige des „stillen Volkes" haben sich seit dem Raub des Ringes vergeblich bemüht, das Kleinod wieder in ihren Besitz zu bekommen: ihnen ist an der Verbindung Emmas mit Rainald schon deshalb gelegen, damit nicht der böse Hugo Besitzer des Ringes und damit Herrscher über das „stille Volk" werde. Darum haben die Boten der Könige bis jetzt — freilich vergeblich — Hugos Anschläge zu hindern gesucht. Jetzt locken sie den wahnsinnigen Rainald in die Nähe des Turmes und durch Emmas Gesang wird er dem Leben wiedergegeben:

O wie stechend ist euer Dorn,
Ihr Rosen junger Minne!
O weh, wie drückend Vaters Zorn,
Daß ich euch trug im Sinne!

Zwei Quellen rieseln die ganze Nacht,
Die Rose zu begießen.
Mein Auge hat geweint und gewacht,
Seit alle mich verließen.
An Einen hat mein Herz nur gedacht
Mit sehnlichem Verlangen:
Du Ritter, du Schläfer, bist noch nicht erwacht?
Dein Liebchen sitzt gefangen!

Dem neuauflebenden Rainald wirft nun Emma aus dem Turme den Ring als Zeichen ihrer Liebe zu, doch sie verfehlt den Wurf und der Ring fällt in den nahen Strom. Rainald stürzt sich in die Flut und kommt in die am Grund gelegene Wohnung des Stromgeistes, dessen Tochter Ondine den Ring — er ist an einem Korallenast hängen geblieben — als willkommenen Schmuck angelegt hat. Ein verzweifelter Kampf um den Besitz des Ringes erhebt sich zwischen Rainald

und dem Nix: doch der Zauber des Wassermanns unterliegt der Macht der Liebe, die Rainald wunderbar gekräftigt hat. Den Ring besitzend kehrt Rainald in die Oberwelt zurück und vereinigt sich mit Emma, die der böse Hugo in dumpfer Resignation freigelassen hat. So sind die Liebenden vereint. Den Ring aber geben sie den Königen des „stillen Volkes“ zurück, die nunmehr wieder wie vorzeiten frei ihr Volk beherrschen können. Die Könige sprechen zum Schluß den Grundgedanken des Dramas aus: Die Urgewalten der Natur sollen frei sein, den Menschen aber taugt besser als die Freiheit das beseligende Band der Liebe.

Auch hier haben wir also die halb-symbolische Durchführung eines Grundsatzes von allgemeiner Bedeutung. Das „stille Volk“ hat die Freiheit verloren und soll sie wieder gewinnen; es erhält sie durch die Großmut zweier Liebender, die allen Hindernissen zum Trotz miteinander vereinigt werden. Es wurde schon gesagt, daß sich das Stück in vielem an die Traditionen der Wiener Volksbühne anlehnt. Schon das halb ritterliche, halb märchenhafte Kostüm gehört hierher, ebenso die Figuren des hartherzigen Vaters, des von der Tochter verschmähten Bräutigams, der ein Bösewicht ist, und des Wein und Frauen liebenden Minnesängers. Auch die Vorliebe für Maschinen und dekorativen Aufwand ist diesen Stücken eigen: wie wir denn auch hier das prunkvolle Bankett, eine Versammlung der Berggeister in einer glitzernden Tropfsteinhöhle und nicht zuletzt das fließende Wasser auf der Bühne haben. Endlich ist das Lokal der Ritterburg und die Sage eines oder vieler Burggeister in allen diesen Stücken anzutreffen. — Die einzelnen Personen sind diesmal nicht so klar charakterisiert und die Handlung leidet stellenweise an Verschwommenheit und mangelnder Motivierung. Wirklich vortrefflich aber ist eine Gruppe von Berggeistern gezeichnet, die den Königen als Boten dienen. Ein recht wienerischer Humor kommt in diesen Gestalten zur Geltung: Da ist einer, der immer stottert: ein anderer turnt und springt fort-

während: ein dritter bleibt steif und starr wie ein Kloß. Sehr kennzeichnend ist in dieser Hinsicht eine Szene, in der die Geister den Sänger Treumund verhindern wollen, Hugo das Geheimnis auszuplaudern — leider haben ihnen die Könige alle Gewalt verboten und so suchen die Geister den Schwatzhaften durch Zupfen, Klopfen, Aufdenfußtreten usw. zu warnen, wobei sie immer noch untereinander den neckenden Ton beibehalten.

Das metrische Gewand dieses Stückes ist etwas weniger bunt: in den Szenen, in denen das „stille Volk" auftritt, herrschen die gereimten vierfüßigen Trochäen, sonst die reimlosen fünffüßigen Jamben, die mitunter zu stanzenähnlichen Strophen oder zu echten Stanzen zusammenrücken; einige Lieder in freien strophischen Formen sind eingelegt.

In dem romantischen Schauspiel in fünf Aufzügen „Manneswort" behandelt Hornbostel das von Tieck, Halm und anderen dramatisch verwertete Motiv der ungerecht leidenden Frau. Isolde, die Gattin des Grafen von Chambery, von ihrem einstigen Lehrer mit Liebesanträgen verfolgt, hat diesem in einer nächtlichen Zusammenkunft sein Treiben verwiesen und ihm den Schwur ewigen Verzichtes abgenommen. Der Graf erfährt von dieser Zusammenkunft und hält sich für betrogen: vom Jähzorn übermannt, klagt er Isolden, ohne ihr das Recht der Verteidigung zu gönnen, in offener Versammlung der Untreue an und verstößt sie. Doch muß er sich dem Wunsch der Ritterschaft fügen, die nach altem Brauch ein Gottesurteil verlangt. Sechs Ritter erbieten sich zum Kampfe für Isolde, die Klage des Grafen findet keinen Vertreter, bis sich mit raschem Entschluß Hauptmann Germain Lacalme, der in jener Nacht Isolden zufällig sah und sie für treulos hält, vortritt und sich mit seinem Wort als Kämpfer des Grafen erklärt. Eine Begegnung mit dem Lehrer Alard, der im Wald als Büßer lebt, klärt Germain über seinen Irrtum auf. Doch es ist zu spät, zurückzutreten: als Mann muß er den Kampf mit dem von Isolde erwählten Kämpfer, seinem besten Freunde und Kriegsgenossen, bestehen, obschon

in der sicheren Überzeugung, daß er als Verfechter einer ungerechten Klage von der Hand des Freundes fallen müsse. In furchtbarer Seelenqual vergeht ihm die Zeit bis zum Vollmond — so lang ist auf Isoldens Bitte der Kampf hinausgeschoben worden. Da wird die Sache auf unerwartete Weise gelöst: Germains Muhme, Rose d'Epineau, die von allem weiß, hat des Vetters Liebeswerben immer schalkhaft und spottend abgewehrt, jetzt, da sie ihn sicherem Tode preisgegeben sieht, erwacht in ihr heiße Liebe zu ihm. Sie läßt ihn heimlich gefangennehmen und einkerkern, aber in der Vollmondnacht entreißt Germain dem Pförtner die Schlüssel und klettert von der Höhe des Schlosses hinunter. Inzwischen hat Rose dem Grafen in sinnloser Liebesangst alles geoffenbart und das Geständnis des sterbenden Alard klärt den Grafen über seinen Irrtum auf: die Gatten versöhnen sich, Germain und Rose werden ein Paar.

Mit Glück hat der Dichter diese im Grunde rein seelische Handlung durchgeführt. Hier ist er in seinem Element, wo er innere Kämpfe des Menschen darzustellen hat. Alles Geschehen ist hier rein innerlich. Der Graf sieht sich in der Verehrung getäuscht, die er für Isolden hegte; ist sie treulos oder nicht? Alard treibt eine dämonische Leidenschaft in Isoldens Nähe, doch er soll verzichten. Germain muß sein vorschnell gegebenes Wort halten, obwohl er den sicheren Tod vor Augen sieht. Rose wird aus einem leichtfertigen Mädchen ein hingebungsvolles Weib, das nur die Sorge um den Geliebten kennt. Isolde endlich nimmt duldend alle Schmach auf sich; das Bewußtsein ihrer Unschuld hält sie aufrecht. Die Charakteristik der Personen ist trefflich; der ritterliche Geist des Grafen, die edle Fassung Isoldens, das männliche Wesen Germains und Roses zärtliche Glut kommen prächtig zur Geltung. Auch technisch ist das Drama einwandfrei, der Aufbau des Ganzen wie der einzelnen Akte ist tief durchdacht und wohlgelungen. Der Dialog ist fließend und lebendig. Das Stück ist in fünffüßigen, dem Reim zustrebenden Jamben

geschrieben, mit Ausnahme weniger Szenen, in denen der gereimte vierfüßige Trochäus herrscht. In vielem, namentlich in den schönen Schilderungen von seelischen Zuständen, fühlt man den Einfluß Grillparzerschen Geistes.

Auch in dem fünfaktigen Trauerspiel „Die Heimberufenen" haben wir eine großenteils seelische Handlung. Tankred, König von Apulien, hat seinen Sohn gemeinsam mit dem Sohn des Grafen von Taranto, eines seiner Großen, fern vom Hof in waldiger Einsamkeit von einem griechischen Weisen erziehen lassen. Nun Tankred gestorben ist, soll der Prinz heimgeholt werden. Der Graf von Taranto und der Graf von Tusa machen sich auf, die Jünglinge zu holen. Noch weilt Tusa mit den beiden Jünglingen außerhalb der Hütte, da stirbt der Erzieher im Beisein Tarantos und in dessen Brust entsteht der verbrecherische Gedanke, da der einzige Wissende tot ist, seinen Sohn für den Prinzen auszugeben und so seinem Geschlecht die Herrschaft zuzuwenden. Er tut dies auch und ahnungslos huldigen Tusa und der hintergangene Alfons ihrem vermeintlichen Könige Raimond. Man begibt sich in die Hauptstadt, wo Raimond alsbald den Thron besteigt und sich mit seiner vermeintlichen Base, der Prinzessin Korona, verlobt. Aber bald entsteht Zwietracht unter den Jugendfreunden: Alfons ist in glühender Liebe für Korona entbrannt und bittet Raimond, sie ihm zu überlassen: dieser aber, voll königlichen Dünkels, will auf die Heirat, die für ihn bloß eine Sache der Politik ist, nicht verzichten und behandelt Alfons mit harten Worten als hoffärtigen Untertanen. Da kommt, ihrer Sehnsucht folgend, das Landmädchen Ailah, das Alfons glühend liebt, verkleidet in die Stadt und bringt ihm eine Schrift, die sie in des Erziehers Hütte gefunden hatte: aus ihr geht hervor, daß Alfons der eigentliche König sei. Jetzt erwacht Alfons' ganze Seelengröße: er will den Freund nicht aus allen Himmeln reißen und so läßt er ihn nicht nur, das Geheimnis verschweigend, im Besitze seiner Würde, sondern

er läßt auch, sein Herz bezwingend, von Korona ab. Aber auch Raimonds Vater weiß um die Gefahr der Entdeckung und die Sucht nach Herrschaft verblendet ihn so, daß er Alfons durch einen Becher vergifteten Weins aus dem Wege räumt. Durch Milah, die durch einen Trunk aus dem gleichen Becher Alfons' in den Tod folgt, erfährt Raimond, welch einen Freund er besessen hat. Die Entdeckung, daß sein eigener Vater der Betrüger und Mörder sei, läßt ihn das Schwert gegen diesen zücken — doch es kommt zu keinem Vatermord: Raimond stürzt sich selbst, übermannt von der Wucht der nicht mehr gut zu machenden Geschehnisse, in sein Schwert.

Auch hier sind die Charaktere gut gezeichnet, die Anlage und Durchführung der Handlung' gelungen, das Stück reich an stofflicher und sprachlicher Schönheit. Wieder sind die Konflikte innerlich, die Kämpfe spielen sich in den Herzen ab. Den Grundzug, daß aus einer ersten Täuschung sich die Notwendigkeit neuer, immer größerer Verbrechen ergibt, hat das Drama mit Grillparzers „Traum ein Leben" gemeinsam, woran es auch in manchen Einzelheiten erinnert. — Es ist in fünffüßigen Jamben geschrieben.

„Maria oder die Pest in Leon", Trauerspiel in drei Aufzügen, verherrlicht den Heldentod einer Mutter. Maria, die Tochter des Grafen von Alcora, ist in ihrer Jugend, um dem verhaßten Ehebund mit dem vom Vater bestimmten Gatten zu entgehen, mit ihrem Geliebten Gusmann entflohen. Seit zehn Jahren hausen sie im Wald in einer Hütte; ihr Söhnlein weilt unten in der Stadt Leon bei vertrauten Freunden. Da kommt eines Tages eine Abteilung Soldaten unter Führung eines Obersten in Gusmanns Hütte und nimmt dort Quartier. Die entsetzten Eltern erfahren, daß in Leon die Pest ausgebrochen sei und daß man die Stadt mit einem Kreis von Soldaten umgebe, die Befehl hätten, jeden niederzuschießen, der die Stadt verlassen wolle. Auf diese grausame Art will man die Krankheit an der Verbreitung hindern. Ohne Wissen ihres Gatten schleicht sich Maria fort und geht nach Leon, ihren

Sohn zu retten. Inzwischen wird Gusmann klar, daß der Oberst kein anderer ist als der Graf von Alcora, Mariens Vater. Der Graf seinerseits erfährt durch das Geständnis eines Sterbenden, daß seine Tochter unschuldig sei an dem Diebstahl, der zugleich mit ihrer Flucht geschah und um dessentwillen er sie verfluchte und seither verachtete. Alles strebt einer Versöhnung zu, da wird die mit dem Knaben zurückkehrende Maria von den Wachen trotz des leidenschaftlichen Eingreifens Gusmanns erschossen.

Auch diesem Stück sind die Vorzüge der anderen Dramen Hornbostels eigen: gute Motivierung und Charakteristik, inhaltliche und formelle Schönheit. An dem Mißerfolg bei der Aufführung war vielleicht die übergroße Zartheit der Empfindung schuld.

Die Handschrift der 1829 verfaßten Tragödie „Die Normannen" ist so unvollständig, daß ein näheres Eingehen auf dieses Drama nicht möglich ist.

Die erhaltenen Lustspiele Hornbostels sind ohne Bedeutung — harmlose Kleinigkeiten in Kotzebues Manier, aber mit technischem Geschick gemacht. Sie dürften für ein Liebhabertheater geschrieben worden sein. Aus dem Jahre 1806 stammt das einaktige Lustspiel „Der Neider" mit typischem Inhalt: Herr Krebs will seine Mündel Elise selbst heiraten, sie aber zieht ihm den jungen Fritz von Alden vor. Mit Hilfe eines schlauen Freundes Karl Blick wird der Alte geprellt: Alden stellt sich gleichgültig und kalt und während Krebs und dessen spitznäsige Haushälterin Madame Prickling den scheinbar in Elisen verliebten Blick zu entfernen suchen, benützen Alden und Elise die Gelegenheit, einander ihre Liebe zu gestehen. Der überlistete Vormund macht endlich gute Miene zum bösen Spiel. — Ein 1811 gedichtetes Alexandrinerlustspiel in zwei Akten „Die Zweifel" erhebt sich gleichfalls nicht über die Schablone: Zwei alte Herren, der Pächter Habermann und dessen Bruder, der Krämer Habermann, streiten über die Frage, ob des Pächters Klärchen den jungen Förster Felix liebe oder nicht. Lieben sich die beiden, dann sollen sie sich

kriegen, sonst ist Klärchen ein reicher Bräutigam zugedacht. Jeder von den Brüdern stellt für sich die Probe an; aber beide täuschen sich: dem einen erscheint Felix kalt gegen Klärchen, dem anderen dünkt, Klärchen wolle von Felix nichts wissen — während in Wirklichkeit die zwei jungen Leute glühend ineinander verliebt sind. Ein alter sich taub stellender Diener, der es faustdick hinter den Ohren hat, klärt endlich noch zu rechter Zeit den wahren Stand der Dinge auf. Das Vorbild Kotzebues ist hier noch deutlicher als im „Neider".

* * *

Unter Hornbostels Werken befinden sich auch zwei in Stanzen geschriebene romantische Epen. Die beiden Gedichte leiden unter zu großer Länge und einer stellenweisen Verschwommenheit der Darstellung, die Sprache ist trocken und die Versifikation oft gekünstelt und geschraubt. Das Vorbild Wielands ist nicht erreicht worden und von der Lebensfülle und Anmut des „Oberon" bei Hornbostel nicht viel zu verspüren. In Einzelheiten findet sich manche Schönheit, aber es fehlt die Einheitlichkeit der Handlung, die zahlreichen Episoden überwuchern nicht selten die Hauptsache. Seltsam ist, daß Hornbostel gerade diese zwei Dichtungen besonders am Herzen gelegen sein müssen; die Manuskripte mit ihren zahllosen Korrekturen geben Zeugnis davon, wie beharrlich sich Hornbostel wieder und wieder mit ihnen beschäftigte.

„Der Becher", eine poetische Erzählung in sechs Gesängen, aus dem Jahre 1827 stammend, führt uns in die Wunderwelt des Morgenlandes. Die Handlung baut sich auf dem Motiv der feindlichen Brüder auf: Die Söhne des verstorbenen Herrschers von Iran haben sich entzweit und sind in Feindschaft alt geworden; das Schicksal führt durch die Kinder der beiden eine Versöhnung zwischen den Greisen herbei. Die Geschicke der Menschen sind dabei an einen mit Zauberkraft ausgestatteten Becher geknüpft. Gewaltige Kampfschilderungen, die Darstellung einer geheimnisvollen Geister-

welt, die die Geschicke der Menschen leitet, der Preis edler Ritterlichkeit und Männlichkeit, die Schilderung des Aufkeimens der Liebe in jungen Herzen und das Lob uneigennütziger Freundschaft — all das findet seinen Platz in dem ungeheuren Gedicht, dessen Abhängigkeit von Wieland sich mitunter recht deutlich äußert. Über allen Ereignissen steht waltend und lenkend Irans Schutzgeist: „ein Jüngling, götterschön und göttermächtig“; schmerzlicher Verzicht auf die Freuden der Liebe bildet eine Zeitlang die Bedingung für einen glücklichen Ausgang. Der Dichter wendet sich gern direkt an seine Leser: er stellt Fragen und widerlegt Vermutungen und Einwürfe. — Ich lasse hier die Szene folgen, in der es dem von Verschwörern in einem Felsenschloß gefangenen Sekaidar gelingt, mit Hilfe eines Mädchens die Freiheit zu erlangen:

Die Lücke dort, wo jüngst noch Felsen hingen,
Ein feurig Streiflicht fällt durch sie herein:
Sie zu erweitern muß euch nun gelingen,
Zu brechen das zerbröckelte Gestein;
Dann möget eurer Haft ihr froh entspringen
Und fürder Perkas milder Schützer sein!
Gelingt es nicht, so kehren wir zur Halle. —
Verhüt es Gott, daß solches Los uns falle!

Bald prasselt das Geröll vor ihren Speeren,
Sie stoßen tief in den enthüllten Spalt
Sie ein; es üben bald die kühnen Wehren
Des Hebels leise wirkende Gewalt
Zu zwingen das Gestein, den Raum zu mehren.
Ein einz'ger Block hat noch zu festen Halt,
Doch muß er mindestens sich lösen lassen:
Man kann von beiden Seiten ihn umfassen.

Der Ritter klemmt die Arm' um ihn zusammen,
Entgegen ihm die starke Brust gedrängt,
Das Knie gestemmt, die Fersen festzurammen,
Zum Springen alle Sehnen angestrengt;
Stein wird der Muskel, Kraft und Wille flammen
In Sturm empor, sein Atem stockt beengt,
Es rüttelt, bis geborsten in den Fugen
Aus blut'ger Hand die Trümmer niederschlugen.

Und: „Freiheit, Freiheit! Beste Himmelsgabe!"
Jauchzt laut das Herz, die Lippe wagt es kaum.
Sie tauchen auf aus dumpfem Felsengrabe
Als Neuerstandne in den offnen Raum,
Daß sich am Morgensterne selig labe
Der feuchte Blick begrüße Halm und Baum,
Und was vom Morgendämmern noch umdüstert,
Im Tau sich badet und die Luft durchflüstert.

Anmutiger und frischer erscheint das zweite Epos „Der Silberschild", ein Rittermärchen in 15 Gesängen. Eine sonnige Stimmung liegt über dem Ganzen und es scheint, daß hier neben Wieland auch Ariost als direktes Vorbild maßgebend war. Die Handlung ist die Liebes- und Heiratsgeschichte eines jungen Ritters, der die Wahl zwischen vier Bräuten hat; eine mächtige, gütige Fee leitet ihn durch mannigfache Abenteuerlichkeiten, dem Ziel der Klarheit und Lebensweisheit entgegen. Ein mit wunderbarer Kraft ausgestatteter silberner Schild ist der Talisman, der — ein Geschenk der freundlichen Fee — den Ritter beschützt. Ritterliche Spiele, Feste, Kämpfe werden gern und ausführlich geschildert. Heiter und sorglos gibt sich der Dichter ganz der Aufgabe hin, die Abenteuer des Ritters zum Ergötzen der Hörerschaft auszumalen, und er beginnt seine Erzählung mit den Worten:

Auf Fittichen, die siebenfärbig strahlen,
Winkst du mir freundlich, holde Laune, zu!
Halt an! hilf bunte Schildereien mir malen,
Des Augenblickes günstige Muse du,
Von Lust und Kampf, von Possen und von Qualen;
Und eilst du weiter, scheuchet dich die Ruh',
Laß eine Feder mir aus deiner Schwinge,
Daß ich das lose Werk damit vollbringe!

Ich will zurück nach jenen heitren Räumen,
Wo der Erzähler luftige Schlösser baut,
Der Kindheit Morgenlicht mit goldnen Säumen
Die Ferne schmückt, ihr gläubiger Sinn vertraut,
Nach jener Zeit will ich zurück mich träumen;
Wo unverwundert man die Wunder schaut,
Und wer dazu nicht etwan allzu weise
Sich dünkt, sei mir Begleiter auf der Reise!

Aber auch hier stört den Leser trotz des konsequent festgehaltenen launigen Erzählertones eine gewisse Trockenheit, die dem Gedicht eigen ist.

* * *

Die erhaltenen Prosaerzählungen Hornbostels geben ein beredtes Zeugnis für die Vielseitigkeit seines Schaffens: bald folgt er dem Vorbild der Romantiker, bald versucht er sich auf dem Gebiet leichter Belletristik, bald geht er ganz seine eigenen Bahnen und schafft Bilder von verblüffender Lebenswahrheit, wobei ihm seine Lust, die Menschen zu beobachten, Charaktere zu studieren und Seelenstimmungen auszumalen, sehr zustatten kommt.

Die 1814 geschriebene Erzählung „Das Angedenken oder des Sängers Fahrt durchs Land" ist eine Quintessenz aller romantischen Tendenzen. „Symbol ist alles" könnte man als Motto über sie schreiben. Mystisch verworren, phantastisch zerfließend ist die Handlung, ein Gemisch von bunt wechselnden Stimmungen erfüllt sie, traumhaft verliert sich die Phantasie des Dichters nach allen Seiten ins Unbestimmte, Unsichere. Ein blasses Mondlicht überglänzt alles Geschehen, Nachtlandschaften sind der Hintergrund der Ereignisse, die Natur wird beseelt, Worte werden zu Tönen und Töne zu Farben, Musik begleitet alle Phasen der Handlung. Tiecks absonderliche Märchen und Novalis' in das gleiche romantische Dämmerlicht getauchter „Heinrich von Ofterdingen" klingen hindurch. Romantisch ist auch die Form: eine schwärmerisch gefärbte und oft rhythmisch werdende Prosa, untermischt mit Versmaßen der verschiedensten Art: mit Sonetten, Terzinen und Stanzen, Trioletten und neugebildeten, oft recht spielerischen Strophenformen.

Galemund, ein Sänger, hat seine Geliebte aus Sehnsucht nach der Ferne verlassen; sie gab ihm zum Andenken eine Laute, deren Klang allen Schmerz zu heilen vermag. Seither „wohnt sein Leben in seinem Saitenspiele und wird

verletzt, so es verletzt würde, und endet, so es zertrümmert würde". Den in magischen Schlummer Versunkenen trägt ein Nachen nach einer Insel, die nur vom Mond und von den Sternen, nicht aber von der Sonne beschienen wird. Er steigt ans Land und erfährt, die Insel heiße „Des Königs verwunderlicher Garten". Durch das Land ziehend, heilt er Kranke und Sterbende durch seine Laute und kommt endlich an den Hof des Königs, der seine Braut erwartet. Dort erringt er in einem Sängerkrieg den Preis und wird vom König mit einem goldenen Schwert beschenkt. Weiter wandert er: er spielt mit einer Kinderschar auf einer blumigen Wiese; er kommt zum Grabmal eines Harfners; er steigt in die Tiefe eines Brunnens hinunter zu den Kobolden und kämpft mit seinem Feind, einem haß- und neiderfüllten geschlagenen Teilnehmer am Sängerkrieg. Dann befreit er die Sklavin Vera aus der Gewalt zweier hochmütiger Riesen und besucht den Zwerg Graubärtlein in seiner Klause. Endlich findet er einen Knaben, der sein Schüler im Saitenspiel wird und ihn von nun an begleitet.

Mit ihm kehrt er an den Hof zurück, wo er in einen neuen Kampf mit dem Feind im grünen Schuppenpanzer gerät. Dieser will Galemund erdolchen, wird aber von ihm getötet. Im Fall zerbricht er die Laute und zugleich mit ihr fällt Galemund entseelt zu Boden. Da sagt die Braut des Königs, Galemund schlafe nur, und er selbst fühlt, daß er alle bisherigen Erlebnisse nur *geträumt* habe. Wieder kommt der Zaubernachen und er trägt den Schlafenden in das Sonnenland unter dem Gesang:

Wiege wieder, kleiner Nachen,
Wog' auf klingend goldnen Wellen!
Laß, o Morgenstrahl, erwachen
Nun den schlummernden Gesellen!

Wann sich auf die Augen machen
Und geblendet sind vom Hellen,
Drin die Sonnenküsten lachen,
Wird er hocherstaunt sich stellen.

Dunkel hat er nur geträumet,
Welch ein herrlich Land ihm werde,
Wann der Kahn zum Ufer flieget:

Wo die letzte Woge schäumet,
Weicht der Schlummer jener Erde
Und die Klarheit ist ersieget.

Diese Handlung wird umrankt von einem üppig wuchernden Beiwerk phantastischer Episoden, in denen Doppelgängerei, die Verwandlung einer Person in eine andere und dergleichen mehr nicht selten sind. Gar manche Stelle erinnert verblüffend an E. T. A. Hoffmann. Eine Ausdeutung ist wohl unmöglich. Von den zahlreich eingestreuten Liedern seien zwei hier wiedergegeben. Zunächst das triolettartige:

Linde, laue Maiennacht! —
Ihre stillen Feierstunden
Führt mit wohlem Weh umwunden
Linde, laue Maiennacht.
Gerne schmückt mit Saitenklange,
Bittersüßem Liebessange
Linde, laue Maiennacht
Ihre stillen Feierstunden.

Und dann das folgende Lied, das in leiser Variation mehrmals im Verlauf der Erzählung wiederkehrt:

Nachtigall, Nachtigall,
Du holde!
Wer hat so süß süß süß süßes Singen
Noch je erdacht
Wie du, wie du?
Die Ruh', die Nacht
Dingten dich wohl mit reichem Solde,
Ihren müd müden Kleinen,
Die weinen,
Den freundlich friedlichen Schlummer zu bringen?

Nachtigall, Nachtigall,
Du gute!
Wer hat so weh weh weh wehes Klagen,
Und immer neu,
Wie du, wie du?

Die Lieb', die Treu'
Baten dich wohl in bösem Mute,
Ihren zart zarten Herzen
Zu Schmerzen
Vom Aug' den tröstenden Schlummer zu jagen?

Aber auch die Prosa dieser Erzählung ist getränkt mit Empfindung und Begeisterung. Besonders werden Landschaften und prächtige Schauspiele glühend geschildert. So heißt es beim ersten Besuche Galemunds am Hofe: „Mit diesen Worten hing ihm der König ein goldenes Schwert um und faßte ihn an der Hand und führte ihn mit sich seinem leuchtenden Palast zu. Dieser stand hoch und luftig da und rund umher stiegen herrliche freie Terrassen nieder, darauf Zitronen- und Pomeranzenbäume und Mandel- und Pfirsich- und Ölbäume und Myrthen standen und schlanke Pappeln und Pinien, tausendfältiges üppiges Grün. Hier wandelte der Hof auf und nieder und das Volk trieb sich in ehrerbietiger Nähe um ihn her durch die Bäume und Hecken voll duftender Blüten und goldenreifer würziger Früchte. Nun begann es plötzlich in der Tiefe dumpfgrollend zu donnern, daß der Boden erbebte und sausend und rollend trieb es sich unter ihren Füßen hin; aber die Menge erschrak nicht, sondern drängte sich schaulustig von allen Seiten herzu und Galemund hörte sie sagen, der große König habe Befehl erteilt, daß die Künste des Gartens angelassen würden und man werde sie bald springen sehen. In kurzem begann der riesig prächtige Springborn von purem Feuer aufzusteigen und der blendende Strahl fuhr hoch und sausend empor bis zu den Wolken und sprühte herab, zu Schaum zerfahren, und Dampf zog weithin mit den Wolken, vom bleichen Mond in der Ferne versilbert; und der glühende Born stürzte herunter, in hochroten Wogen das Becken zu füllen." Im Gegensatz zu dieser an Jean Paul gemahnenden Schilderung steht die idyllische Szene von den spielenden Kindern: „Bald ging er schon fern von allen Palästen durch die dunkel ruhenden Berge und die stillen Dörfer, die an ihren Fuß gelehnt lagen. Und

immer enger wurden die Täler und immer einzelner und immer kleiner die Hütten und ärmer und fröhlicher die Menschen, die unter ihren niedrigen Dächern wohnten und grüßend und nachstaunend aus dem Fensterlein den seltenen Gast vorbeiziehen sahen. Da ging das Tal zuletzt aus in eine tiefgrünende Wiese, die auf allen Seiten von den Waldbergen umschlossen war: auf der Wiese aber spielte eine Schar freundlicher Kinder. Sie schmückten sich eben mit Kränzen und wanden lange Geflechte von Efeu und Waldblumen und brannten Kienspäne an zu Fackeln und schienen sich mit alledem zu einem Feste anzuschicken und nun eben zum feierlichen Zuge reihen zu wollen: alles in geschäftiger Lust und Eile. Einige hatten Galemunds Nachen wohl bemerkt, aber sich dadurch nicht stören lassen. Vielmehr, als er ihnen allgemach ganz nahe trat und mit freundlichen Augen in ihr Treiben dreinschaute, lief ein Knabe an ihn heran und schlich einmal um ihn herum und sagte dann, ihn zutraulich bei der Hand fassend: Komm, und spiel mit! Du hast eine Zither, du sollst unser Musikchor sein. — Was soll's geben? frug Galemund lächelnd. — Ei, wir spielen „Des Königs Braut": die kömmt dort aus der Waldecke hinter den Pinien vor mit ihrem Gefolge und wir holen sie ein mit einem schönen Zug und Springen und Singen und führen sie dem Könige zu. — Gut, sagte Galemund, ich spiele mit. Wo ist aber der große König? — Dort sitzt er auf seinem Thron mit verhülltem Gesicht: er ist der schönste unter uns und die allerschönste ist die Braut. — Ein lieblicher Knabe saß, mit einem Stäbchen in der Rechten, auf einem Baumstrunk, drüber sie Zweige der nächsten Büsche gezogen hatten. Der Sänger trat vor ihn, neigte sich und sagte: Ich bin dein Musikchor, großer König. Darauf rief er den mutigen Knaben beiseite, der ihn zum Spiele geladen hatte, und nahm eine schöne Spange von seiner Achsel und sandte den Knaben damit nach der Waldecke, ihm noch einmal nachdeutend, verschwiegen zu sein: er aber ging zum Könige und legte ihm eine prächtige Kette um den Hals, daran vorn eine

Sonne von Demanten hing. Bald begann der Zug von beiden Seiten und als sie sich näher waren, schlug Galemund die Laute und die Kinder horchten und staunten und jubelten selig in die raschen Töne. Und als sie sich noch näher waren und Braut und Bräutigam vortraten sich zu begrüßen und erblickten sich im Fackelscheine so herrlich geschmückt, denn das wunderschöne Kind trug außer dem Strauße von Granatblüten vor der kleinen Brust noch die blitzende Spange als Diadem in den Haaren: da schrien beide auf und flogen sich entzückt in die Arme; die anderen knieten ringsum, wie sie sich's vorgenommen hatten; darauf aber sprangen sie in die Höhe und alles tanzte umher und klatschte in die Hände vor großer Freude. — So war das Fest recht wohl gelungen und alle hatten den fremden überreichen Zitherspieler liebgewonnen. Er setzte sich nun unter sie ins Gras und sie spielten rundum gar lieb und anmutig und kränzten seine Zither und koseten ihm und er teilte alles Gold, was ihm die Schatzmeister abgereicht hatten, unter die Kinder aus und alles Geschmeide, bis auf den goldenen Kranz, den er allein behielt; und den kleinsten Kindern und die am wenigsten begriffen, was sein Gold wert war und dies bloß zum Spielen zu nützen wußten und die blanken Scheiben im tiefen Grase verrollen ließen, gab er am allermeisten. — Als die Fackeln alle längst verbrannt waren und der Mond hinabgesunken und die Kinder heim mußten und ihn zur guten Nacht der Reihe nach küßten: da schenkte die kleine wunderschöne Braut, die er lange mit stillem Wohlgefallen im Arme hielt, ihm den Strauß von Granatblüten, weil sie meinte, der gefalle ihm so wohl, und die anderen Kinder alle warfen ihm ihre Kränze und Blumenketten zu, daß er gar damit bedeckt wurde, und hüpften darauf mit ihren goldenen Geschenken davon. Da blieb er allein am Hügel liegen und sah mit feuchtem Auge zu den seligen Sternen auf und lächelte und entschlief zu wonnevollen Träumen."
Mitunter hebt sich die Sprache zu Glut und wahrhafter Schönheit, wie in der nachstehenden Episode: „Im Walde suchte

er Vera auf: er fand sie sitzend eingeschlummert. Die Laute lag auf ihrem Schoße mit beiden Händen umschlungen und in ihren großen Schleier sorgsam gewickelt. Er sah das Mädchen an, wie es so schön war, vom Monde mit freundlichem Lichte bestrahlet, wie ihre Wangen glühten vom tiefen Schlaf und ihr Busen wallete. — Wach' auf, Vera, du schöne Vera! — Sie erwachte und sprang empor: Was befiehlst du, mein Befreier? — Nun bist du frei, Vera, nun sei auch frisch und froh! Und willst du nun mir singen oder tanzen, ehe ich dich fortgeleite und wir scheiden, so dank' ich es dir als eine Huld. — Scheiden! sprach sie leise mit Erblassen; dann aber warf sie das Oberkleid ab, neigte sich tief und zierlich und begann einen Sang und Tanz nach ihrer Landesweise und ward im Tanze mählig fröhlicher und freudiger und lieblich-wilder und die Glut ihres jugendlichen Lebens schimmerte rosighell durch die weiße Haut. — O Vera! rief er aus, du bist noch schöner im Tanz als im Schlummer! Er faßte sie in die Arme und schaute ihr trunken und dürstend in die Tiefe ihrer schwarzen Augen und frug: Bist du mir gut? und sie lispelte mit leisem Beben: O Herr, gebeut mit mir! und schmiegete sich heiß und weich und schmerzlich küssend an ihn, wie an den Stamm die lodernde Flamme, und umschlang ihn mit der schlanken Arme innigem Schlingen und nannte ihn flüsternd mit tausend Schmeichelnamen voll der zärtlichsten Ergebenheit und die Nacht war bräutlich einsam und an Moose der Boden reich und der Wald an säuselndem Laub und den Mond barg bläuliches Gewölk und ein zärtliches Schweigen lauschte rings . . . . Aber der reine Mond trat rasch in zürnender Sorge vor und schoß einen leuchtenden Silberpfeil auf die Laute nieder, die am Busche lehnte und deren Saiten seltsam zu schwirren begannen. Der betroffne Galemund trat hin und sah, daß es von einer großen grünen Natter war, die sich um die Laute wand, als wollte sie sie zerbrechen, und mit ihren Schuppen über die Saiten hinstrich. Er stürzte auf sie los und schleuderte sie weit weg

gegen einen Baumstamm und hob seine Laute auf und drückte sie küssend an sein Herz und zeigte sie der hocherschreckten Bera, schmerzlich ausrufend: Das ist mein Hort und meine Liebe und einer Hohen Angedenken! wie könnt' ich sein vergessen! Komm', laß uns gehen, ich will dich keusch und sicher an des Königs Hof geleiten! — Sie gingen fort und schwiegen, bis Bera einmal entsetzt aufschrie: Noch eine Natter an der Laute! — Es war aber nur das immergrüne Band gewesen, das in der Nachtluft um sie her flatterte. — Die wird noch oft mich stechen! seufzete Galemund, wenn ich der Hohen und Reinen gedenke, deren Gabe sie ist, und meines schlimmen Willens zur heutigen Stunde!"

Auch in die Handlung der Novelle „Angioletta" spielt das Wunderbare ein wenig hinein. Der Marchese Caronia in Palermo hat sein Leben dumpfer Trauer gewidmet über den Verlust seiner Tochter, die als Kind eines Tages plötzlich verschwunden war. Ihr Bildnis steht in seinem Gemach gleich einem Altar in einer Nische; oft weilt er davor in düsterem Sinnen; für gewöhnlich ist das Bild durch einen davor gezogenen Vorhang neugierigen Blicken verborgen. Allerhand geheimnisvolle Andeutungen lassen vermuten, daß die vor achtzehn Jahren Geraubte noch am Leben sei, ja sich sogar gegenwärtig in Palermo aufhalte. Einige Freunde des Marchese verfolgen die sich bietenden Spuren und ihnen gelingt es, das Mädchen in der Pflegetochter einer Witwe zu finden und mit dem Vater zu vereinigen. Hierzu ist ein Gegenspiel gegeben in dem Vorgehen des Don Juan, eines Verwandten des Marchese, dem, falls letzterer ohne Nachkommen stirbt, das Vermögen der Caronia zufallen würde. Wie ein böser Dämon sucht Juan, ein gewissenloser Wüstling, alle Pläne von Caronias Freunden zu durchkreuzen und schreckt sogar vor einem Mordversuch nicht zurück. In die Handlung verknüpft sind die Schicksale der kleinen Angioletta, einer alle Welt bezaubernden Seiltänzerin, die bei der zufällig in Palermo anwesenden Künstlergesellschaft des Engländers Harrison weilt

und in der man kurze Zeit sogar die verschwundene Tochter des Marchese vermutet. Von den Nebenfiguren sind zwei bedeutender: die Negersklavin Aira, die voll wahnsinniger Liebe den treulosen Don Juan verfolgt, und der geheimnisvolle Silhouettenschneider Matteo, der mehrmals in die Handlung eingreift.

Für Aufbau und Darstellung scheinen Tieck und E. T. A. Hoffmann maßgebend gewesen zu sein. Ein geheimnisvolles Düster ist über die Handlung ausgebreitet, in den Naturschilderungen, den dargestellten Volksszenen und Festlichkeiten des Adels macht sich ein halb feuriger, halb schwärmerischer Zug geltend. Die Charakteristik ist gut; auf die Ausmalung trüber Seelenzustände wird großes Gewicht gelegt. Das edle Maß der Sprache und die sanfte Gleichmäßigkeit der Erzählung erinnern ganz besonders an Tiecks spätere Novellen.

Die kurze Erzählung „Agathe oder die Opfer" bleibt ganz im Rahmen der zeitgenössischen Belletristik: sie läßt sich etwa Friedrich Kinds oder Zschokkes Novellen an die Seite stellen; die Art der Darstellung erinnert stark an den Österreicher Christoph Kuffner. Hie und da klingt eine Reminiszenz an Jean Paul hindurch. Aus der Ausführung eines Auftrags, den der Baron Törring halb im Scherz von einer Dame erhalten hat: einem Mädchen „auf den Zahn zu fühlen", das sich im Intelligenzblatt als Handarbeiterin und Gesellschafterin empfohlen hat, entwickelt sich eine Liebesgeschichte, die nach mancherlei seltsamen Zwischenfällen einen glücklichen Ausgang nimmt. Beliebte Motive der Zeit, wie die Schilderung des Getriebes auf einem Maskenball, werden herangezogen. Auch die Technik ist die der zeitgenössischen Belletristik: es ist eine Ich-Erzählung mit eingeschobenen Briefen; die einzelnen Kapitel tragen an der Spitze eine kurze Inhaltsangabe in Schlagwörtern, die, witzig und seltsam gewählt, die Spannung des Lesers erregen sollen. Die Darstellung ist lebendig.

Die beiden folgenden erhaltenen Novellen Hornbostels haben trotz ihrer stofflichen Verschiedenheit manche gemein-

same Züge: sie sind durchaus originell in Erfindung und Ausführung und es paart sich in ihnen die schrankenlose Phantasie des Dichters mit der medizinischen Erfahrung des Arztes. Dadurch sind diese Erzählungen, obwohl auf phantastischen Voraussetzungen beruhend, in der Ausführung von einem Realismus, der sie von den romantisch gefärbten Novellen Hornbostels völlig unterscheidet.

Die erste dieser Erzählungen ist betitelt: „Ein Sommer im Hochgebirge“ und das Manuskript trägt den Zensurvermerk „Non admittitur“ vom 17. Mai 1825. Ohne lange Einleitung führt uns der Dichter gleich mitten in die Handlung. Der Held der Geschichte erwacht aus einem schweren Schlaf. Er liegt in einer waldigen Gebirgsgegend noch immer halb betäubt von einem gegen seinen Kopf geführten heftigen Schlag, der ihm die Besinnung geraubt hatte. Kaum kann er unterscheiden, ob es Morgen oder Abend ist: alle Erinnerungsfähigkeit ist aus seinem Hirn geschwunden! Er kennt die Gegend nicht, ja er weiß nicht mehr, wie er heißt und wer er ist, noch warum er die Reise in diese Gegend unternommen hat. Wieder in Halbschlummer versinkend, bemerkt er noch, daß eine Gruppe bärtiger, verwildert aussehender Männer um ihn herumliegt; ein schönes Mädchen mit blauen Augen verbindet seine Kopfwunde. Ein Zauber soll den Kranken heilen, sagt das Mädchen dann und mit einer in Blut getauchten Rabenfeder schreibt sie seltsame Zeichen auf ein Blatt Papier, das sie zu einem Päckchen vernäht. Währenddessen schwindet dem Helden wieder die Besinnung. Wie er wieder erwacht, sind die Leute verschwunden, der Zettel hängt an einer Schnur um seinen Hals; Jäger finden ihn und bringen ihn nach einem einsam gelegenen Forsthaus, wo er nun den ganzen Sommer verbringt: der Wahnsinn, den er erst fürchtete, kommt nicht, sondern er wird im Gegenteil, je weiter die Heilung der Wunde fortschreitet, desto ruhiger und geistig kräftiger; endlich kommt ihm die Erinnerung zurück. (In der jüngsten Zeit hat Isolde

Kurz ein ähnliches Motiv einer Novelle, aber mit unglücklichem Ausgang, zugrunde gelegt.) Er verläßt die gastliche Försterei und der Zufall führt ihn in ein Städtchen, in dem eben Jahrmarkt gehalten wird. Dort trifft er einen sprachenkundigen Juden, der ihm den Inhalt jenes mit türkischen Schriftzeichen geschriebenen Zettels übersetzt: Das Mädchen war ein adliges Fräulein, das von den Dienern eines Lords, unbekannt wohin, entführt wurde; sie benützte die Gelegenheit, ihn auf dem Zettel um seine Rettung zu bitten. Fortan hat der Held nur mehr ein Ziel vor Augen: Der Retter seiner Pflegerin zu werden. Es gelingt ihm den Aufenthalt des Lords auszuforschen und unter der Maske eines Malers Eingang in sein nahegelegenes Schloß zu finden; in seinem Kammerdiener erkennt er einen der Männer von damals — aber Helenen findet er nicht. Erst nach einiger Zeit erforscht er ihren Aufenthalt: ein verfallenes Waldschlößchen soll sie den Wünschen des Lords gefügig machen. Er befreit sie und mit der Aussicht auf die Vermählung der beiden schließt die Erzählung.

Unter den Papieren des Nachlasses befindet sich eine Handschrift, die ich von vornherein als unleserlich beiseite gelegt hatte. Hornbostels ohnehin sehr krause Schriftzüge schienen hier auf den ersten Blick unentzifferbar, so eng und hastig hingeschrieben und mit so vielen Strichen, Zusätzen und Korrekturen versehen ist das, was diese vergilbten, lose ineinander gelegten Bogen bedeckt. Geduld und Mühe ließen mich die Handschrift doch enträtseln und bald wurde mir klar, daß ich in ihr die Erzählung vor mir hatte, die in dem Verzeichnis unter dem Titel „Die schiffbrüchigen Geschwister" enthalten ist. In der Handschrift fehlt der Titel. Die Mühe hat mich nicht verdrossen: wir haben hier ein wahres Meisterstück psychologisierender Darstellung vor uns.

Zwei alte Motive hat Hornbostel in dieser Novelle miteinander verbunden. Er bietet uns eine Robinsonade: die auf einer einsamen Insel Lebenden sind aber Bruder und

Schwester; die eigentliche Handlung ist auf dem durch die Schicksalstragödien und auch durch die Romandichtung der Zeit nahegelegten Motiv der Blutschande aufgebaut. Bruder und Schwester, die Kinder eines reichen Rostocker Handelsherrn, sind die einzigen Überlebenden eines Schiffbruchs. Sie finden sich am Strand einer rings vom Ozean umgebenen Insel. Die erste Zeit der Ungewißheit, der krampfhaften Hoffnung auf Rettung und der dumpfen Verzweiflung weicht endlich einer Resignation: sie richten sich in einer vorgefundenen verfallenen Hütte häuslich ein, die in der Hütte befindlichen Vorräte und Werkzeuge gewähren ihnen ein entbehrungsfreies Leben und so gehen sie ganz in geschwisterlicher Zärtlichkeit für einander auf. Ein Gefühl häuslichen Glücks kommt über sie, wenn sie ihr Gärtchen bestellen oder nach getaner Arbeit zusammen vor ihrer Hütte sitzen. Da findet Gotthold einen Stoß Papierblätter in der Hütte und einem unerklärlichen Drang folgend schreibt er alles auf, was sich seit dem Schiffbruch begeben hat und was er fühlt — ängstlich die Papiere vor Elisabeth verbergend. Es kommt etwas über ihn, das ihn fühlen läßt, er könne nicht mehr aufrichtig gegen sie sein, und seit er sie einmal durch Zufall im Bade belauscht hat, ist das Papier sein Freund, dem er alles anvertraut, was er auf dem Herzen hat. Er fühlt nicht mehr brüderlich für seine Schwester und nach langen Qualen seelischer Ungewißheit wird ihm klar, daß er sie leidenschaftlich liebe und mit Allgewalt danach strebe, sie zu seinem Weibe zu machen. Tag für Tag verzeichnet er auf den geduldigen Blättern die entsetzlichen Kämpfe seines Gemütes: bald baut er phantastische Luftschlösser von Rettung und Heimkehr, ehe es zu spät ist; bald gibt er sich ketzerischen Gedanken hin und lästert Gott; bald wieder rast er in sinnloser Leidenschaft, endlich will er nichts mehr von der Rückkehr wissen und verbrennt sogar heimlich ein Boot, das er in einer verborgenen Bucht gefunden hat. Denn in seiner Verblendung meint er, eine Rückkehr wäre gleichbedeutend mit einer Trennung, die

Welt werde sich zwischen ihn und das glühendgeliebte Weib drängen. Nach einer in Reue und bitteren Vorwürfen verbrachten Nacht gesteht er Elisabeth den Frevel. Da lodert auch in ihr die langverhaltene Leidenschaft empor und sie gesteht dem Bruder, daß auch sie ihn heiß liebe und von einer Rückkehr nichts wissen wolle. Und nun hebt eine Zeit seligen Gekoses an für die beiden, der ganze Zauber dieser verbrecherischen Liebe hält sie gefangen. Die Arbeit wird ein neckisches Spiel, unbegrenztes Glück ist über die Herzen gekommen. In einem Moment sinnloser Zärtlichkeit ergreift Elisabeth den Kompaß und zerbricht ihn, damit jede Möglichkeit abgeschnitten sei, jemals die Insel zu verlassen. Endlich wird sie sein Weib. In fieberischer Wonne verrauschen nunmehr Tage und Wochen, die Betten haben sie längst in eine Kammer zusammengetragen. Monate vergehen, ein stilles Eheglück ist den zweien erblüht und die Gewißheit, daß Elisabeth guter Hoffnung sei, hat ihre Seligkeit ganz voll gemacht. Da bohrt die Reue ihren Stachel zum erstenmal in die Gemüter. Der Taumel der Leidenschaft weicht von Bruder und Schwester und mit zerschmetternder Wucht lastet auf ihnen der Gedanke des ungeheuerlichen Verbrechens. Da zimmert er ein Kreuz und einen Betschemel und auf den Knien flehen sie inbrünstig zu Gott um Verzeihung. Freudigere Zeiten kommen wieder, in denen Gotthold der allerbarmenden Güte Gottes denkt, der all die sündige Glückseligkeit ja eigentlich selbst gefügt haben müsse. Aber diese Stunden verfliegen, schwere Träume ängstigen ihn und endlich sieht er ein, er habe den wegweisenden Finger Gottes zurückgestoßen, als er das Boot in Brand steckte. So verzehrt sich Gotthold in wahnsinnigem Denken, Elisabeth aber welkt dahin und wird bleicher und bleicher. Die Zwietracht kehrt ein bei ihnen und läßt sie sich die Frage stellen: wen von beiden trifft die Schuld an dem Frevel?! Erschöpft und daseinsmüde schleppen sie ihr Leben hin. Da kommt für Elisabeth die schwere Stunde. Ein furchtbares nächtliches Gewitter tobt und ein Blitzstrahl steckt das

Kreuz in Brand. Ein Knäblein ist die Frucht des sündigen Bundes — aber es ist tot. Kein lebendiger Zeuge des sündigen Glücks soll auf Erden wandeln. Auch Elisabeth stirbt. Da übermannt der Schmerz den überlebenden Sünder. Er begräbt sie in einer Grotte. Das Söhnlein legt er ihr in die Arme und deckt beide zu mit Elisabeths Lieblingsblumen. All das beschreibt er noch auf seinen Papierblättern, dann brechen die Aufzeichnungen ab und das Nachwort eines Offiziers des Schiffes, das die Insel nach Jahren angelaufen hat, berichtet, man habe drei Leichen in der Grotte gefunden: Gotthold hatte sich neben die Schwester gelegt und sich ein Messer in die Brust gestoßen.

Für die Form der Dichtung ist vielleicht schon Chamissos „Salas y Gomez“ vorbildlich gewesen. Der Schwerpunkt liegt in der meisterlichen Ausmalung der seelischen Vorgänge. Wie sich die durch Frömmigkeit und Sittlichkeit gestützte Reinheit und Unbefangenheit des Geistes allmählich in sinnlose Leidenschaft wandelt und endlich zu Reue und Verzweiflung wird, dieser ganze Leidensweg des Gemüts ist geschildert mit einer hinreißenden Kunst. Prächtig ist auch die Sprache gehandhabt: Der Mann, der nie ein Schriftsteller war, schreibt einfach und ungefüge, Wendungen aus dem Geschäftsstil und Reminiszenzen an die Bibel finden sich in seiner altertümelnden Ausdrucksweise; bis ihm endlich die Glut der Sinnlichkeit, dann die Reue und der bittere Schmerz unbewußt die Gabe verleihen, feurig und eindringlich darzustellen. — Eine Auswahl der kennzeichnendsten Stellen aus dieser für Hornbostels poetische Eigenart charakteristischesten Dichtung möge den Schluß dieser Untersuchung bilden.

Aus dem ersten Stück:

Ey schöner Fund, den ich gemacht habe! Das Papier, darauf ich schreibe. Und es ist nicht wenig und kann, wenn ich sparsam bin, auf mehrere Jahre ausreichen. Wohl gut, daß ich den Wandschrank aufbrach, dazu der Schlüßel fehlt. Es ist mein ich noch niemalen geschehn, daß das Schreibpapier Einen zum Schriftsteller gemacht hat. Mir geschiehts!

Ich habe in meinem Leben, ausgenommen was das Kaufmannswesen angeht, weder gerne noch viel geschrieben, und jetzt, da ich diese Blätter in die Hand bekomme, setze ich mich schnell hin und sehe sie mit feuchten Augen an und schreibe ein Wort ums andre voll Hast nieder. Denn es ist dieß Buch Papier der dritte Mann in unserer Gesellschaft und dünkt mich, es lebe noch Einer außer uns beyden auf dem einsamen Eyland, zu dem ich reden kann und von dem ich wieder hören kann, seyens auch nur meine eigenen Worte. Wohnen wir doch von aller Welt abgeschieden hier und ohne alle Aussicht, je wieder ein Menschenantlitz zu erblicken. Wenn wir nicht heute oder morgen zum spätsten die Schaluppe gewahren, so ist sie fort oder auch hinab in dem Meeresgrund, und wir dürfen die Feuer immerhin verlöschen lassen und die Hoffnung mit. Aber fern sey es von mir, daß ich murrete oder klagete! Gott hat überschwenglich gnädig an uns gethan! Was wir immer für Mährlein gehalten haben, zur Ergötzung derer geschrieben, die still und sicher in ihren Stuben am Kamine sitzen, und was mich selber als Knaben zu lesen hundertmal froh machte, eine Insel Felsenburg oder dergleichen, wo die armen verschlagnen Schiffer Dach und Fach und Heerd finden und Vorrath, von früheren Bewohnern zurückgelaßen: Das ist nun an uns wahr geworden und ich mag noch kaum meinen Augen trauen, wenn ich um mich herum sehe und gewahre mich sitzen in einer artigen Hütte und die von den schirmenden Bäumen breit überschattet ist, daß eine liebliche Kühlung hindurchziehet, da doch draußen der Himmel heiß genug brennet.

Aus dem zweiten Stück:

So sollen wir denn hier auf dem Eylande bleiben für immer und keine Erlösung hoffen! Umsonst haben unsere Feuer die Nächte hindurch geleuchtet und sind die Rauchwolken am Tage aufgestiegen. Umsonst ist von Stunde zu Stunde Eines von uns an den Strand gegangen und hat hinausgeschauet auf die Höhe der stillen öden See! Sie kamen nicht, jetzt kommen sie nimmer; sie haben uns verlassen so oder so. Und es ist mir noch immer, als könn' es nicht sein, als läge das Schiff nur tief in jener Bucht vor Anker und sollte mir das Boot senden, und ich mein, es müße mit jedem Augenblick dort um die Felsbank herfürkommen. Und meine Schwester sagt, ihr geh es eben so. Und dann fällt es uns wieder so schwer aufs Herz, daß wir ausgesetzt sind und von unbewohnt kleinen Eylanden und Klippen und Untiefen umgeben, die jedes Schiff meidet und wohl etliche hundert Meilen von irgend einem Lande entfernt, wo Menschen leben. O süßer Anblick der Menschen, wie sehn' ich mich nach dir! Und wären es auch die fremdesten und wildesten, und könnt ich auch ihre Sprache nicht, daß wir nur durch Zeichen miteinander sprechen

könnten. Wir wollten gern ihre Sprache erlernen und uns in ihre Sitten fügen! Ja wahrlich, nach seynem Ebenbilde hat der Herr den Menschen geschaffen. Die ganze Natur ist wohl schön und herrlich und heilig und unser Eyland trägt so manches, was unser Herz erfreuen kann. Die Felsen stehen mächtig da und die Quelle läuft so klar und geschäftig daraus hervor und die Fruchtbäume und Waldbäume breiten sich grün und lustig aus; auch ists in unserm Gärtlein schon so heimlich und wirtlich, daſs wir uns da gar wohl behaglich fühlen; und wieder am Strande ists wenn der Mond in dem glatten, dunklen Meere schwimmt, oder die Brandung hoch und weiſs an den Riffen aufschlägt, und die heiße Sonne zur Ruhe hinabsteigt oder am Morgen heraufkömmt in ihrer Pracht und den frischen Wind vor sich her sendet. Aber wenn ich das alles gesehen und mich daran ergözt und ich wende mich zu meiner Schwester und schau ihr ins Antlitz und sie mir, o wie war das alles nichts gegen den freudigen Seegen, der mir aus ihrem Anblick kömmt. Ach nur der Mensch ist dem Menschen eines und alles für diese Welt — herrlicher Gott! wenn ich allein mich geborgen hätte aus dem Sturm, oder sie allein! wie kann man's ertragen ganz verlassen zu sein. Oder wenn sie hier stürbe oder ich! Wenn sie hier stürbe und ich sollte sie begraben und müßte dann allein fortleben bis an mein spätes Ende oder ich sollte sterben und die Schwester ohne Freund und Hülfe verlassen! O send uns Menschen, Vater im Himmel, nimm' diese Angst von uns und laß uns wandeln unter deinen Ebenbildern. Wir wollen auch einen frommen Wandel führen nach deinem ewigen Willen und dir zum Preis und zur Ehre. Und hast du gnädig den Bruder der Schwester zugeführt, so laß auch die Mutter sich ihrer erfreuen und alle die Lieben, die ich daheim verlassen habe. Und hast du uns allein aus allem mit starker Hand erhalten, so nimm ihnen die Angst vom Herzen und die Trauer um mich und vergilt ihnen die Leiden, die sie um meinetwillen geduldet haben, mit der gedoppelten und unverhofften Lust. O send uns Menschen, Vater im Himmel, deine Ebenbilder!

Aus dem vierten Stück:

... Und siehe, während ich mich so der Erinnerung hingab und dabey niederschrieb, was ich doch ohnedieß niemals vergessen werde, ist das Ungewitter vorübergezogen, und — — ich habe an ihrer Kammerthüre gelauschet und ihre ruhigen Athemzüge gehört, sie schlief süß und hatte das wilde Getose verschlafen. Doch aber frug ich leise: Schläfst Du Schwester! Da war sie auch schon wach und antwortete; Jetzt nicht mehr! Was willst Du? — Nichts, nichts, sagt ich. Es war ein schweres Gewitter, nun ists aber vorüber. Gute Nacht! Gute Nacht, Du Lieber! rief sie zurück. Und

nun war ich zufrieden. — Es ist aber doch thöricht, daß ich sie um nichts geweckt habe, und ich schreibe mirs darum her, damit es mich für die Zukunft erinnert, solche kindliche Streiche zu lassen. Nun will ich denn auch wieder schlafen gehen mit ihrer guten Nacht.

Aus dem sechsten Stück:

Wahrlich! es giebt Stunden, wo ich mir selbst fremd vorkomme und wenn ich die Geschichte unserer Rettung und unsres Wirtschaftens auf diesem Eylande durchgehe, mir es ist, als läse ich sie in irgend einem erdichteten Buche. Wenn ich vor unserm Brunnen stehe und mich vorbeuge und gewahre mich mit dem braunen Barte, der sich schon in kleinen Locken um Kinn und Backe legt und mit der gebräunten Stirn und dem seltsamen Gewande, darein die kunstreiche Schwester mich gekleidet hat, leicht und weit und doch zur Arbeit bequem: so kömmt es mich an, zu fragen, wer ist der Mann? und mich umzuwenden, ob nicht Einer etwa neben mir stehe. Ich frug Elisabeth, ob es ihr nicht auch so gehe: sie sagte, nein, es sey im Gegentheil zu zeiten ihr fast als wären wir recht einheimisch und immer hier gewesen und ihres neuen Anzuges sey sie sehr schnell gewohnt worden. Er ist aber auch hübsch und zierlich und züchtig und ich glaube kaum, daß ihr irgend ein andrer besser stehen könnte. Oft fällt mir auf, wie schön sie ist in ihren goldblonden Flechten, daß ich ihrs sagen wollte, wäre sie meine Schwester nicht. Und dann glühn ihre Wangen von der Arbeit und sie lächelt mir zu und kömmt und streicht mir die Haare aus der Stirne und droht mir, ich solle nicht so scharf arbeiten, wir hätten Zeit genug unser ganz Leben hindurch. Sie hat darin leider nicht Unrecht. Wo ich aber angreife, möcht ich es gerne bald fertig haben und vor allem, wenns etwas ist, das ihr Freude oder Nutzen bringen soll, und sie macht es auch nicht besser mit dem, was mich angeht. —

Nach Tische, wenn die heißesten Tagesstunden sind, kömmt wohl der Schlummer bald über meine Augen: sie aber öffnet die Thür des Gewölbes, daraus eine angenehme und reine Kühlung aufsteigt und räumt noch erst die Überreste hinab und ordnet alles. Sie kam gleich darauf, daß das Gewölbe eine treffliche Vorrathskammer abgeben müsse, und so ist es auch. Denn ganz wunderbarer Weise verdirbt nichts darinn oder faulet: auch trocknet es nur ganz wenig ein und hält sich sehr frisch und vollkommen. Und dann seh ich manchmal ihren Schlummer, wenn ich früher erwache als das müde Mädchen und nehme ganz still meine Schnitzarbeit oder mein Geflechte zur Hand und sitze und arbeite ihr gegenüber und freue mich ihres Anblicks und gerathe ins Träumen so tief, daß ich des Arbeitens gar vergesse und die Hände in den Schooß lege und daß

ich selber oft darüber nicht weiß, was meine Gedanken waren, wenn ich wieder erwache oder wenn sie die Augenlider aufschlägt, darauf mein Blick vom Denken gebannt war.

Aus dem achten Stück:

Nun weiß ich und es fällt mir eben erst ein, warum ich so oft schreibe, was doch niemand jemals lesen wird und soll, als ich allein. Ein Freund fehlet mir, dem ich vertrauen könnte, ach er fehlet mir recht sehr! Wenn wir uns auch aus vollem Herzen lieb haben, Elisabeth und ich: so kömmt mir doch so manches in den Sinn, was ich ihr nicht sagen mag oder darf, und quält mich und kann es nicht los werden, bis ich es niedergeschrieben habe. In der Welt zerstreut man sich wohl, oder sagt es seinem Freunde wenn man so etwas hat, und dann ist es aufgehoben und wohl bewahrt und man vergißts. Hier ist das Blatt mein Freund, dem ich vertraue. Elisabeth hat ihre Laute zur Freundin.

Ach ich will es nur hinschreiben, was ich doch lieber gar nicht mehr denken sollte; vielleicht läßt es mich dann ruhen und die Glut verlischt, die mir auf diesen Wangen brennet. — Ich habe sie im Bade erblickt, eben da sie hinabsteigen wollte in das stille Wasser. Aber, wahrlich, ohne meinen Willen. — Wenn mich des Tages Hitze und der kühle Abend zum baden einluden, sprach ich immer zu ihr: Leb wohl indeß, Elisabeth, ich gehe an den Strand hinab, mich zu baden, und gieng und schwamm eine Strecke hinaus zu den Bänken und ließ mich wiegen und tauchte, und wenn ich zurückkom, brachte ich ihr wohl irgend 'was mit und rief: das hat mir wohlgethan. Sie aber sagte nie etwas davon und ich mochte auch nicht fragen, wenn ich auch manchmal ihre Locken noch feucht sah; aber da hatte sie sich heimlich ein Plätzchen ausgeforscht, wo unsre Quelle durchs dichteste Gebüsch läuft und ein kleines Steinbecken mit ihrem klaren Wasser füllte, und gieng sie, indeß ich zu irgend einer Arbeit aus war, und badete sich dort. Und da ists, wo ich sie erblickt habe. Ich suchte zarte, lange Stäbe, wie ich sie bedarf, um eine Fischruthe zu flechten und suchte und drang immer dichter ins Dickicht; da hüpfte ein junges Vögelein vor mir her, von schönem Gefieder, wie ich noch keines hier gesehen hatte; und ich dachte es zu haschen, weil es noch nicht recht fliegen konnte, und wie es durch die Zweige schlüpfte, bog ich sie leise zurück und schlich mich nach und schaute nach ihm ob ich es noch erblicken könnte. Und so bog ich einen Zweig nieder und sah plötzlich hinein wie durch ein Lugloch in das Badestübchen, das vom Laubwerke schwarzgrün gewölbet war und darinnen stand sie mit der Taube auf dem Arm und tauchte den zarten rosigweißen

Fuß in den dunklen Brunnen und lächelte von seiner Kühle erschreckt. Ich mochte einen Augenblick betäubet seyn; als ich mich aber faßen konnte, ließ ich schnell und vorsichtig den Zweig wieder aufstehen und wandte mich und drückte beyde Hände vors Gesicht und warf mich an den Boden. Aber das Bild blieb mir vor den Augen steh'n als wär es hingemalt. Ach! sie ist unaussprechlich schön! Und kein Maler hat je ein solches Wunderbild gemalt oder nur gedacht und kein Auge je ein solches noch erblickt. Meines aber hat gefrevelt an ihr, daß ich sie betrachtete; aber dies ist, Gott weiß, ohne meinen Willen geschehn. Nie soll sie es erfahren und vermöchte ich nur eben so, zu vergeßen, wie ich es zu verschweigen gedenke. Ach du weißt nicht, wie unsäglich schön du bist, Elisabeth, und ich selber, der so oft und so lange dich betrachtet habe im Wachen und im Schlummer, wo du so lieblich und reizend bist: ich selbst vermochte nicht einmal zu wähnen, daß so eine Zierlichkeit in der Natur blühen könne. Und ich habe dich im Bad erblickt und will nicht mehr daran denken. Ließ ich meinem Betrachten den freyen Lauf, so wäre gewiß alles gut und ich wäre ruhig: so aber will ichs vergeßen und bin dawider auf der Hut und das nimmt mir die Ruhe und gewißlich den Schlaf dieser Nacht.

Aus dem neunten Stück:

Ja gewiß! kein Stand des Menschen ist schöner als der Ehestand und kein Glück wünschenswürdiger als das der Verehelichten. — Wo sich zwey Herzen werth achten und fest verbinden auf ewig und sich frey und vor aller Welt mit einem heiligen Eidschwur erbieten, Leid wie Freude zusammen zu tragen und in guten und bösen Tagen an einander zu glauben und zu halten. Was kann dem Einen Schlimmes begegnen, das der Andre nicht abzulenken oder zu versüßen trachtete: was kann es Gutes und Liebes immer geben, das der Eine dem Andern nicht zuwenden sollte? Denn sie sind ein Leib und eine Seele und aus zweyen mangelhaften Hälften zu einem vollkommenen Ganzen gefüget. Darum glaube ich auch und fühle es in mir selber lebendig, daß der Mensch keine rechte Ruhe haben könne und mit sich selber nicht recht zufrieden seyn, und immer nach andrem suchen und trachten müße, so lange er noch frank und ledig in der weiten Welt dasteht oder herumtreibet. Die Ehe ist darum von Gott selber eingesetzt und eine Ehrenpforte, dadurch die Gnade des Herrn einziehet. Es schwankt aber der Bogenpfeiler und neiget sich, wenn ihm kein andrer gegenübersteht, der ihm entgegenstrebet und ihn hält und wieder von ihm gefestiget wird. Kann es aber in einem rechten Ehebund denn noch ein Verschweigen geben oder ein Geheimthun? und muß nicht alles, was beyde Gatten empfinden und wollen, offen und klar vor ihnen jedweden daliegen? Und das ist das Süße und darin wohnet

der Frieden, daß wir ein Wesen haben außer uns und um uns, das auch unsrer tiefsten Seele nicht fremd ist, und das den ganzen Stolz unsres Lebens in sich bewahret und ihn eingetauscht hat für den Seinigen; beydes mit Freuden und Zutrauen und ohne Vorsicht und Vorbehalt. — Oft und vielfach bedenk' ich das bey mir, und hab' es mir klarer gemacht vor meinem Geiste, als es mir früher gewesen. Doch kann ich es da in Worten nicht ausdrücken und hinschreiben so wie ich meine, daß es klingen sollte. Ein Weib ist des Mannes Ehre im Hause und seine Zierde und sein Stolz unter den Leuten. Sie ist sein Trost in Leiden und seine Erholung nach dem verdrüßlichen Tagewerk und seine Pflegerin in der Krankheit und seine liebe Sorge, um die er arbeitet und sich mühet dichtet und sich vorsehet und trotzet wenns nöthig. Sollte ich aber ein Weib haben hier auf meinem Eylande, und meine Schwester darum hingeben, das thäte ich nimmermehr!

Aus dem zehnten Stück:

Ich sinne nach, wie und wann es sich gefüget hat, daß wir uns nicht mehr Bruder und Schwester nennen; aber ich kann nicht darauf kommen. Wir mögen wohl nur nach und nach die Geschwister gegen Elisabeth und Gotthold umgetauschet haben, so daß sich keine Zeit so recht angeben ließe. Und ists nicht alles eines? Ja im Gegentheil, so mein' ich, daß sichs gefüget hat, weils so recht und vernünftig ist.

Hier schlägt kein Herz, das Anspruch an sie machen könnte und dagegen ich mich verwahren müßte. Auch bedarf ich es nicht, daß mich ein Wort an die Obsorge erinnert, die man seinen Blutsverwandten vor allem Andern schuldig ist. Ich bin das einzige menschliche Wesen und muß ihr für alles Ersatz seyn, und darum ist sie mir Elisabeth und der Nahme einer Schwester kann sie mir nicht werther machen. Ja, ich weiß gewiß, daß wir uns so zärtlich lieben würden und so von Herzen einig mitsammen leben, auch wenn wir nicht unter einem Herzen gelegen hätten. In der That, es klänge lächerlich, wenn wir unsern frühern Brauch wieder hervorsuchen wollten, und ich meine, es wäre, als ob ein paar Freunde, vom übeln Schicksal gleich uns auf einen menschenleeren Felsen geworfen, sich noch immer bey den Titeln rufen wollten, die ihnen einstmals in der Welt beygeleget waren und dort galten. Es wäre mir auch nicht leichtlich aufgefallen, daß wirs jetzo klüger machen, weils so ganz natürlich und gehörig ist: wenn ich nicht soeben einige von den Blättern wieder angesehen hätte, die ich damals vollgeschrieben, und dabey ich mich erinnerte, wie wir uns die ersten Wochen hindurch nur immer Bruder und Schwester genannt, als sey das Eyland voller Menschen und eine Menge Gottholde und Elisabethen darunter.

Aus dem elften Stück:

O Vaterland, du mein Vaterland, dein kann ich nicht vergessen! Und oft faßt mich das Verlangen nach dir so heftig an, daß es mir das Wasser in die Augen treibt. Keine andre Küste mag ich mehr sehen, wenn ich nicht davon zu dir mich hinwenden darf! Ja, bey Gott dem wahrhaftigen, ich gewohne das Leben in unserer Einsamkeit und es wird mir so lieb, daß ich schon nimmer, wie zu Anfang unserer Verbannung, es gegen irgend eine bewohnte Gegend, welche es sey, gern vertauschen möchte. Sollte mir nicht erlaubt seyn, meine Heymath mit Elisabeth aufzusuchen: so wollte ich lieber hier an ihrer Seite allein fortleben bis an unser Ende. Denn wenn ich diese Sehnsucht und Wehmuth auch unter den Menschen wohnend fortwährend im Busen haben müßte: nichts vermöchte mich dann wahrhaft ruhig und zufrieden zu machen. O süße Heymath! Mir ist es immerdar, als würde sie mich wie eine liebevolle und besorgte Mutter empfangen und mich fragen, was mich gequält, und mich darüber mit lindem Streicheln trösten. — Und habe ich nicht in Wahrheit eine Mutter dort, die nun bald als um einen Todten um mich weinen wird? Und liebe Verwandte und Spielgenoßen und Schulgenoßen, die mich alle als einen wiedergeschenkten mit Freuden empfangen würden, wenn ich auch viel ärmer heimkehrte als ich ausgegangen bin? Und bin ich denn ärmer? Brächte ich nicht Elisabeth mit, meiner Mutter einen unermeßlichen Schatz und meiner Vaterstadt eine treffliche Zierde?

Neulich aber hat sie mich erschreckt, denn als wir so miteinander an dem bunten Schloße baueten und ausdachten, wie wir auch dort in der Vaterstadt zusammen wirtschaften wollten, da sagte ich ihr denn, wie wir würden oftmals hier und dorthin in der Stadt würden geladen werden, und wie ich sie zu den herrlichsten Festen und Tänzen geleiten wolle. Dann, sprach ich, will ich dir helfen aus den schönsten und angesehensten Jungfrauen der Stadt dir die Freundinnen auswählen, denn ich kenne sie schier alle und weiß wohl, welche man für die besten und wohlgeartetesten hält. Und keinen Freund, frug sie mit Lächeln, willst du mir selten auswählen? Ich wußte aber nicht, was sie meine. Da fuhr sie fort: Und wenn ich nun heyrathe und ziehe zu meinem Manne, wie soll es dann mit uns werden? Da war ich aber sehr erschrocken und schwieg und die Augen wurden mir naß. Denn es war mir nie in den Sinn gekommen, gleich als wär' es unmöglich, daß wir uns jemals trennen könnten. Ich wandte mich aber darauf zur Hälfte ab von ihr und gab ihr die Hand und sprach: „Dann weiß ichs nicht, wie es werden soll und kann." Sie aber fiel mir um den Hals und lachte und rief: „Meinst du denn, daß es damit mein Ernst sey? Niemals, niemals trenn' ich mich von dir, bis der Tod mich heimführt." Da ward ich wieder fröhlich und

da wir uns so küßten, floßen unser beyder Augen über: sie aber streichelte und drückte mir darnach den Arm und sagte still: „Sieh, nun muß ich schon weinen, daß ich dich habe quälen können!"

Aus dem zwölften Stück:

Ich bin traurig und betrübet. Was haben wir, daß wir uns ängstigen und haßen und necken mögen? Da ist Elisabeth im Verdruße auf ihre Kammer gegangen und will nun schlafen — sie lieget aber und weinet, ich weiß es; — und ich sitze auf bey der Lampe und schaue vor mich hin und schüttle den Kopf. Es ist das erstemal, daß sie mir zürnet, und sie hat Recht und hätt' es wohl schon öfter sollen. Ich bin anders geworden als ich war und nicht beßer, nein nein, nicht beßer! Aber auch sie hat sich verändert und ihr Betragen. Der holde Gleichmuth, der sonst über sie ausgegoßen war, ist nicht mehr da noch das heitere Scherzen und der kleine Mutwill, der sie so sehr zierte. Wir meiden uns und das war ehemals nie, und wir suchen uns wieder, wie sonst immer, aber heimlich und hastig, als wär's verboten und verstohlen. Schöpft die Einsamkeit unsre Ergebung aus und spielt die Ungeduld dieß arge Spiel, mit unserm Gemüthe? Oder ist's der heiße hohe Sommer, der uns das Blut sieden macht und das Gehirn zerrüttet? Oder lieben wir uns minder als sonst? Das wahrlich nicht. Denn wenn uns manchmal eine schöne friedliche Stunde kömmt, wo wir plaudern wie vordem; so fühl ichs wohl, daß ich sie mit heißer Seele liebe, und dann schlinge ich meinen Arm um ihren schlanken Leib und sag ihr leise, wie schön sie ist, und sag es ihr, daß sie mir unendlich theuer ist; und sie lächelt und legt ihre Wange an meine Achsel und sieht mir nah ins Auge und duldet meinen Kuß und lispelt mir süße Namen zu. — Aber ein andermal wendet sie sich ab, wenn ich ihr Auge suche, und windet sich mit feiner Kunst aus meinem Arme los und weiß von allerley zu sprechen, daß alles verdrängt wird was vom Herzen kommen will. Ich bin dann wohl verdrüßlich und sollt es nicht, denn wozu wiederhol' ich ihr heute, was ich gestern schon gesagt und ehegestern, und was soll dieß Zärtlichthun unter Geschwistern? Aber sieht sie, daß ich böse bin, dann kömmt sie doch und schaut mich zärtlich und fragenden Blickes an und lächelt mir die Buße und Versöhnung in die Seele. — Und doch treibt mich mein böses Blut manchmal, das gute Herz bitter zu plagen. Ich darf nicht lange einsam seyn, so fällt mir ein, wie sie mich gefraget: „Und keinen Freund?" und mir wird wehmüthig und ängstlich; denn dieß allein kann ja sie und mich trösten und mit unsrem Aufenthalt versöhnen, daß wir uns so lieben, als hätten wir für keine Seele mehr in unsrem Busen Raum und füllte jedes des Andern ganzes Wünschen aus. — So auch darf sie mir nicht wehren, wenn ich

sie fest an mich drücke, ohne daß ich manchmal ausrufe: Ja! So soll es dann werden, so! Du machst dich los von mir wie jetzt und gehst. — — Sie schluchzet noch darinnen leise. —

Was kann ich für meine Träume! Da bin ich ehrlich im Wachen und züchtigen Sinnes und denke meines Wortes die langen Tage hindurch, und wenn die Nacht herniederkömmt und mir den Schlaf bringt oder auch nur der Schlummer nach Mittage mich halb einwieget, — steht nicht selten mir vor Augen die dunkle Laube, darunter der Bach sich im Keßel sammelt, und ihr glänzendes Bild darinnen, und mein bester Wille rettet mich nicht mehr. Schlimm spielen die Träume fürwahr mit mir und ängstigen mich in allerley Gestalten. Und was kann ich dafür? Oder ist der Mensch Herr seiner Träume? Oder spiegelt sein Gemüth sich darinn wieder und zeigt ihm seine heimliche Gestalt? Dann steht es schlimm um mich und mein Heil. Gott wolle mir Kraft geben, mich zu beßern!

Ja es ist, als ob Elisabeth es erriethe und wüßte, wann die wilden Träume mich gefaßt haben; denn wenn ich dann nach dem Erwachen sie suche und grüße, erschrickt die engelreine schier vor meinem Blick und ist scheu und weichet mir in allem aus. Und ich kann die Strafe doch nicht tragen und schmolle. — Heute hab ich sie gequält mehr als sonst je mit Liebkosen und Necken und Zürnen. Und da sie noch mich gut und freundlich sehen wollte, bevor sie zur Ruhe ginge und wir uns trennten, und so süß und liebevoll zu mir sich wendete: sah ich sie hart an und sagte: Laß das, du willst ja zu deinem Manne ziehen! Hättest ihn nur schon gefunden! Da ließ sie rasch ab von mir und sagte: Geh, geh! Du wirst mein Herz nimmer verstehn! und lief in die Kammer und schloß die Thür meines Nachrufens ohngeachtet. — Wo soll noch Einigkeit weilen, wenn sie nicht einmal unter zweyen ist, die selbander ein ödes Eyland bewohnen und die kein andres Geschäft und keine Pflicht haben als die, sich das Leben leicht zu machen? Aber wir sind Kinder und zanken uns und grollen und versöhnen uns wie sie!

Aus dem vierzehnten Stück:

So müßen die ersten Eltern im Paradiesesgarten gewohnet haben, denk' ich mir oft, wenn wir unter den Palmen auf und nieder wandeln, oder wenn wir in der Laube sitzen und die Früchte essen und das Reich der Vögel spielt zahm und heimlich um uns her. So einsam und so friedlich und so liebevoll Herz gegen Herz geneigt. Aber ihnen war ein mächtiges Verlangen gegeben und ein Hoffen, das wir Armen immer und immer entbehren müßen! Wäre Elisabeth meine Schwester nicht! Ach! wäre sie mir irgend ein fremdes, fern geborenes Mädchen — dann könnten wir ganz glückseelig seyn und das Leben wäre uns gegeben! Aber das

Paradies hat der Herr den Menschen geschlossen und ein Cherub mit flammendem Schwerdt steht davor und hält strenge Wacht. Doch Adams Söhne, waren sie nicht auch glücklich mit ihren Weibern und von Gott mit Wohlgefallen angesehen? Und waren es nicht alle Geschwister, die sich da ehelichten? Sie zogen hin und baueten ihr Feld u. warteten ihrer Heerden, und von ihnen kam ein zahlreiches Geschlecht, das sich über die Erde verbreitete? Und Gottes ganze Erde soll reich seyn an Geschöpfen, die ihn fürchten und anbeten und seinen Namen preisen.

Sind wir nicht schier den ersten Menschen gleich hier auf unsrem Eyland, das doch wie ein schöner frischer Gottesgarten ist, aber rings von Klippen und Bänken vielfach umgeben und gegen aller Menschen Zugang verwahret, und wenn wir gestorben sind, wieder einsam und verlassen stehen soll, wie es schon einmal Bewohner hatte, die ausgestorben oder fortgewandert sind und es öde gelassen. Ja, hätte das Gesetz es nicht verboten, so entsprösse wohl hier ein blühendes Geschlecht, das fromm und einträchtig glücklich leben sollte, wie keines irgend auf der weiten Erde. Aber was denk' ich denn und wünsche und grüble, da es Gottes Gesetz ist, das uns auf ewig gebannt hält! Ja, ich weiß, er hat es gegeben durch Moses seinen hohen Propheten, allen Menschen, die sein Wort hören und glauben! Und was will ich denn doch noch manchmal zweifeln und fragen, ob auch uns dieß strenge Gebot gelten soll, — uns, die wir allein und verlassen, ohne Trost als Gottes Güte, hier wohnen — — von seiner Hand selbst sichtbarlich erhalten und selbander hier ausgesetzt. O könnt' ich die Weisen und die frommen Gottespriester fragen, nur ein einzigmal! Nicht die Natur ist es, die die Geschwister trennt — das meinen zwar Viele und ich meinte es auch daheim unter den Vielen: Doch hier weiß ich es anders und darüber kann ich nicht im Irrthum liegen. Nicht die Natur will uns getrennt wissen, denn warum hat sie Adams Kinder zu einander gezogen und die ersten Geschlechter wohlgefällig werden sehen und warum sind noch jetzt ganze Völker, die den Bruder seine Schwester heimführen lassen, ohne Zweifel oder Verwunderung?! Warum hat sie mir diese glühende Leidenschaft in die Brust gelegt, daß ich den Frevel schon ohne Schauer denken kann und fragen: Hat die rettende Hand des Höchsten uns darum das Leben bewahret und dieses verlassene schöne Ufer finden lassen? — Oder soll es nur eine schwere Prüfung seyn, die sein Wille uns schwachen Kindern auferlegt? — Kinder! Der Kirche Kinder sind wir, die ihren Fluch darauf leget, was mir zu manchen Augenblicken so wohl verzeihlich scheint. Und dann bedenk' ich wieder, daß sie ja allen eine milde Mutter ist und die Kraft und Macht hat zu lösen wie zu binden. Hat doch der heilige Vater einst dem Grafen von Gleichen die doppelte Ehe verstattet und sie selber eingesegnet. Da lag die Natur mit dem Gesetz im Streit und der Papst sprach ein menschlich, ja englisch mildes Wort der Ver-

söhnung aus und schlichtete den Streit durch die Gewalt, die ihm gegeben war. Wäre es möglich, daß sein heiliger Nachfolger auf Petri Stuhl unsre Lage wüßte: er thäte vielleicht ein Gleiches für unser Heil. Ich habe Elisabethen die Geschichte des Grafen schon mehr als einmal erzählt, denn es ist mir die liebste geworden, weil sich meine Hoffnung heimlich und diebisch daran hänget; das seh ich wohl.

Thor, der ich bin! Will ich auf ein schwaches Vielleicht mein und ihrer Seele Heil wälzen? Und was will ich mich an die ersten Menschengeschlechter halten, denen dieses Gesetz noch nicht gegeben war, und was will ich thun als sey dieß arme Eyland die Welt und wir besonders und wir allein auserlesen? Und was will ich der Natur folgen, wie die Thiere thun? Und was will ich so ruchlos seyn und der blinden Heiden Beyspiel etwa für mich gelten lassen? – Nein! Nimmermehr! Es muß so bleiben, und was Recht ist, wird uns ruhig machen. Eins nur darf ich mir denken damit meine Seele zurückbebet. Wenn sie mein Weib wäre und nun kämen, durch des Herrn Fügung, Menschen zu uns, Christen, und führten uns fort und brächten uns unter fromme Christenleute! Vielleicht ist die Zufahrt nicht so unmöglich, als mein verirrter Wille mir sie vorspiegeln möchte. Gott! welch' gräßlich Labyrinth thut sich da vor meinen Augen auf, darein ich gar nicht blicken mag vor Entsetzen.

Aus dem fünfzehnten Stück:

Ja! Sie scheuet mich, sie trägt Furcht vor mir, mit dem die Arme allein ist und vom Meere rings eingefangen. Sie liebet mich als ihren Bruder und muß mich fliehen? Du theure Mutter, ists so weit gekommen mit deinem Gotthold, daß sie zu dir ihre Zuflucht nehmen muß und dich gegen ihn zur Hülfe aufrufen? Ja, ich sehe dich, wie du die Arme um deine Tochter schlägst und ihr Gesicht an deiner Brust verbirgst und mich mit dem strahlenden Blicke zurückscheuchst. Strafe mich, strafe mich, aber rett' uns nur! Mutter! Die Einsamkeit berauschet! Mög' uns dein Gebet Hülfe senden, ich sterbe sonst im Kampf. Mein Mark zehrt sich hier auf im Schweigen und in den Nächten ohne Schlaf und in dem Zweifeln und Ringen vor Gott. Wären wir bey dir, wo Elisabeth nicht mehr mein wäre, sondern dein, und wo des Herrn Altäre stehn — da müßte alles gut seyn und jeder Sturm sich legen.

Aus dem achtzehnten Stück:

Sie liebt mich! Sie hat es mir gestanden! Sie liebt mich zärtlich heiß, wie man den Geliebten liebet! O welch' ein bodenloser Brunnen von Seligkeit mir aus diesem Bewußtseyn quillet! — Wir waren Kinder,

daß wir uns so marterten und bange machten! Mußte es denn die kühle Geschwisterliebe seyn? mußten wir denn Mann und Weib werden, wie ich unter tausend Qualen zu ergrübeln meinete? Gab es das dritte nicht, das mittlere und vor allem das herrlichste? Wir lieben uns glühend heiß und in keuscher Reine als ein seeliges Paar. O wann wir so beysammen sitzen und halten uns umschlungen unter tausend Küssen, wo gab es noch größeres Entzücken, o welches Herz wäre damit nicht begnüget? . . . .

. . . Könnt' ich ihr nur sagen, wie voll Dankes mein Herz und Sinn gegen sie sich fühlet! Aber das ist unaussprechlich! Alles Leben, ehe sie mir gestand, daß sie mich liebe, war ja kein Leben und jetzt ist wieder alles nur Glück und Lust und Seeligkeit. Ihre Schönheit und Huld ist ja so reich an diesen Schätzen, daß sie nur lächeln darf oder zärtlich blicken, ja sich nur zu mir wenden in ihrem Liebreiz, um mich damit zu überschütten. Alles hat sie mir einzigem zugewendet, was tausend Augen und Herzen erfreute, gern und willig, und das ist's, was mich mit überschwänglichem Dank erfüllet. Ach! ich vermochte es nicht, inmitten meiner Seeligkeit um sie zu seufzen und, so oft sie mich ihren Lebensretter nennet, zu wähnen, daß nur ihres Herzens Güte und Erkenntlichkeit sie dahin geführet, daß sie mir das Leid um die versperrte Rückkehr verhehlet habe. Es mag wohl seyn, daß sie mirs abmerkte. Gestern aber saßen wir in der Hütte und sie nahm spielend aus dem Wandschranke den Kompaß und betrachtete ihn und drehte ihn unter den Fingerlein hin und her. Und ohne diesem winzigen, armseeligen Geräthe kann man keine Reise über See unternehmen und den Weg durch die Wasserwüste nicht zu finden? Ich entgegnete, man könne es nicht, so man nicht eine gute Kenntniß des Sternenlaufes und Auf- und Niederganges besitze. Und die Nadel weiset immer nach dem Norden und kehret ämsig zurück, so oft man sie auch ablenket? so frug sie weiter. — Sie ist geartet wie mein Gemüth, sagt' ich ihr darauf, und der Angelstern, dem es ewig zugewandt bleibt, bist Du, meine Elisabeth. Ich wollte, versetzte sie hinwiederum, du hättest dein Gleichniß von einem anderen Dinge genommen. Ich aber frug, warum sie das wollte? Weil, sagte sie, der arme kleine Stahl mir darum lieb werden könnte und ich gedachte eben seine Sprödigkeit zu prüfen. Zugleich nahm sie die Nadel aus der Büchse und brach sie unter Scherz und gleichsam spielender Weise in viele Stücklein. Ich sah ihrem Beginnen mit Staunen zu und schwieg erschrocken Herrgott, was hast du gemacht? rief ich dann aus. — Nun laß wieder ein Boot kommen, sprach sie mit lächelndem Munde; und wir wollen es behalten zur Spazierfahrt in den stillen Buchten, wo uns keiner begegnen kann, der uns mitnähme. Sie wollte auch fortfahren, mit heiterer Stirn die fröhlichen Worte zu schwäzen: ich aber hielt es nicht aus, sondern fiel ihr mit Schluchzen um den Hals und dankte ihr tausend und

tausendmal für ihre starke Liebe. Da ward sie auch tief beweget und verbarg es nicht und wir schwuren uns unter bittern und süßen Thränen, das Eyland nie zu verlaßen und treu und fest aneinander zu halten im Leben und im Tode.

Aus dem zwanzigsten Stück:

Elisabeth ist mein! Ganz mein! Sie ist mein Weib geworden. Der Himmel mit all seinen Seeligkeiten ist darum in unsre Hütte eingekehrt und wird darinnen wohnen mit dem neuen Paar und wandelt seine Tage in eine endlose Hochzeitsfeyer voll stillen Jubels und ungetrübeter Lust.

Nein! Nur also konnte und sollt' und mußt' es werden! Und also ward es, auf daß wir leben und glücklich seyen.

Ich war krank geworden und lag an einem brennenden Fieber schwer darnieder. All diese Angst und Qual und dieß Wechseln von Leid zu Entzücken vermochten Geist und Leib nicht länger mehr zu tragen und meine Kraft brach gänzlich und plötzlicher Weise darunter zusammen. Es tobete mir entsetzlich im Kopfe und ein harter Frost schüttelte mich Anfangs, dann aber glühete mein ganzes Inneres und ich lag dabey immer gleichwie mit schwer zerschlagenen Gliedern. Da war Elisabeth mein Engel und nur sie hat, mit Gottes Hülfe, mir meine Tage erhalten. Sie wich nicht von meinem Bette und hat mir mit treuer Wartung und Obsorge die einzige Stunde hundertfältig vergolten, die ich um sie mit den Wellen gekämpft habe. Drey Nächte hindurch hatte schon kein Schlummer in ihr Auge kommen dürfen, [und auch die vierte Nacht erwartete sie wachen Blicks. Denn je zu Abend ward ich heißer und wilder und mancherley wunderliche Bilder gingen mir vor den Augen herum; ich mochte sie offen oder geschloßen haben, und immer mengte sich Elisabeth darunter, die so still und beständig zu den Füßen meiner Bettstelle saß und mich mit dem sorglichen Auge hüthete und mir zusprach mit ihrem sanftesten Tone. — Als ich aber am vierten Abend ruhig war und blieb und sie mir mit Freuden sagte, es geh' um ein gut Theil beßer mit mir da bat ich sie, nun auch zu schlafen, worauf sie sich ein Kißen herbeyholte und auf dem Stuhle sitzend, mit dem Kopfe gen die Wand gelehnet, schlummerte. So machte sie's auch die nächsten Nächte noch. Ich aber genas schnell unter ihrer Pflege und fühlte mich bald hergestellt. Den Abend hatt' ich schon wieder mit ihr im Freyen zugebracht und wir waren heimgegangen und sie zündete mir die Lampe an. Ich saß aber auf meinem Lager und begleitete ihr sorgsames Schaffen mit meinen Blicken. Dann rief ich sie zu mir her und faßte ihre Hand und pries sie meine Erhalterin und dankte ihr für mein Leben und ihre Liebe und bat sie, nun nicht mehr um meinetwillen zu zaudern, denn es war die

erste Nacht, da sie wieder in ihre Kammer gehen wollte. Sie aber stund vor mir und zwo flimmernde Zähren glitten aus den trunknen Augen über ihre Wangen herab und ihre müden Hände bebeten leise. Sieh! da die Lampe aufflammte und verlosch, da wollt' es das Geschick, daß mir ward, als seyen wir in der dunkeln Badelaube, und ich wußte nicht, ob ich träumend sey oder wachend, und ward darüber kühn und ließ sie nicht und das schwache Mädchen widerstand nimmer den Bitten deß, den sie liebet.

Aus dem einundzwanzigsten Stück:

...... Ja, ich meine, wenn ich auch noch so fürtrefflich zu schreiben wüßte, damit gelänge es doch noch nicht: sondern ein Dichter müst ich seyn und einzig in Liedern ließe sich sagen, was würdig ist, unser Glück zu bezeichnen. Manchmal halt' ich wohl sogar ein Lied gleichsam im Kopfe fest und mein', ich habe es schon gemacht und es tönet mir herrlich und schön vor den Ohren: aber ich muß bald des Narren lachen der sich dann niedersetzet und will es herausspinnen an den Tag, und es verwirrt sich ihm unter den ungeschickten Händen und bleibt im Dunkeln und zerreißet und vergeht wie mürber Zunder!

Aus dem sechsundzwanzigsten Stück:

Treibt mich's in der Nacht auf von meinem Lager und läßt mir keine Ruh' und keinen Schlaf! Und muß ich, was mich quälet, diesen Blättern anvertrauen? Darf ich's nicht Elisabethen klagen, meinem Weibe? Und doch sind Vermählte eins und sollen nur eins seyn; so wußt' ichs sonst auch von jeher. Aber da find' ich doch, was ich ihr nicht mag erblicken laßen, in meiner Brust, und ich bedarf des Freundes wieder und suche ihn auf, wie einst, um meine Leiden los zu werden an sein Ohr. Das ist schlimm! wahrlich schlimm! Ich kann sie nicht immer zurückscheuchen, die argen Zweifel über unser Thun, und oftmal abgewiesen, kehren sie um so erpichter zurück und drücken mir den brennenden Stachel ins Herz und saugen sich immer größer an seinem Blute. Die Nacht ist meine Feindin, gar die Stunde vor dem Einschlafen, und wenn die Gedanken da erscheinen, laßen sie mich nicht wieder.

Sie ist meine Schwester und mein Weib. Wir sind von einem Blute; gezeugt von demselben Vater, von derselben Mutter empfangen u. gebohren. Und nun vermählt! leibliche Geschwister! Und ein Kind soll bald ans Licht der Welt kommen — ein lebendiger Zeuge der ungeheuren Sünde! Und nicht unwißentlich haben wir den ungeheuren Frevel begonnen, wußten alles, alles, und gingen doch dem Abgrunde zu und warfen uns vereint hinab. O, wären wir darob im Dunklen ge-

blieben! wir konnten in dem glückreichen Wahn hier ein friedenvolles Leben führen! Dächten wir, wir seyen uns fremd und die Ehe das erste und einzige Band, das unsre Seelen und Leiber verbunden. Warum aber schaudere ich so, wenn ich uns Geschwister nenne und schlag ich die Hände zusammen und decke mir die Augen, die den Blick des Tages schaun? . . . .

Aus dem dreißigsten Stück:

O daß ich das Boot in Brand gesteckt! Das war der Finger Gottes der uns den Weg aus dem Irrsale zeigte. Aber ich verschloß die Augen, versteckt im Herzen und auf die Sünde erpicht. O daß wir hinaus geschwommen wären auf dem schwachen Gefäße ins weite Weltmeer, wo Noth und Mühe und Besorgniß unsre verbrecherischen Wünsche beschwichtiget hätte und unsre Herzen allein zum himmlischen Schöpfer gewandt und ein bitterer Tod unsren Geist entführet hätte und die Leiber sanft und tief in den Meeresgrund gebettet! — Damals wußt' es Elisabeth noch beßer, als sie in ängstlicher und frommer Scheu ihre Mutter, Mutter zu Hilfe rief, und die Mutter sandte das Boot, darauf wir uns und unser beßtes Gut hätten bergen sollen: aber der Sohn riß den Brand vom Heerde und warf ihn in das Boot — und warf ihn in seine Brust, darinn er für und für zehrend und martervoll fortglimmet. Und damit war das Töchterchen auf ewig aus der Mutter Arme gerißen und damit war sie auf dieß Ufer gebannt und war allen Schrecken der Angst und Lust und Reu' der Port aufgethan. Und daraus ward es, daß ich sie nicht Schwester nennen darf, weil ich mein Bett mit ihr getheilt habe, und nicht Weib, weil wir aus einem Bette entsproßen sind!! . . . . .

Aus dem fünfunddreißigsten Stück:

O der schrecklichen, tausendmal schrecklichen, überschwenglich angstvollen Nacht! — Sie liegt in Schlummer dahin, von den bittersten Wehen ermattet und erschöpfet: und bald muß sie zu neuer Qual aufwachen. Darf ich zum Himmel flehen, daß er sie stärke in ihrer bangesten Stunde? Verstößt der zürnende Vater nicht des schweren Sünders Bitte von seinem Angesicht? Schwer ist sein Gericht heraufgezogen und hänget über unseren Häuptern dräuend. O Jammer! . . . .

. . . . Richterder Gott! furchtbarer Gott! Der auf den Fittichen des Sturms daherfährt und das Meer aufgeißelt in seinem Grimme und in den raßelnden Donnern zu uns spricht! Sey uns gnädig und barmherzig, laß uns nicht büßen die schwere Sünde! Rett' uns! erhalte und stärk sie — laß sie nicht hinfahren in ihrer Schuld! Rett' uns! Heb' uns empor aus dieser Tiefe des Jammers: wir demüthigen uns im

Staube vor Deiner Allmacht. Sey uns gnädig, Herr um Deines Sohnes Jesu Christi willen: Amen!

. . . . . Sie hat ein schönes Knäblein zur Welt gebohren. Aber es war todt. Kein lebendiger Zeuge und kein Erbe unserer Sünde soll auf des gnädigen Gottes Erde wandeln; daß die Mißethat der Väter nicht getragen werde von Glied zu Gliede! . . . .

Aus dem sechsunddreißigsten Stück:

Der Herr ist gnädig und barmherzig und seine Güte währet ewiglich!

Elisabeth ist seelig verschieden und zu ihm gegangen, der sie mit Erbarmniß aufnehmen wird.

Die Welt ist ausgestorben, die ganze weite Welt, und mich allein hat sie überbleiben laßen. Wie so öde ists in all dem weiten stillen odemlosen Raum, darinn ich mich nicht zu regen getraue, denn ich fürchte, deucht mich, es halle das hohe leere Gewölb von meinem Schreiten oder Seufzen lang und traurig wieder. Denn alles Leben liegt da versieget in dem einzigen schönsten Leib, und das Haus muß schweigen oder ächzen um seinen Schmuck.

Elisabeth ist verschieden, es mögen schon mehrere Stunden seyn, und ich lebe noch, denn ich habe ihr Begräbniß beschicket. Sie ruht drunten im Gewölbe auf weißem Bette und unter ihren liebsten Blumen, das Söhnlein schläft in ihrem Arm. Ich aber bin noch einmal heraufgestiegen, denn ich wollte mein Gut noch einmal beschauen und mein Haus bestellen vor dem Ende . . . . . Was mocht' auch solche Sünden tilgen als der Tod? . . . . .

Schreyvogel in Jena.

Briefe an seinen Bruder Georg.

Mitgeteilt von

Karl Glossy.

Über Schreyvogels Aufenthalt in Jena sind uns weder von seiner noch von fremder Hand Aufzeichnungen hinterlassen worden, und trotz aller Nachforschungen ist es bisher nicht gelungen, Näheres zu erfahren. Einer der tätigsten Aufklärer galt Schreyvogel in den Tagen der nachjosefinischen Reaktion als „Jakobiner“, worunter alle helldenkenden Männer, trotz ihrer patriotischen Gesinnungen, verstanden wurden. Denn Gelehrsamkeit und Schriftstellerei machten schon an und für sich verdächtig. „So wie man vor ein paar hundert Jahren“ — bemerkt Kotzebue in seiner Schrift „Über meinen Aufenthalt in Wien“ — „nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verschreien und das hic niger est ihm anzuheften als die beweislose Beschuldigung, er sei ein Ketzer, so ist jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner getreten.“ Um wieviel mehr mußte ein Schriftsteller, der wie Schreyvogel so heftig gegen die Feinde des Fortschrittes kämpfte, den Haß der Dunkelmänner entfachen, die jede freiheitliche Regung als staatsgefährlich und revolutionär erklärten. Sie waren es auch, die seinen Namen in einem Zuge mit jenen Verschwörern nannten, die in Österreich wie in Ungarn die Landesverfassung auf gewaltsame Weise umzustoßen bestrebt waren. Es zeigte sich aber bald die Unwahrheit dieses Gerüchtes, denn Schrey-

vogel ist eines so schweren Verbrechens von der Behörde niemals beschuldigt worden; es lag nicht der geringste Verdacht gegen ihn vor. Er hätte also ungescheut in Wien verbleiben können, ohne Gefahr zu laufen, eingekerkert zu werden. Die Furcht davor war also nicht die Ursache, daß er der Heimat den Rücken kehrte, wohl aber die Sehnsucht nach einem Lande, wo man frei denken, reden und schreiben dürfe und der Verkehr mit den Literaturgrößen der Zeit befruchtend wirken müsse. Es ist zu bedauern, daß wir Schreyvogels Tätigkeit in Jena nicht verfolgen können. Wir wissen nur, daß er mit Wieland freundschaftlich verkehrte, von Schiller, Herder, Hufeland, Fichte und anfänglich auch von Goethe wohlwollend aufgenommen wurde, der ihm aber in der Folge seine Gunst entzog. Bekannt ist auch seine Verbindung mit Hofrat Schütz, dem Herausgeber der Jenaer Literaturzeitung, als deren Redakteur Schreyvogel einige Zeit hindurch wirkte. Welcher Art seine Tätigkeit an dieser Zeitschrift war, ist noch immer nicht aufgeklärt. Goethe schrieb im September 1796 an C. G. Voigt: „. . . . Die Lücke, welche daselbst durch Schreyvogels Abgang entsteht, ist von der Art, daß sie durch mindere Subjekte ausgefüllt werden kann.“ Schütz und Hufeland hatten damals den Professor Eichstädt in Leipzig aufgefordert, nach Jena zu kommen, um an der Redaktion der Literaturzeitung mitzuwirken. Eichstädt willigte ein, stellte aber als Bedingung die Verleihung einer Professur in Jena. Darauf beziehen sich Goethes Worte über die Qualität des Mitredakteurs. In Wien wird man über die Tätigkeit Schreyvogels an der Literaturzeitung wenig erfahren haben, da diese seit 1792 verboten war, weil sie Grundsätze enthalte, „welche in gegenwärtigen Zeiten durch boshafte Anwendung übelgesinnter Menschen sehr leicht der öffentlichen Ruhe nachteilig werden könnten“. Sie hatte übrigens damals nur wenige Abnehmer in Österreich und war in Wien nur im Kramerschen Kaffeehause zu finden, wo Gelehrte und Schriftsteller zu verkehren pflegten.

Auch über Schreyvogels Studiengang an der Universität Jena ist bisher nichts bekannt geworden, wie es auch an Nachrichten über seine Reise durch das nördliche Deutschland fehlt. Um so mehr können wir daher die nachfolgenden Briefe Schreyvogels an seinen Bruder Georg in Wien als einen willkommenen Beitrag zur Lebensgeschichte jenes Mannes begrüßen, der, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als Literat und Leiter der ersten deutschen Bühne so erfolgreich gewirkt hat.

* * *

I.

Dresden, den 8. Okt. 1794.

Lieber Bruder!

Ich besorge sehr, daß Du meinen vorigen Brief nicht erhalten hast. Es ist wenigstens mit zwei anderen Briefen, die ich zugleich nach Wien schickte, so gegangen; sie sind durch die Nachläßigkeit oder die Intriegerei der Lohnbedienten vermuthlich verloren. Ich melde Dir darin, daß unsere Reise durch einen Zufall, der Alxingers Gegenwart in Wien erfordert, unversehens einen Aufschub erlitten hat. Indessen, da ich nun einmal außer Landes und in der Nachbarschaft von Jena und Weimar bin, so werde ich die Gelegenheit benützen, um die berühmtesten Männer in Deutschland persönlich kennen zu lernen und mir ihre Freundschaft zu erwerben. Diesen Winter werde ich an der Universität Jena zubringen, wo ich das Doctorat zu nehmen Willens bin. Ich lebe dort wenigstens um die Hälfte wohlfeiler als in Wien, so daß ich nichts dabei verliere; außerdem erweckt es für ein gelehrtes Brod, wie ich suche und zu erhalten Hoffnung habe, ein gutes Vorurtheil, wenn man auf einer auswärtigen Universität gewesen ist.

Meine Reise ist übrigens glücklich gewesen und ich befinde mich ganz wohl und gesund. Von den Merkwürdigkeiten, die ich gesehen habe, werde ich bei meiner Zurückkunft

manches zu erzählen haben. Es ist doch alles gar anders, wenn man es selbst sieht. Ich weiß mich jedoch überall bald zu finden und ich sehe, daß ich auch überall bald zu Hause bin. Indessen denke ich oft an Wien, und ich werde suchen, sobald es meine Absichten erlauben, zurück zu kommen.

Von Dir und der guten Mutter hoffe ich, daß Ihr wohlauf seid. Sage ihr, daß ich sie von Herzen grüße, daß sie guten Muthes sein und erwarten soll, noch manche Freude an mir zu erleben. Meinetwegen seid außer allen Sorgen; ich habe Verstand, Erfahrung und Geschicklichkeiten genug, um für mich selbst zu sorgen. Auch sehe ich mich ganz wie einen Menschen an, der sich selbst überlassen ist, und der sich sein Glück durch Arbeitsamkeit und eigenen Fleiß verschaffen muß. Man laße mich nur selbst machen: es wird gewiß gut werden.

Für jetzt kann ich noch keine Adresse schicken, weil ich noch keinen festgesetzten Aufenthalt habe. In meinem nächsten Briefe aber werde ich Dir melden, wohin Du Dein Schreiben richten sollst, wenn Du mir Nachricht von Euch geben willst. Morgen gehe ich nach Leipzig, und von da nach Jena. —

Ich umarme Dich in Gedanken und bin Dein Freund und Bruder

Schreyvogel.

II.

Jena, den 30ten Oktober 1794.

Liebster Bruder!

Ich bin gesund, munter, sehr fleißig und sehr zufrieden. Die sächsischen Gelehrten haben mich überall mit vieler Gefälligkeit aufgenommen und erweisen mir alle Freundschaft. Besonders bin ich hier und in Weimar schon völlig eingewohnt, und als ob ich mein ganzes Leben da gewesen wäre. Die Hofräthe Schulz, Schiller, Bertuch, Schütz und Wieland sind mir sehr gewogen und fast meine tägliche Gesellschaft. Ich komme öfters zu Goethe und Herder; wo-

von Goethe Geheimrath und erster Minister und Herder Generalsuperintendent ist. Da Weimar, wo sich der Hof aufhält, nur ein Paar Meilen von hier entfernt ist, so komme ich alle Woche ein Paar Tage hin, wo ich dann bei einem oder dem andern meiner Freunde wohne. Es ist kein Mann von einiger Bedeutung hier, den ich nicht schon kennte, und bei dem ich nicht freien Zutritt hätte. Wenn unsere Mutter und Du nicht wärest, so wäre ich nicht abgeneigt Wien und Österreich auf immer zu verlassen und mich an der hiesigen Universität anzusiedeln, wo es mir an einem Unterkommen gewiß nicht fehlen würde. Da dieses nicht wohl angeht, so werde ich wenigstens von meinem jetzigen Aufenthalte und von der Bekanntschaft so vieler vortrefflicher und berühmter Männer allen Nutzen ziehen, den ich nur kann.

Hier in Jena ist es ungemein wohlfeil zu leben. Ich zahle für zwei große Zimmer, sammt Einrichtung und Bedienung, halbjährig 10 Thaler, und für das Mittagsessen monatlich drei Thaler. Es ist freilich nicht viel, aber gut und genug. Auch bin ich alle Woche immer einige Tage eingeladen, wo man dann sehr gut und so gut als in den besten Häusern in Wien speist. Die Abende, wo ich nicht zu Hause bin, bringe ich bei den Professoren und Gelehrten von meiner Bekanntschaft zu, wovon die meisten verheirathet sind und ein schönes Haus machen. Außerdem sitze ich den ganzen Tag und arbeite. Ich bin nun einmal entschlossen, meine Talente ganz zu benützen und durch meine Wissenschaften und Fähigkeiten mir selbst, meinem Vaterlande und meinen Freunden Ehre zu machen. Der Himmel, mein Fleiß und meine Klugheit werden mir auch das Übrige verschaffen. Ich kann jetzt schon, wenn ich will, ganz unabhängig von meiner Arbeit leben, und Du darfst versichert sein, daß ich weder Dir noch sonst Jemand jemals zur Last sein werde.

Die Schriftstellerarbeiten werden von den sächsischen Buchhändern sehr gut bezahlt. Ich könnte manchen schönen

Louisd'or verdienen; aber ich will lieber noch für mich arbeiten und mir noch größere Kenntnisse erwerben. Indessen werde ich doch einiges schreiben, um meinen Namen für's Erste noch bekannter zu machen. Dieß ist hier besonders leicht, da ich es in der Gesellschaft und mit der Unterstützung der berühmtesten Männer thun kann. Wenn man in meinem Fache etwas Rechtes werden will, so muß man durchaus für eine Zeit hierherkommen. In Wien plagt man sich beinahe umsonst.

Du kannst nicht glauben, wie man hier und in ganz Sachsen von Wien und den Wienern denkt und spricht. Mich sieht man für ein ordentliches Wunder an, und ich habe viel zu thun, um die Leute zu überreden, daß es in Österreich so arg nicht ist, als man sich vorstellt. Besonders hält man die Wiener noch immer für ganz erstaunliche Esser; und ich finde doch, daß hier die Leute, die etwas haben, um nichts weniger und um nichts schlechter essen, als die Leute in Wien. Übrigens ist, besonders in dem Weimarischen Lande, die größte Freiheit im Denken, Reden und Schreiben. Man hört hier Dinge von den Kanzeln, die man sich in Wien kaum unter vier Augen zu sagen getraut. Den Frieden wünscht und erwartet alles; es ist auch kaum zu zweifeln, daß wir ihn, wenigstens von Seite des Deutschen Reiches bald zu hoffen haben.

Wenn es der Krieg anders erlaubt, so erwarte ich, daß mich Alxinger künftiges Frühjahr von hier abholen, und daß wir dann unsere unterbrochene Reise noch vollenden werden. Ist das nicht, so komme ich durch das Reich allein zurück, wo ich dann Dich und meine liebe Mutter in Gesundheit und Wohlsein zu finden hoffe.

Dein Bruder
Schreyvogel.

Meine Adresse ist:
H. Joseph Schreyvogel
in der Leitergasse
im Lieutenant Schmidischen Haus
in Jena.

III.

Jena, den 14. Decemb. 1794.

Liebster Bruder!

Dein Brief hat mir eine herzliche Freude gemacht, indem ich daraus sehe, daß Du und die Mutter sich so befinden, wie ich es immer mit der aufrichtigsten Theilnahme wünsche. Ich selbst bin gesund und munter, und habe hier alles, was einem Menschen die Fremde angenehm machen kann: oder vielmehr, ich bin gar nicht in der Fremde, sondern schon so einheimisch und bekannt, als ob ich mein Leben lang da gewesen wäre. Es wird mir in der That schwer werden, Jena und Weimar zu verlassen, wo sich so viele brave Menschen für mich interessiren, und alles thun, sich mir gefällig und freundschaftlich zu bezeigen. Meine Arbeiten gehen gut von Statten; ich habe das Vergnügen, zu erfahren, daß man auch hier aus meinen wenigen Talenten etwas macht, und daß mir die würdigsten Männer mit Aufmunterung und freundschaftlichen Gesinnungen zuvorkommen. Der Fleiß ist hier gleichsam zu Hause: alles arbeitet mit einem Eifer und einer Anstrengung, wovon man in Wien kaum eine Vorstellung hat. Die Unterhaltungen selbst sind größten Theils nur eine Art von leichterer Beschäftigung: man muß schlechterdings studiren und fleißig sein, oder man müßte vor langer Weile umkommen. Mir ist das eben recht: ich bin nur gesund und glücklich, wenn ich alle Hände voll zu thun habe.

Meine hiesigen Freunde haben mir auch schon einige Anträge gemacht, die nicht unvortheilhaft sind. Es kommt vieles zusammen, was mich bewegen könnte, hier zu bleiben, wenn meine Verhältnisse in Wien nicht wären. Ein Gelehrter ist hier ganz eigentlich an seiner Stelle: man kann die Wahrheit sagen und nützlich sein, ohne von so vielerlei Dingen gehindert und geplagt zu werden, wie dieses in Wien der Fall ist. Auch lebt man hier Landes nicht so

armselig, als man sich bei uns zu Hause einbildet. Wenn man nicht so viel Geld hat, so hat man dafür auch nicht so viele Bedürfnisse, und das ist die Hauptsache.

Ich habe deine Erinnerungen mit der aufrichtigen Erkenntlichkeit aufgenommen, die dein guter Wille und deine Liebe zu mir verdienen. Glaube mir, daß ich Dich allezeit nicht nur als einen Bruder, sondern als einen wahren Freund angesehen habe. Du bist brav und meinst es recht gut; ich habe es nie verkannt. Nur mußt Du nicht gleich so ängstlich sein, und mich nicht überall mit Deinem Maße messen. Was Dir das Wichtigste scheint, ist mir oft nur Nebensache, und hundert Dinge, die Dich außer Fassung bringen können, sind mir gleichgültig. Alle Deine Sorgen nützen mir nichts; Du kannst mir nicht geben, wornach ich trachte, und überhaupt kann dieß kein Mensch, als ich selbst. Wenn ich irgend etwas thue, was unangenehme Folgen für mich haben kann, so bin ich auch Mannes genug, mich in diese Folgen zu schicken. Ich danke es meiner Familie, daß sie mich in meiner Jugend in den Stand gesetzt hat, mir Kenntnisse und Erfahrung zu erwerben; das Übrige ist meine Sache. Man wird nicht umsonst, oder um einen leichten Preis ein ausgezeichneter Mensch. Es wäre ganz verkehrt und vergeblich, wenn Du Dir, wenn sich unsere Mutter, oder sonst Jemand einen Vorwurf darüber machen wollte, daß man mich immer nur mir selbst überlassen hat. Ohne die Unabhängigkeit wäre ich nie geworden, was ich bin und was ich noch zu werden hoffe; ich halte sie für das größte Glück meines Lebens, und für das Verdienstlichste, was die Meinigen für mich thun konnten. Aller Verlust, den ich im Einzelnen dadurch erlitten haben mag, kommt in keine Betrachtung, wenn man auf den Werth des Ganzen und auf die eigentliche Schätzung der Dinge sieht. Ich bin zufrieden und glücklich; sei doch so gut es auch sein zu wollen, und Dich nicht unnötiger Weise zu kümmern, wo nichts zu kümmern ist. — Sage mir einmal, lieber Bruder, was fehlt mir,

das ich nicht schon habe, oder das ich mir nicht, sobald ich es darauf anlege, verschaffen könnte? Meinst Du denn, ich sei ein Unbesonnener, der nicht weiß, was er will und was er bedarf? Habe ich etwa noch nichts gethan, die Hände in den Schoos gelegt und alles gehen lassen, wie es geht?

Ich habe mir mit einer mehr als gemeinen Anstrengung Einsichten und Geschicklichkeiten, eine Erfahrung, einen Muth und eine Standhaftigkeit erworben, die mich für mein äußeres Glück sowohl als für mein inneres sicher stellen, und mich fähig machen in jedes Fach einzugreifen, das ich zu dem meinigen wählen will: ich habe es dahin gebracht, daß ich jede Veränderung des Glücks gleichmüthig ansehen kann, denn ich werde immer Mittel genug in mir finden, mir das zu verschaffen, was ich brauche, und Muth genug, um das zu entbehren, was ich nicht haben kann. Dieß ist nicht Stolz; denn ich sage es meinem Bruder, und nicht um mich zu rühmen, sondern um Dich zu beruhigen.

Ich verzeihe es Deiner Liebe, daß Du es für nöthig hältst, mich zum Ausdauern im Guten und Löblichen aufzurichten, und mich vor — ich weiß nicht was für Fallstricken zu warnen. Mein lieber, guter Georg! Die Zeiten sind lange vorbei; ich kann nicht mehr zurück, sondern nur vorwärts gehen. Auf zwei Dinge kannst Du rechnen: daß ich, wenn ich anders lebe, als ein nützlicher, rechtschaffener Mann lebe; und daß, wenn ich einen Namen habe, es ein Name ist, dessen sich kein Mensch in der Welt zu schämen haben sollte. Die Religion ist in meinen Augen, nächst der Rechtschaffenheit, das heiligste, was es in der Welt giebt. Du brauchst mir Gellert's Lehren nicht zu Gemüth zu führen; was Gellert oder ein anderer ehrlicher Mann davon zu sagen weiß, weiß ich mir wohl selbst eben so gut zu sagen.

Der Vorwurf von Falschheit trifft mich nicht. Wenn ich Dich nicht alles wissen lasse, was ich thue, so ist es

Schonung oder Delicatesse. Man muß auch einem Freund und Bruder nicht zu viel zumuthen. — Genug davon! Das sind keine Dinge, worüber ich Lust habe mit Dir zu streiten. Meinen Neidern, wenn ich welche habe, kann ich jeder Zeit ins Gesicht treten. Ich bin mir nicht bewußt, in meinem Leben etwas gethan zu haben, das sich nicht mit den strengsten Grundsätzen von Ehre und Gewissenhaftigkeit vertragen könnte. Meine einzigen, öffentlichen Feinde, die Herren Jesuiten in Wien, habe ich zum Schweigen gebracht, und zwar auf eine Art, daß sie schwerlich wieder so bald mit jemand anbinden werden. Im Vorbeigehen! Weißt Du auch, daß P. Hofstätter, seitdem meine Rechtfertigung erschienen ist, keine Zeile mehr hat drucken lassen, und daß seine Monatsschrift sogleich aufgehört hat? Ich habe, als ich die unsrige schloß, wenigstens auf eine ehrenvolle Art Abschied genommen. Der Narr hat darüber gewitzelt; nun hat er sich aus dem Staub gemacht, wie ein Halunke, und alles lacht und schimpft hinter ihm drein.

Was kümmert es mich, ob da und dort noch ein Mensch ist, der mir übles gönnt oder nachsagt?

Ich weiß nicht und will gar nicht wissen, daß solche Leute existiren. Man hätte viel zu thun, wenn man sich an das Geschwätz jedes Tropfes oder alten Weibes kehren wollte. Mögen sie doch reden! Ich lache dazu.

Du liest allerlei und wirst daher mit mehreren der folgenden Namen nicht ganz unbekannt sein. Es sind diejenigen, die ich in Jena und Weimar mehr oder weniger zu meinen Freunden rechnen kann; größten Theils sehr berühmte Namen in der Literatur und zugleich Männer, die die ersten Stellen bekleiden: Wieland, Herder, Goethe, Schütz, Schiller, Fichte, Fr. Schulz, Böttiger, Hufeland, Bertuch, Krauß, Woltmann 2c.

Außer diesen habe ich auf meiner Reise auch Adelung, Platner, Meißner und mehrere andere kennen gelernt. — Die Hofräthin Schütz, eine sehr geistreiche und schöne Frau,

bei der ich jetzt fast alle Abende zubringe und die in kurzer Zeit meine wärmste Freundin geworden ist, hat mir aufgetragen, Dich und die Mutter herzlich zu grüßen. Ich habe außerdem auch noch eine sehr theilnehmende Freundin am Hofe zu Weimar. Du mußt wissen, daß die Weiber hier, wie überall, viel Einfluß haben, und daß ich also von dieser Seite schon viel gewonnen hätte, wenn ich hier eine Rolle spielen wollte.

Neuigkeiten haben wir eben keine anderen, als in allen Zeitungen stehen.

Das Volk lebt hier eben so stille und ruhig, als frei und glücklich: die Regierung ist sehr milde und der Hof zeigt so wenig Stolz und Übermuth, daß man ihn von einer anderen Privatfamilie kaum unterscheidet. Welch ein Unterschied zwischen hier und Chursachsen, wo überall das steifste und abgeschmackteste Ceremoniell herrscht! — Das Land, besonders die Gegend um Jena, ist ungemein schön. Übrigens haben wir, obwohl die Stadt in einem Kessel von Bergen liegt, noch gar keinen Winter gehabt. Ist es in Wien auch so?

Melde mir doch, wenn Du wieder schreibst, etwas mehr von Dir und Deinen Umständen. Die Mutter ist doch immer gesund?

Meine Bekannten, wenn sie mich noch nicht vergessen haben, besonders die Herren Piaristen, lasse ich grüßen. Wie geht es dem Hummel? Adieu. Ich umarme Dich in Gedanken, und meine liebe Mutter.

Der Eurige

Schreyvogel.

Ich wünsche Euch zugleich alles Glück zum neuen Jahr. Das ist der einzige Neujahrswunsch, den ich nach Wien schicke. Ich habe den alten Brauch schon vorher eingehen lassen. Hier macht man ohnedies nichts daraus.

Lebt nochmals recht wohl.

IV.

Jena, den 23. Januar 1795.

Lieber Bruder!

Ich antworte Dir auf der Stelle, um Dir für Deinen freundschaftlichen Brief zu danken und unserer guten Mutter für alle ihre Liebe und zärtlichen Besorgnisse. Es hat mich recht gerührt, daß sie um meinetwillen so sehr in Unruhe ist, obwohl ich die seltsamen Gedanken, die sie sich meines Schicksales wegen zu machen scheint, nicht billigen kann. Ist es möglich, daß Ihr Euch Beide Dinge in den Kopf setzt, die keinem Menschen, der mich nur halbwegs kennt, einfallen können?

Wenn ich Dich anders recht verstehe, so seid Ihr einer Sache wegen besorgt, von der ich mir nichts hätte träumen lassen. Du empfiehlst mir Behutsamkeit; in Einem Stücke habe ich Dir Gelegenheit hierzu gegeben, in Geldsachen nehmlich, und darin kann ich gern leiden, daß Du mir einen Rath giebst. Aber Du schreibst mir zugleich: Sei ein Mann, sei redlich, liebe Gott, bleibe Deinem — getreu? Was meinst Du damit? oder wodurch habe ich zu solchen Erinnerungen Anlaß gegeben? Der Mann, von dem Du sprichst, hat sehr wohl gethan, als ein guter Christ zu sterben; ich hoffe es auch zu thun, sonst aber will ich mit ihm nichts gemein haben. Er ist sein Leben lang ein großer Narr gewesen (kein großer Philosoph) und wie es sich jetzt zeigt, ein großer Schurke dazu. Was soll ich aus dem Beispiel eines solchen Menschen lernen, oder aus dem Beispiel der armen Sünder, die mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht haben? — Gott sei Dank, mein Verstand und meine Grundsätze waren noch allezeit zu gesund und zu gut, als daß ich so etwas nöthig gehabt hätte.

Wenn es also die bedenklichen politischen Zeitumstände sind, die Dich und die Mutter unruhig machen, so erkläre

ich ein für allemal und auf meine Ehre, daß ich hierin gänzlich sicher bin, daß ich von keiner Seite das geringste zu fürchten oder zu besorgen habe, daß ich dergleichen Thorheiten allezeit verlacht und auf das äußerste verabscheuet habe, und daß Niemand weiter entfernt sein kann Antheil daran genommen zu haben oder nehmen zu wollen, als ich. Ist es aber nicht dieses, sondern etwas anderes, das Euch so bekümmert macht, so schreibe mir ausdrücklicher und bestimmter, denn ich verstehe Dich wahrhaftig nicht.

Meine äußeren Umstände und die Mittel meiner Erhaltung betreffend, habe ich mich schon oft genug erklärt. Ich weiß es so gut als jeder Andere, daß man nicht von der Luft lebt und werde mir das, was ich nöthig habe, jeder Zeit zu verschaffen wissen. Warum ein Gelehrter, wie Du glaubst, vor andern Jemanden braucht, der für ihn besorgt ist, sehe ich zwar in manchen besonderen Fällen, aber nicht im Allgemeinen ohne Ausnahme und am wenigsten bei mir selbst ein. Ich bin keiner von denen, die nichts von der Welt wissen, in der sie leben, sondern ich habe vielmehr mannigfaltige Erfahrungen gemacht und bin mit den wirklichen Menschen nichts weniger als unbekannt.

Übrigens habe ich Dir schon gesagt, und ich wiederhole es, daß ich es Dir niemals übel nehmen werde, wenn Du mir Deine aufrichtige Meinung sagst oder einen guten Rath ertheilen zu können glaubst. Nur sehe ich nicht ein, warum Du Dich quälen und ängstigen sollst, wo keine Ursache dazu ist. Sage mir gerade heraus, was Du willst; ich werde Dir eben so geradezu darauf antworten. Im übrigen überlasse Gott und hiernächst mir selbst die Sorge.

Ich bitte Dich sowie auch die Mutter also noch einmal, sich meinetwegen zu beruhigen. Es giebt beinahe nichts, was meine eigene Zufriedenheit stören könnte, als diese Eure unnöthige Unruhe. Heißt das für das Glück seines Freundes sorgen, wenn man die Zufriedenheit, die er sonst schon hätte, unterbricht?

Ich habe dieses, wie Du sehen kannst, in aller Eile geschrieben, weil es mir gar zu peinlich war Dich und meine liebe Mutter so bekümmert zu wissen. Ich setze noch hinzu, daß ich einer ununterbrochenen Gesundheit genieße und daß ich immer munter und arbeitsam bin. Lebt recht wohl, und wenn Du mir wieder schreibst, so laß es etwas Erfreulicheres sein.

Dein Bruder

Schreyvogel.

V.

Jena, den 2ten März 1795.

Lieber Bruder!

Dein Brief vom 14. Feber hat mir viel Freude gemacht, aber auch viel Schrecken. Weil nur unsere gute Mutter wieder hergestellt und gesund ist! Hoffentlich wird sie bei der jetzigen leidlichen Witterung von einem Rückfall nichts auszustehen haben. Ich bitte sie vom Herzensgrund, sich ja in Acht zu nehmen und auf ihre Gesundheit bedacht zu sein, damit ich sie wieder so wohl und munter antreffe als ich sie verlassen habe; welches ich zu Gott hoffe, und auch nicht einsehe, was es hindern oder dagegen sein sollte.

Zu dem Verkauf Deines Hauses wünsche ich Dir Glück, noch mehr aber dazu, daß Du das Geld schon empfangen hast. So bist Du aller Verdrießlichkeiten und Plackereien auf einmal los: und das ist die Hauptsache. Auch ist der Preis, wie die Sachen jetzt sind und wahrscheinlich noch eine Zeit lang sein werden, nichts weniger als gering. Nach Deiner Denkungsart und Neigung zur Ruhe kannst Du nun ganz unabhängig und glücklich leben, da Du auf jeden Fall so viel besitzest, als Du für Deine Bedürfnisse nöthig hast. Was darüber ist, kann man entbehren, und es ist wenigstens nicht gescheidt, sich viel darum zu kümmern.

Da Du übrigens Deinen Geschmack und Deine Neigungen kennst, so zweifle ich auch nicht, daß Du Deine

künftige Lebensweise darnach einrichten wirst. Du kannst, ohne Dich weiter auf Geschäfte einzulassen, Dir für Deine Unterhaltung noch genug zu thun machen. Ich würde an Deiner Stelle friedlich von meinen Interessen leben. Hast Du Lust einen Theil Deiner Zeit auf dem Lande zuzubringen, so kannst Du um ein kleines Geld eine Wohnung oder ein kleines Haus haben — nur kein großes! Darum bitt ich Dich. Du würdest sonst bald wieder den alten Verdruss, und den alten Widerwillen dagegen haben. Es freut mich auch, daß es mit dem Zeih ein Ende genommen hat. Der Narr hat Dich genug geärgert. Aber das ist ja eine wahre Verkaufszeit, möchte man sagen! Also ist auch Sietz kein Hausherr mehr? Nun, ich gratuliere ihm dazu. Ihr zwei könntet Euch jetzt alle Tage mit einander verheirathen, da Ihr Beide so glücklicher Weise frei und ledig geworden seid.

Und so wärest Du denn, wenn Du es anders erkennen willst, auf Deine Art und nach Deinen Wünschen glücklich, in der Ruhe nehmlich. Was mich betrifft, so hoffe ich es nicht weniger zu werden, aber in der Geschäftigkeit und im thätigen Leben. Mein Fleiß und mein Verlangen nach Wissenschaften nehmen mit meinen Kenntnissen täglich zu, und ich bin nur dann zufrieden, wenn ich alle Hände voll zu thun habe. Daran fehlt es mir denn auch nicht und wird mir auch nie fehlen, da ich mir dadurch zugleich meinen Unterhalt und das, wornach ich nicht weniger trachte: Ehre und einen Namen in der Welt verschaffen muß.

Dieses Frühjahr wollte ich indessen noch nicht zurück kommen, und das zwar aus folgenden Gründen: Erstens, weil ich hier stiller, ruhiger und auch wohlfeiler leben kann; zweitens, weil ich in meinen hiesigen Bekanntschaften, und überhaupt mehr Gelegenheit und Aufmunterung zum Lernen und Studiren finde; und endlich, weil ich entschlossen bin, nicht eher nach Wien zurück zu gehen, als man mir eine sichere Hoffnung zu einer baldigen Beförderung giebt. Ich bin auch deswegen in beständigem Briefwechsel mit denjenigen,

die etwas dabei thun können. Übrigens geniesse ich seit meinem Hiersein eine ununterbrochene Gesundheit, obwohl ich manchen Tag 12 bis 14 Stunden lang sitze und höchstens nur einige Schritte über die Gasse thue. Die Stadt ist sehr klein, so daß man leicht überall herum kommt. Im Sommer muß der hiesige Aufenthalt sehr angenehm sein: die umliegende Gegend ist ein wahres Paradies.

Lebe recht wohl! Der Deinige

Schreyvogel.

VI.

Jena, den 20ten März 1795.

Lieber Bruder!

So eben erhalte ich Deinen Brief vom 7ten J., woraus ich Deine und unserer Mutter Besorglichkeit um mein Wohlergehen mit Vergnügen und Dankbarkeit ersehe. In der Hoffnung, daß Du unterdessen auch meine Antwort auf Dein Schreiben vom 14. Febr. werdest empfangen haben, eile ich Dir bloß aufs neue zu versichern, daß ich mich ganz wohl befinde und überhaupt seit meiner Abwesenheit mich einer ununterbrochenen Gesundheit zu erfreuen habe. Aus dem oben angezeigten Datum wirst Du sehen, wie lange öfters Briefe von Wien bis hieher und umgekehrt von hier bis Wien zu laufen haben. Die kürzeste Zeit, während der ein Brief auf dem Wege ist, sind 9 oder 10 Tage, woraus bei der jetzigen schlechten Witterung leicht 14 bis 15 Tage werden können. Wenn man daher auch nur einen einzigen Posttag versäumt, so kann es leicht geschehen, daß volle vier Wochen vorübergehen, ehe man die Antwort erhält. Du mußt also wegen des längeren Außenbleibens eines Briefes nicht gleich bekümmert sein, indem dieß wegen der Entfernung und des unordentlichen Ganges der Posten ganz natürlich ist. Ich würde gewiß, wenn mir etwas fehlte, sogleich und noch eher als sonst

schreiben; oder, wenn ich ja durch Krankheit daran gehindert würde, von jemand Anderm schreiben lassen, da ich hier mehrere Freunde habe, die mir diese Gefälligkeit gern thun würden.

Daß mich die Nachricht von der Wiederherstellung unserer lieben Mutter ungemein gefreut habe, und daß ich Dir zu dem vortheilhaften Verkauf Deines Hauses Glück wünsche, dieß wirst Du in meinem letzten Briefe jetzt hoffentlich schon gelesen haben. Ich kann nicht glauben, daß dieser Brief verloren gegangen ist, da ich ihn selbst abgab und noch alle richtig eingetroffen sind.

Meinen Namenstag habe ich bei meinen Freunden in Weimar zugebracht, und zwar so froh und glücklich als jemals. Indessen hätte ich bald ganz darauf vergessen, weil es hier gar nicht üblich ist, Jemandes Namenstag zu feiern, sondern bloß die Geburtstage. Die Hofräthin Schütz, die mir viel Freundschaft erzeigt, wird daher, so viel ich merke, auf meinen Geburtstag ein kleines Festin anordnen, wozu außer ihrer Familie nur noch einige Wenige eingeladen werden sollen. Ihr Mann, Hofrath Schütz, ist hier der angesehenste Professor, und überhaupt einer der gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer in Deutschland. Er ist zugleich der vornehmste Herausgeber der allgemeinen Literatur-Zeitung, wovon ich jetzt Mitarbeiter bin.

Die hiesige Universität wird auf nächste Ostern einen großen Zuwachs erhalten, indem viele Studierende von Göttingen herkommen, wo man einen Besuch der Franzosen besorgt. Die umliegende Gegend, besonders Erfurt, ist voll Emigranten, wovon die meisten, wie man leicht denken kann, äußerst arm und unglücklich sind. Auch unser katholische Geistliche ist ein französischer Emigrant; die Katholiken haben nehmlich hier eine eigene Kapelle. Alles wünscht und betet um den Frieden; allein leider war niemals weniger Hoffnung dazu als jetzt. Indessen ist zu erwarten, daß der nächste Feldzug weniger vortheilhaft für die Franzosen aus-

fallen werde, und dann läßt sich hoffen, daß es noch zu einem glücklichen Frieden kommen werde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dieser Brief Dich und unsere gute Mutter eben so gesund und zufrieden antreffen möge, als ich es bin. Versichere meine Mutter, daß ich nie aufhören werde, ihr sie herzlich liebender Sohn zu sein, sowie ich auch immer sein werde

Dein Freund und Bruder

Schreyvogel m. p.

VII.

Jena, den 15. May 1795.

Liebster Bruder!

Ohne länger eine Antwort auf meine beiden letzten Briefe abzuwarten, schreibe ich Dir aufs Neue, um Dich zu versichern, daß ich noch immer gesund bin und daß ich täglich an Euch denke. Hoffentlich befindest Du und unsere liebe Mutter sich auch wohl. Ich fürchte nicht, daß Du besorgt oder ungehalten bist, weil Du zu Deinem Nahmenstag keinen Brief von mir erhieltest. Da ich nie sehr stark im Kalender bin, und oft Monate lang mich nicht um das Datum bekümmere, so habe ich den Tag versäumt, wo ich Dir noch hätte schreiben können, damit Du meinen Brief noch zu rechter Zeit erhalten hättest. Ich habe Dir jedoch am Georgstage selbst in Gedanken alles mögliche Gute gewünscht und aus Herzensgrund auf Deine Gesundheit Bescheid gethan.

Du wirst nun bald ausziehen, und hoffentlich nicht mit schwerem Herzen. Aber wie ist es denn mit dem Holzhandel? Du schreibst mir nicht, ob Du ihn forttreiben, oder ob Du das Holz und den Handel auch verkaufen wirst. Melde mir das doch in Deinem nächsten.

Was meine hiesige Lebensart und mein Befinden betrifft, so ist es damit wie sonst. Ich arbeite viel und

suche mich täglich mehr in den Stand zu setzen, daß ich, wenn es sein muß, von Niemand als von Gott und von meinem eigenen Fleiße abzuhängen brauche. Daß ich überall glücklich und zufrieden leben kann, und daß es nirgends an guten Menschen fehlt, habe ich immer geglaubt, aber nie besser erfahren als hier, wo ich anfangs unter lauter fremde Leute und in eine ganz verschiedene Lebensart kam und wo ich mich doch immer recht gut befunden habe.

Einen meiner hiesigen Freunde verliere ich jetzt, und das thut mir besonders leid, weil ich ihn noch von Wien aus kannte, und weil er mir hier in vielen Dingen nützlich sein konnte. Es ist der Hofrath Schulz aus Kurland, der jetzt wieder zurückgeht, nachdem er seit mehreren Jahren fast ganz Europa durchreiset hat.

Ich muß Dich nun bitten mir innerhalb 3 oder 4 Wochen 150 fl. zu schicken, die Du als das jährliche Interesse von dem, was ich etwa noch bei Dir stehen habe, anschlagen kannst. Lieb wäre mir's, wenn Du ordentlich berechnen wolltest, was mir an Capital und Interessen noch zukommt, damit ich mich darnach einzurichten weiß. Denn ich will künftig nie mehr herausnehmen, noch von Dir verlangen, als die bloßen Interessen.

Die 150 fl. kannst Du einem guten Bekannten von mir, dem Herrn v. Bulla, unbesorgt anvertrauen, der sie mir dann durch einen Buchhändler zusenden wird. Dieß ist, wie ich aus der Erfahrung weiß, der beste und sicherste Weg, und Du brauchst Dich dann um weiter nichts mehr zu bekümmern. Er wird Dir binnen 8 Tagen ein Billet von mir bringen, wo Du ihm dann sagen kannst, wann er wieder kommen soll, um das Geld zu empfangen. Es ist ein ordentlicher und zuverläßiger Mann, den ich genau kenne. Übrigens versteht es sich von selbst, daß Du Dich wegen dieses Geldes nicht in Verlegenheit setzen darfst, indem ich nicht so dringend darauf anstehe. Es verlangt mich sehr, wieder etwas von meiner guten Mutter zu hören,

aber nur auch etwas Gutes! Ich ärgere mich recht, daß sie nicht selbst schreiben kann; ein Brief von ihr würde mir die größte Freude machen, die ich in meiner Einsamkeit nur haben könnte. Versichere sie, daß ich ihr mit den aufrichtigsten und dankbarsten Herzen ergeben bin und daß ich nie an sie denke, ohne mich zu freuen, daß ich ihr Sohn bin. Dies wird, wo und was ich auch sein mag, immer meine Gesinnung bleiben; so wie ich hoffe, daß es auch ihr allezeit ein angenehmer und tröstlicher Gedanke sein wird, meine Mutter zu sein.

Adieu! Ich bin

ganz der Deinige

Schreyvogel.

VIII.

Jena, den 17. Juni 1795.[1])

Liebster Bruder!

Die 150 fl. habe ich heute richtig erhalten, wofür ich Dir von Herzen Dank sage. Ich hoffe, daß Dich dieser Brief bei mehr Zufriedenheit antreffen möge, als Du zu haben schienst, da Du den Deinigen an mich schriebst. Du bist oft melancholisch, sagst Du; ich glaube und bedaure es. Das Leben hat an sich wenig angenehmes, und leider! muß ich sagen, daß Du Dir selbst von dem nur wenig zu gute kommen läßt. Wir müssen nothwendig etwas haben, woran unser Herz hängt und was wir durch unsere Thätigkeit zu erreichen hoffen dürfen, um glücklich zu sein. Warum wäre ich selbst so munter und vergnügt, als weil es so vieles giebt, wonach ich trachte und wozu zu gelangen, ich meine Kräfte zusammen halten muß? Einzelne unmuthige Augenblicke fehlen zwar auch bei mir nicht; aber darum sind wir Menschen und denken, daß es keinem anders geht. Ich habe

---

[1]) Eine Abschrift dieses Briefes nach dem in der Handschriftensammlung der Hofbibliothek aufbewahrten Original danke ich der Güte des Herrn Professors Dr. Alexander von Weilen.

oft gedacht, wenn Du doch heirathetest. Ich weiß wohl, daß Du überhaupt nicht gerne hast, wenn man davon spricht. Aber gleichwohl kommt mir der Gedanke so närrisch nicht vor.

Unsere Mutter ist also böse auf mich? Das sollte sie nicht sein, denn ich bin ihr gar gut. Wir können doch nicht immer beisammen bleiben: und obwohl ich wünsche, auch in Zukunft immer um sie zu sein, so geht es doch vielleicht nicht an. Sterben wird sie nicht, wie ich gewiß hoffe: und was in meinen Kräften steht zu ihrer Heiterkeit beizutragen, werde ich gewiß nicht unterlassen. Aber jeder Mensch hat auch sein eigenes Schicksal und seinen Beruf, dem er nachkommen muß.

Meine Sachen sind in Ordnung: ich habe dafür gesorgt. Auch brauche ich keinen Zins zu zahlen, wie sich doch von selbst versteht, daß ich es unnöthiger Weise nicht thun werde.

Daß Du mit Deinem Hausverkauf noch Unannehmlichkeiten gehabt hast, ist mir leid. Aber daß Du Dir von den Leuten allerlei Dinge in den Kopf setzen läßt, ist auch nicht gut. Die Leute reden immer, wenn eine Sache vorbei ist, wie man sie besser und vortheilhafter hätte machen können; vorher aber, oder wenn es zur That kommen soll, ist es ganz anders. Um den Herrn v. Aliram wenigstens brauchst Du Dir nicht leid sein zu lassen. So viel ich weiß, giebt es nur Einen, und das ist der rechte!

Ich habe mich ein paar Tage nicht recht wohl befunden, welches von der Witterung herrührt, die sehr abwechselnd und ungesund ist. Jetzt bin ich aber wieder frisch. — Lebe wohl und so auch meine liebe Mutter.

Dein Bruder
Schreyvogel.

IX.

Lauchstädt, d. 24. Juli 1795.

Lieber Bruder!

Wann Du diesen Brief erhalten wirst, weiß ich nicht. Ich schreibe ihn bloß, um unserer guten Mutter in Gedanken

zu ihrem Namenstage Glück zu wünschen. Der Postenlauf ist hier so unordentlich und langsam, daß ich mich seit den 14 Tagen, die ich da bin, noch nicht entschließen konnte an Jemand zu schreiben, und wahrscheinlich werde ich auch diesen Brief erst von Jena aus abschicken.

Ich bin hier in Gesellschaft meines Freundes, des Hofraths Schütz, der das hiesige Bad braucht und mich von Jena herholen ließ, um ihm und seiner Frau in ihrer traurigen Lage beizustehen. Der brave Mann ist hieher gereist, um selbst gesund zu werden, und hat an dessen statt seine einzige Tochter durch einen ganz unvermutheten Tod eingebüßt. Lauchstädt ist eine Tagreise von Jena entfernt, und in dieser Gegend ein berühmtes Bad, wo besonders viel Adel aus Sachsen und Preussen zusammenkommt.

Ich bin eines Theiles froh, daß ich mich jetzt nicht in Jena aufhalte. Die dasigen Studenten, die schon den ganzen Sommer über unruhig waren, haben nun recht alberne Händel angefangen, und es sind so gar, wie wir hören, einige Soldaten und junge Leute verwundet worden. Indessen ist es jetzt schon wieder ruhiger geworden, und bis ich zurückkomme, wird gewiß Alles wieder beigelegt seyn. Längstens in acht Tagen denke ich nach Jena zurückzugehen.

Meine Gesundheit, von der ich Dir letzthin schrieb, daß sie etwas alterirt gewesen, ist nun wieder völlig hergestellt. Die kleine Reise, die Veränderung der Luft, und die hiesige muntere Lebensart haben mir wohl angeschlagen. — Ich bin die 14 Tage ordentlich fett geworden, wie man mich versichert. Einige interessante Bekanntschaften habe ich hier gemacht, und selbst mit Einigen von Adel, obschon dieses Volk hier sonst auf eine recht abgeschmackte Art stolz und gegen Bürgerliche fremdthut.

Ortlieb hat mir vor einiger Zeit einen recht kläglichen Brief geschrieben, der kein anderes Wort, als von seinen hypochondrischen Grillen und seiner Krankheit enthält. Er bittet mich um Rath; ich weiß ihm aber keinen zu geben,

der ihm gefallen könnte. Das Beste wäre, wenn er nichts zu leben hätte, und anstatt zu speculiren, arbeiten müßte. — Es versteht sich übrigens, daß du ihm hiervon nichts merken läßt. Ich glaube, er legte sich in den Tod, wenn er wüßte, daß ich Dir von seinen Umständen geschrieben habe.

Grüße die Mutter herzlich, und lebe glücklich.

Dein Bruder

Schreyvogel.

Jena, den 29st. Jul.

Ich setze nur hinzu, daß ich glücklich in Jena eingetroffen bin, und Alles in Ordnung gefunden habe. Man hat mehr Lärm von den hiesigen Unruhen gemacht, als wirklich an der Sache war. Es ist jetzt eine herzogliche Commission da, um die Schuldigen zu bestrafen, das Ganze sind Bubenstreiche, und es wird sehr gut seyn, wenn man ein Paar einige Jahre lang auf Festungen schickt.

Adieu noch einmal!

X.

Jena, 6. Jan. 1796.

Mein theuerer Bruder!

Die Freundschaft und brüderliche Liebe, die Dein letzter Brief für mich ausdrückt, hat mich eben so sehr gerührt, als ich an dem Zustande von Niedergeschlagenheit und Lebensüberdruß theilnehme, worin Du Dich Deiner Beschreibung nach befinden mußt. Doppelt schmerzlich würde es mir fallen zu wissen, daß auch ich noch immer ein Gegenstand Deines geheimen Kummers sei. Ich habe Dich öfters gebeten, und ich bitte Dich aufs Neue, meinetwegen ohne Sorgen zu sein und Dir meine Wohlfahrt nicht auf eine so schwermüthige Art zu Herzen zu nehmen. Ich bin nicht unglücklich und nicht unzufrieden; hoffentlich werde ich auch keines jemals werden. Das Arbeiten macht mein größtes Vergnügen aus;

und auch das Arbeiten um Brod, wenn es gleich nicht ohne Beschwerde ist, gewährt einen Genuß, den ich um Vieles nicht entbehren möchte. Ein Gulden, den man durch eigenen Fleiß erwirbt, reicht weiter als ein Dukaten, den man geschenkt kriegt. Also, lieber Bruder, kümmere Dich deswegen nicht, sondern beruhige Dich in dem Gedanken, daß es mir weder an Geschicklichkeit und Fleiß, noch an dem Verstande fehlt, mein Glück selbst zu bauen.

Daß Du die Unthätigkeit und den Mangel an Geschäften nicht würdest ertragen können, war wohl voraus zu sehen — und desto besser für Dich! Denn man muß von Natur sehr stumpf oder sehr leichtsinnig gestimmt sein, um sich im Müssiggang zu gefallen. Daß Du aber den Verkauf Deines Hauses für einen großen Verlust hältst, sehe ich nicht ein. Es kann nicht schwer sein etwas zu finden, das Dich besser, nützlicher und angenehmer beschäftigt. Der Ankauf eines Hauses in der Stadt ist zwar sehr sicher und kann Dir wenig Sorgen machen, aber wird es Dir auch Beschäftigung genug verschaffen? Ein kleines Landgut dünkt mir schon zweckmässiger. Die Hauptschwierigkeit wäre der Ankauf selbst; es sollte nicht viel über die Hälfte Deines Vermögens kosten, denn es drückt gar sehr, wenn man nicht einen Theil seines Geldes frei hat. Es sollte ferner seinen Kaufpreis völlig werth sein, und mässige Prozente, aber sicher, rein und ohne viel Placferei abwerfen. Es versteht sich, daß Du den Winter in der Stadt müßtest zubringen können; denn ohne Familie, in dieser Jahreszeit auf dem Lande zu leben, geht nicht an, am wenigsten bei Gemüthsarten wie die Deinige. Wie wäre es aber, wenn Du nach und nach versuchtest kleine Geldgeschäfte zu machen, besonders mit Staatspapieren u. dgl. wobei kein Wucher ist und die mit beträchtlichem Gewinn und der größten Sicherheit betrieben werden können? —

Und nun noch etwas, das ganz aus meinem Herzen kommt und wobei Dir meine Meinung um so weniger ver-

dächtig sein kann, da ich sie vielleicht gegen mein eigenes Interesse von mir gebe. Gieb den Gedanken, Dich zu verehelichen, nicht ganz auf. Die Weiber sind noch nicht so sehr und so allgemein verderbt, als wir aus einzelnen Erfahrungen manchmal schliessen und am Ende giebt es doch kein so reines und dauerndes Vergnügen, als man in seiner gutgearteten Familie findet. Selbst die vermehrten Sorgen für Andere erleichtern uns die viel unangenehmere Sorge für uns allein. Ich gestehe, daß ich daran zu denken fürchte, was Du bei Deinem Hange zur Melancholie anfangen wirst, wenn Du älter wirst und Niemand hast, für den Du Dich interessiren, durch den Du Dich aufheitern könntest. — Doch dies ist eine Sache, wozu es schwer hält Jemand zu überreden, der keine Neigung dazu hat. Ich wünschte nun, daß Deine Neigung mit meiner Meinung übereinstimmte; so würdest Du gewiß bald Beschäftigung genug, aber auch Muth und Lust zum Leben in Frau und Kindern finden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich selbst niemals heirathen werde. Allein bei mir ist auch ein ganz anderer Fall. Ich habe an den Wissenschaften, an meinen Arbeiten Beschäftigung und Unterhaltung für mein ganzes Leben, und wenn es dreifach wäre statt einfach. Außerdem kostet eine Familie, auf dem Fuße, wie ich doch nun einmal leben müßte, sehr viel und obschon ich nichts versäumen werde, um mir so bald als möglich ein Amt und sicheres Einkommen zu verschaffen, so wird dies doch nie meine erste und einzige Sorge sein. Gleichwohl werde ich den Wunsch, in meinem eigenen Hause glücklich zu werden, nicht aufgeben, besonders, wenn es mir (wie ich noch immer Gründe habe zu hoffen) gelingen sollte, in einiger Zeit ein mir anständiges und seinen Mann nährendes Amt in Wien zu erhalten.

Ich sehe, daß ich mich nicht bestimmt genug über meine Zurückkunft ausgedrückt haben muß. Fürs erste versichere ich Dir also noch einmal, daß ich von der Regierung und von dem Hofe nicht das Geringste zu besorgen habe

und daß ich allezeit sehr entfernt war, die sträflichen oder tollen Handlungen im geringsten gut zu heissen, deren sich einige Unglückliche schuldig gemacht haben. Auch war mir niemals etwas von diesen Thorheiten bekannt. Ich könnte also mit größter Sicherheit, sobald ich nur wollte, zurückkehren. Aber ich habe ein paar persönliche Feinde, die jetzt auf die Besetzung der gelehrten Stellen Einfluß haben und die meinem Fortkommen hinderlich sein würden, so sehr sie könnten. Man muß also einige Zeit vergehen lassen, bis diese Leute wieder vergessen sind oder auch vergessen haben, daß ich ihnen (freilich von Rechtswegen) wehe that. Das erstere wenigstens kann nicht lange anstehen, dann ist mir hoffentlich nichts entgegen und ich schmeichle mir nicht zu viel, wenn ich glaube, daß ich in wenigen Jahren geschickter zu den Stellen sein werde, auf die ich Absichten habe, als jeder meiner etwaigen Mitwerber.

Noch kürzlich habe ich an der hiesigen Universität einen Antrag zu einer außerordentlichen Professur erhalten, und es ist mir sogar eine Dispense wegen der Religion versprochen worden. Ich habe aber dieses Anbieten sowohl als eine noch weit günstigere Aussicht nach Mitau in Kurland ausgeschlagen, weil es mein Ernst ist, mit der Zeit noch meinem Vaterland zu dienen, und weil ich Wien, wo es mir am Ende doch gewiß auch nicht fehlschlagen kann, jedem anderen Aufenthalt vorziehe.

Meine jetzige Brodarbeit ist zwar allerdings etwas mühsam; ich lerne aber dabei und bin dadurch mit den besten Köpfen von ganz Deutschland in Verbindung gesetzt, welches mir nicht anders als sehr nützlich sein kann.

Von Deiner Freundschaft und Hülfe werde ich gewiß Gebrauch machen, wenn ich deren bedarf. Wie kannst Du aber glauben, daß ich der Mutter das Wenige, das sie hat, noch sollte abnehmen können? Ich habe etwas gelernt und kann mir selbst etwas verdienen; auch sollte es mir nicht bange sein, meiner guten Mutter, die ohnehin schon zu viel

an mir gethan hat, beizustehen, wenn sie es benöthigt wäre. Meiner zärtlichsten Dankbarkeit kann sie auch in jener Welt noch versichert sein und sie darf wenigstens den Trost mitnehmen, daß ihre Mühe, Sorgfalt und Liebe an mir nicht verloren war.

Einen Theil meiner wenigen Einrichtung habe ich zu Bulla gegeben, weil ich damals sie noch eher selbst in Empfang zu nehmen dachte und weil es ja doch einerlei ist, wo sie steht. Willst Du sie lieber jedoch bei Dir haben, so will ich ihm schreiben, daß er sie zu Dir bringen läßt.

Der Tischler Hausmichel hat mir vor sehr langer Zeit das Geld aufzuheben gegeben. Ich habe es ihm öfters angeboten, er wollte es aber nicht. Da ich weggieng, hatte ich nicht daran gedacht. Die Summe ist richtig. Ich bitte Dich daher sie ihm zu geben und auf meine Rechnung zu setzen. Den halben Ducaten, den ihn noch habe, wirst Du nächstens empfangen.

Lebe recht wohl und liebe mich ferner, wie ich Dich.

Der Deinige

Schreyvogel.

Bei den Schwestern Fröhlich.

Von

Marie v. Najmájer.

Die jüngere Generation, die schon in der Schule Österreichs größten Dichter kennen und verehren lernte, kann sich keinen Begriff von der teils durch das Schicksal verhängten, teils durch eigenen, aber nur zu wohl begründeten Mißmut herbeigeführten Verschollenheit machen, in der Grillparzer in seinen späteren Jahren bis zum Beginne seines Greisenalters lebte.

So war es denn kein Wunder, daß ich, als ich im Jahre 1859 mit 15 Jahren bei der jüngsten der Schwestern Fröhlich, Josefine, singen zu lernen begann, keine Ahnung davon hatte, daß Grillparzer als Zimmerherr der Schwestern Fröhlich zwei Zimmer entfernt von dem gemütlichen altfränkischen Gemach wohne, wo ich meine ersten Übungen sang. Aber meine Mutter, eine große Verehrerin der Muse Grillparzers, die in ihrer Mädchenzeit dem Dichter einen Sommer lang im Badner Park manchmal begegnet war und mir gern schilderte, welch wunderbare Ausdrucksfähigkeit die großen blauen Augen des unscheinbaren, stillen Mannes hatten —, meine Mutter wußte es auch nicht und das war bezeichnender für das Verhältnis des Dichters zur Öffentlichkeit.

Allerdings hatte meine Mutter nach Ungarn geheiratet, wo ich zur Welt kam; nach seiner Versetzung nach Wien als Hofrat bei der ungarischen Hofkanzlei — vor der Teilung der Monarchie in zwei Hälften — war mein Vater bald gestorben und meine Mutter hatte sich ganz von der Welt zurückgezogen, um allein der Erziehung ihres einzigen Kindes

zu leben. Da wurde ihr für meinen Gesangunterricht die vormalige dänische Kammersängerin Josefine Fröhlich als eine vorzügliche Lehrkraft nach dem guten alten Schlage empfohlen, die, selbst schon lange im Ruhestand, nicht den landläufigen Ehrgeiz besitze, nur Schülerinnen für Oper und Konzert auszubilden. Trotz meiner ungewöhnlichen Schüchternheit — ich hatte nie eine öffentliche Schule besucht und war in den Backfischjahren — fühlte ich mich unter diesen drei Schwestern bald ebenso heimisch, als sie mich lieb gewannen. Ein Hauch von Mütterlichkeit, von reiner Güte und von echtem künstlerischen Schwung bei der größten äußeren Einfachheit ging von diesem traulichen Heim aus und ich freute mich jedesmal, wenn ich eintrat in das gediegene alte Haus mit den großen Räumen in der Spiegelgasse, das erst vor wenigen Jahren abgerissen wurde.

Anna, die älteste Schwester, ehemalige Professorin am Konservatorium, ein kleines, putziges altes Frauchen mit großen schwarzen Augen und einem ungemein lebhaften und intelligenten Gesicht, war damals noch wenig daheim; offenbar gab sie über den Tag auswärts Lektionen. „Ich bin nur ein Zimmerherr meiner Schwestern“, pflegte sie zu sagen. Die zweite, Katharina, hätte ich nicht nur für die jüngste, sondern um mindestens zehn Jahre jünger als ihre tatsächlich jüngere Schwester Josefine gehalten. Sie war eben schön und Josefine war, wenn nicht häßlich, so doch nichts weniger als schön. Obwohl ich Katharinas zarte, biegsame Gestalt stets nur in den allereinfachsten Hauskleidern sah — denn sie, die keinen Beruf hatte, daher nichts erwarb, war das Hausmütterchen und machte sich ihren Schwestern in jeder Weise nützlich —, fiel mir doch immer die natürliche Anmut ihrer Bewegungen und der beseelte Ausdruck ihrer feinen Züge auf. Sie war in einem Matronenalter, sie sah nicht blühend, sondern bleich aus und verrichtete ihre häuslichen Geschäfte aus freiestem Antriebe. Und doch kam sie mir immer wie eine Märchenprinzessin vor, wie ein junges Ge-

schöpf, das ein böser Zauber in ein Werktagsgewand gehüllt und mit Aschenbrödelarbeit versehen hatte. Und alle diese Vorstellungen gewann mein noch kindlicher Sinn bloß durch ihre Schönheit; denn sie war nichts weniger als unterdrückt durch ihre Schwestern — ich glaube vielmehr, daß sie die anderen beherrschte. Meine Lehrerin Josefine, ein Wesen von reinster Güte und Treuherzigkeit, wurde nicht müde, Kathis vielseitige Begabung zu rühmen. „Geschickt ist sie wie ein Affe", pflegte sie zu sagen. „Alles wird ihrem Kopf und ihren Händen leicht."

Das war der Eindruck, den ich schon diesen ersten Winter meiner Bekanntschaft mit dem Hause Fröhlich gewann.

Das zweitnächste Jahr, 1861, brachte die große Feier von Grillparzers 70. Geburtstag. Erst jetzt erinnerte sich Österreich seines großen Sohnes und erst ein Reichsdeutscher, Heinrich Laube, mußte es zehn Jahre später den Wienern sagen und durch die Neuaufführung seiner Werke am Burgtheater bezeugen, daß Grillparzer „Österreichs Stolz und Erquickung sei".

Jetzt erst erfuhr ich, in welcher Nachbarschaft ich so oft weilte; erfuhr, daß Katharina einst mit Grillparzer verlobt gewesen sei, daß aber zwei Gründe, wie man sie stichhaltiger nicht denken kann, wie sie aber die blöde Menge auch jetzt noch nicht begreifen will, ihn für immer davon abhielten, sein Schicksal mit einem anderen zu verketten. Erstens seine und seiner Blutsverwandten krankhafte, nervöse Anlage, die bei seiner Mutter und seinem Bruder in Wahnsinn ausartete, zweitens seine materiell überbescheidene Lebensstellung, die zusammen mit der Hilfe, die er seinen armen Verwandten zukommen ließ, ihm zwar erlaubte, als freier Mann und echter Dichter zu leben, der keine Zeile um des Erwerbes willen schreibt, nicht aber, Frau und Kinder zu erhalten. Daß er Katharina das Leben dadurch verdorben habe — auch eine von den oft gehörten Schablonenbehauptungen —, kann man auch nicht sagen, denn

er gab sie ja frei. Daß sie sich zu keiner anderen Wahl entschließen konnte, weil sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben; daß sie sich stumm zurückzog, anstatt ihn zu bedrängen, wie so manche andere es getan hätte — das beweist nur, wie hoch auch sie stand, nicht aber, daß er unrecht an ihr gehandelt habe.

Natürlich drängten sich all diese Betrachtungen mir erst viel später auf. Damals erfuhr ich bloß, daß Grillparzer, mit allen drei Schwestern seit seiner Jugend in Freundschaft verbunden, in seinen alten Tagen und als die drei Fräulein ebenfalls würdige Matronen waren, als Zimmerherr bei ihnen eine getrennte kleine Wohnung bezogen habe. Aber auch im Greisenalter war er auf Katharinas Ruf so bedacht, daß er einige Jahre später, nachdem er in Römerbad infolge eines Sturzes eine Erschütterung erlitten hatte und man ihn eine Zeitlang nicht allein ausgehen lassen wollte, nicht auf Katharinas Arm, sondern auf den Arm meiner guten Josefine gestützt durch die Gassen wandelte.

Indessen mußte ich meine geliebten Singstunden 1862 aufgeben, wie so manches andere, weil eine schwere Bleichsucht wie Mehltau auf meine 18 Jahre gefallen war.

Erst mit 21 Jahren konnte ich wieder mit frischer Kraft, mit erneuter Jugendlust ans Werk gehen, nun schon eine der letzten Schülerinnen von Josefine Fröhlich. Das Singen war ja meine einzige freigestattete ernste Kunstübung — was ich allerdings mit einigen Worten erläutern muß. Meine Mutter war vielleicht das, was man einen Sonderling nennt, aber ich danke ihr noch im Grab alles, was sie tat und wie sie es in großer Liebe und liebevoller Strenge meinte. Ich war schwärmerisch und exaltiert, sie strebte also nach einem Gegengewicht, um mich zu einem gesunden, harmonischen Menschen zu machen. Sie drängte mich zu praktischen Arbeiten, zwang mich, die Hausrechnungen zu besorgen — weil ich nämlich schon seit meinem elften Jahre Gedichte schrieb und das Rechnen herzlich verabscheute —

und sagte jedem meiner Lehrer: „Meine Tochter darf keine Metrik, keine Prosodie, keine Literaturgeschichte lernen. Poetisch veranlagt ist sie ohnedies, das braucht nicht gepflegt zu werden: aber ich will keine Romanheldin und keinen Dichterling, sondern einen harmonischen, zufriedenen Menschen aus ihr bilden." Dann verlegte ich mich aufs Zeichnen — wenn ich nur einer Kunst leben durfte, gleichviel, welcher! Aber ich hielt mich krumm dabei und nachdem meine Mutter mich einigemal umsonst ermahnt hatte, räumte sie alle Requisiten hinweg und sagte, sie wolle keine bucklige Tochter haben. Nur im Singen beschränkte sie mich nicht — es konnte mir ja in nichts schaden. Aber so für mich allein schien es mir nicht die rechte Kunst und ich war weltfremd, um nicht zu sagen dumm genug, um mir ganz heimlich einen Schicksalsschlag, so einen plötzlichen Verlust des Vermögens, zu wünschen. Da könnte ich doch endlich ganz der Kunst leben!

In meiner jugendlichen Torheit ahnte ich nicht, wie viel an Kraft, Gesundheit, Energie, Kampffähigkeit und vielseitiger Begabung dazu gehöre, sich in irgendeiner Kunst durchzusetzen, die die ganze Persönlichkeit vor das Forum der Öffentlichkeit bringt.

Wenn ich jetzt in solch gehobener Stimmung und schon einigermaßen vorgeschritten meine Singstunde nahm, hatte ich meist eine Zuhörerin als Publikum: Katharina schlich mit einer Handarbeit leise herein und setzte sich zum Nähtischchen. „Du", sagte sie zu Josefine, „die Stimme ist gut! die wird!" und ihre munteren braunen Rehaugen glänzten. Und die Augen meiner lieben, guten Lehrerin glänzten auch, denn sie war durch die Erinnerung an Erfolge in der Oper gebannt, wo sie einst jene Partien gesungen hatte — und so fühlte ich mich von zwei Seiten angefeuert.

In solch begeisterter Stimmung nach der Agathen-Arie des „Freischütz" stürzte, schwebte, sprang ich einmal die vier Treppen von der Fröhlichschen Wohnung hinab und prallte bei einer Wendung der Treppe an einen kleinen alten Herrn

mit reichem Silberhaar an, der mich aus großen blauen Augen recht grimmig ansah, denn er hatte mein Kommen offenbar nicht gehört und ich hätte ihn mit meinem begeisterten Ungestüm beinahe umgeworfen. „Um Gottes willen!“ dachte ich, „das muß ja Grillparzer sein, der von seinem Mittagsmahl vom Matschakerhof heimkehrt!“ und hütete mich, ein andermal meine Gefühle so sehr in Bewegung umzusetzen, besonders auf einer Stiege. Von Grillparzers nervöser Schwerhörigkeit hatte mir Josefine schon oft erzählt, nämlich daß sie nervös, das heißt ganz unberechenbar sei. „Manchmal hört er das leiseste Wort und ein andermal sagt er, er verstehe gerade uns am schwersten, weil wir so schlecht artikulieren“, meinte sie mit ihrem guten, treuherzigen Lächeln. Es war auch in der Tat eine ganz besonders „nervöse“ Behauptung, daß Anna, die Gesangprofessorin, und Josefine, die Opernsängerin, „schlecht artikulieren“ sollten.

Was hingegen Katharina betrifft, die bei solchen Gesprächen oft zugegen war, so machte sie nie eine derartige gutmütig-spöttische Bemerkung. Wenn sie sagte: „Der Grüllpatzer“, so hob sich ihr ganzes Wesen, und was er gesagt hatte, das behandelte sie als Orakelspruch. Die Schwestern sprachen übrigens nicht ärgeren Wiener Dialekt, als es damals noch Sitte war: Anna und Katharina sprachen ganz natürlich. Nur die Opernsängerin sprach mit ihrem klangvollen Organ ein schönes, klassisches Deutsch und ging nur in den Dialekt zurück, wenn sie besonders intim sein wollte. Wie hat diese Vertreterin des bel canto sich über die rohe Musik der „Afrikanerin“ alteriert! Wie klagte sie darüber, daß die modernen Arien immer im größten Affekt gesungen, also geschrien werden müssen! Was würde sie jetzt erst sagen?!

Da begab sich's einmal, daß meine Mutter einem Bekannten eines meiner Gedichte zeigte — ohne mein Wissen, denn ich pflegte meine poetischen Ergüsse geheimzuhalten, weil sie mich nie befriedigten. Daß der Fehler in der Form lag, weil ich selbe nicht gelernt hatte und wie ein Naturkind

ganz nach dem Gehör stammelte, das wußte ich damals nicht. Nur daß ich davon unbefriedigt bin, war mir klar, und so hatte ich schon manchen ins Gesicht gelacht, die mich fragten, warum ich nichts drucken lasse? Aber dieser Herr drang ganz besonders ernst in mich und fragte mich, ob ich denn keinen Schriftsteller kenne, ihn um sein Urteil zu bitten? Einen Schriftsteller? nein — ich kannte keinen; entweder weil wir so zurückgezogen lebten oder weil noch nicht wie heute mindestens jeder fünfte Mensch sich Schriftsteller nannte. „Können Sie sich denn nicht unbekannterweise an einen wenden?" meinte er. „O nein! um keinen Preis; das könnte ich nur bei einem tun, bei dem größten, weil ich einen Weg zu Grillparzer hätte." — „Dann tun Sie es lieber nicht!" war die Antwort. „Das ist ja ein Griesgram, wie bekannt; wer hätte den Mut, sich an den zu wenden!" Aber ich hatte diesen Mut, ich wußte ja: meine gute Josefine tut es gern für mich; was er tun oder sagen wird, das wußte ich freilich nicht. Und so suchte ich das Beste, was ich hatte, zusammen und trug es ihr hin. Schon bei der nächsten Stunde hieß es: „Grillparzer bittet Sie, zu ihm hineinzukommen." Mit klopfendem Herzen ging ich mit Josefine hinüber ins Vorzimmer und durch ein anderes Vorzimmer — das seine — in sein Gemach. Er stand der Tür gegenüber an seinem Schreibtisch gelehnt; das Licht vom Fenster fiel auf sein ungemein reiches, schönes Silberhaar. Er hatte den Kopf zur Seite geneigt und sah mich sinnend an, dann huschte ein sehr liebes, schelmisches Lächeln über sein Gesicht.

„Das ist ja die Stiegenspringerin", sagte er. „Nun — Sie haben Talent. Geben Sie Ihr Büchlein nur heraus — Sie werden schon schwimmen lernen, wenn Sie erst im Wasser sind. Das Gedicht an eine Freundin — da ist Feuer und Bewegung. Sie werden wachsen, mein Kind — aber ich werde es nicht erleben." — „O", rief ich, „was Tausende so innig wünschen, wird sich ja wohl erfüllen! Sie werden leben!" Mit einem unsagbar milden Ausdruck schüttelte er verneinend das Haupt und winkte zum Abschied mit der Hand. Das war im

Winter 1868. Er erlebte noch drei Jahre später seinen achtzigsten Geburtstag, zu Tod erschöpft von den zu späten Ehrungen, die seinem Leben vorenthalten wurden, um dann zu scheiden. Er erlebte meine Entwicklung nicht, die er mir vorhergesagt hatte. Aber meine Mutter erlebte sie und sagte mir später unter Tränen: „Hätte ich die Kraft deiner Begabung geahnt, ich hätte dich nicht solange gehindert.“ Und ich erwiderte: „Es schadete nichts.“

War Grillparzer wirklich geschieden? Nur körperlich. Denn sein Geist lebt unvergänglich unter uns, wie er es in richtiger Selbsterkenntnis geäußert hatte: „Ich komme aus anderen Zeiten, und hoffe in andre zu geh'n.“

Kaiser Franz' Reise nach Italien im Jahre 1819.

Mitgeteilt von

Karl Glossy.

Am 9. Februar 1819 hatten Kaiser Franz und dessen Gemahlin sowie Erzherzogin Karoline die Reise nach Rom und Neapel angetreten. Mit zahlreichem Gefolge langten sie am 15. Februar in Venedig an und wurden von der Bevölkerung lebhaftest begrüßt. Der Erzherzog Vizekönig, die Zivil- und Militärautoritäten empfingen den Hof bereits in Fusina. Unter Glockengeläute und Kanonendonner fand der Einzug in die Markuskirche statt, wo ein feierliches Te Deum gesungen wurde. Zwölf Tage blieb der Kaiser in der Lagunenstadt, wo eine enthusiastische Stimmung herrschte. Am lautesten wurde die Begeisterung, als sich Erzherzogin Maria Luise, die am 16. Februar anlangte, dem Volke zeigte. „Ein großer Theil" — schrieb damals ein Augenzeuge — „welcher das Aussehen der Erzherzogin leidend finden will, scheint durch Mitleiden, ein anderer durch das Andenken an die Vergangenheit zu diesen Äußerungen der Theilnahme bestimmt . ." Wie immer, wenn der Kaiser in die Öffentlichkeit trat, wirkte sein schlichtes Auftreten auf die Bevölkerung sympathisch. Man freute sich, daß er während seines Aufenthaltes den Angelegenheiten der Provinz und besonders der Tätigkeit der Verwaltungsorgane die vollste Aufmerksamkeit zuwendete. Als der Präsident des Gerichtshofes erster Instanz dem Monarchen meldete, er habe keine Rückstände, bemerkte dieser, er werde sich davon überzeugen, denn er habe es bei anderen ersten Instanzen nicht so gefunden.

Daß der Kaiser bestrebt sei, sich über die Gebrechen der Behörden zu informieren, erregte die freudigste Stimmung. Am 27. Februar, früh 9 Uhr, verließ der kaiserliche Hof Venedig. In Padua wurde Halt gemacht, worauf die Reise bis nach Rovigo fortgesetzt wurde. Am 8. fand der feierliche Einzug in Florenz statt, wo der Kaiser dasselbe Zimmer bewohnte, in dem er geboren wurde. Nahezu drei Wochen verblieb der Hof daselbst. Fest an Fest reihte sich während seines Aufenthaltes. Den Mittelpunkt bildete ein Volksfest al Prato. Es war ein buntes Bild, das sich dem Beschauer bot. In der langen schönen Straße bis zum Stadttor zahlreiche Equipagen und außerhalb des Tores, auf grünen Plätzen, das jubelnde Volk, Haselnüsse verzehrend. Viel wurde auch in diesen Tagen von einem Feste gesprochen, das der außerordentliche Gesandte am toskanischen Hofe, Graf Apponyi, zu Ehren des Kaisers veranstaltete, wobei auch der berühmte Improvisator Sgricci mitwirkte, dem der Kaiser das Thema „Die Dichterin Sappho" gab.

Am 29. März erfolgte die Abreise des Hofes, dem sich auch Fürst Metternich anschloß, der inzwischen in Florenz eingetroffen war. Maria Luise begleitete ihren Vater bis Siena. Sie und ihr Söhnchen fanden auch in Florenz begeisterte Aufnahme. „Die ungewöhnlichen Schicksale der Herzogin von Parma" — berichtete damals ein Engländer in der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" (Nr. 107) — „machen auf die bewegliche Einbildungskraft des Volkes von Florenz einen starken Eindruck. Eine beständige Schwermuth, durch ihr Unglück leicht erklärlich, verbreitete Reiz über ihre Züge; übrigens verräth der Geschmack ihres Anzuges und ihr liebenswürdiges Betragen, daß sie in der Schule der französischen Frauen war. Ihr Sohn ist ein schönes Kind; im unteren Theil seines Gesichtes hat er die Züge der Prinzen des österreichischen Hauses, aber seine Augen, die wie die seines Vaters gebildet sind, haben auch etwas von deren erstaunlichen Lebhaftigkeit. Man frägt sich von allen

Seiten mit Verwunderung, warum ein so vorsichtiger Hof als der Wiener, dieses Kind den Völkern Italiens zeigt. Ich weiß auch nicht, ob es seinen Großvater in die Stadt begleiten wird, als dessen König es bei seiner Geburt verkündigt wurde." Die Römer sahen aber Napoleons Sohn nicht. Kaiser Franz, die Kaiserin und Erzherzogin Karoline kamen am 2. April in Rom an, wo auch der Palatin von Ungarn und Prinz Anton von Sachsen mit seiner Gemahlin eintrafen.

Die Romreise des Kaisers und später sein Aufenthalt in Neapel bildeten damals fast ausschließlich den Gesprächsstoff in allen Kreisen der Gesellschaft. Es erschienen zwar in offiziellen und in offiziösen Blättern des Inlandes wie auch in auswärtigen Zeitungen Nachrichten hierüber, aber bei den herrschenden Preßverhältnissen war eine Berichterstattung im Sinne unserer Zeit ausgeschlossen. In keiner inländischen Zeitung ist etwas über den wahren Zweck der Reise zu finden. Desto lebhafter waren die Gerüchte hierüber. In Wien sprach man allgemein, die Reise sei nicht bloß des Konkordats wegen unternommen worden, sie bezwecke auch die griechisch-unierte Kirche mit der katholischen zu vereinigen; andere erzählten, der Kaiser wolle den Papst bewegen, die Ohrenbeichte und für die Landpfarrer den Zölibat aufzuheben. In Ungarn wollte man gar wissen, der Kaiser sei nach Rom, um sich von dem Papst des Eides auf die ungarische Verfassung entbinden zu lassen. In Bologna und Ferrara hieß es, es handle sich um die definitive Abtretung der Legazionen an Österreich, was den päpstlichen Generalkonsul Alborghetti zu der Erklärung veranlaßte, der einzige Zweck der Reise sei die Berichtigung der kirchlichen Angelegenheiten. Auch in Frankreich schien man beunruhigt, daß Österreich die drei dem Papst zurückgegebenen Legazionen nach dessen Tode durch den Großherzog von Toskana in Besitz nehmen wolle. Auch der Aufenthalt in Neapel wurde in Frankreich mit der Thronfolgerfrage nach dem Ableben des Königs Ferdinand IV. in Verbindung gebracht.

In Betracht der wenigen Quellen, die uns über die Kaiserreise vorliegen, erscheinen die nachfolgend abgedruckten handschriftlichen Aufzeichnungen eines Beamten im Gefolge des Kaisers um so mehr bemerkenswert, als zur selben Zeit auch Grillparzer seine Reise nach Italien unternahm. Zwar wird er hier nicht erwähnt, nicht einmal gelegentlich des Unfalles seines Gönners, des Obersthofmeisters der Kaiserin, Grafen Wurmbrand, dem, und nicht der Kaiserin, Grillparzer Sekretärsdienste geleistet hatte. Sein Verhältnis zu diesem Hoffunktionär hat uns Grillparzer selbst geschildert.

Bietet die neue Quelle zur Romreise des Kaisers auch keine Ausbeute für die Lebensgeschichte Grillparzers, so ist sie für uns durch den gleichzeitigen Aufenthalt des Dichters in Rom und Neapel doch beachtenswert. Hie und da mag sie auch als Korrektur von Grillparzers Mitteilungen gelten. Wenn Grillparzer beispielsweise in der Selbstbiographie erzählt, der Hof wäre bereits in Rom angekommen, als er noch in Wien bei seiner kranken Mutter verweilte, so stimmt dies mit den Aufzeichnungen über die Reise des Kaisers nicht überein, denn dieser verließ Wien erst am 9. Februar, indes Grillparzers Mutter am 23. Jänner starb. Grillparzer traf in Rom fast gleichzeitig mit dem Hofe ein. Gewiß aber ist es, und dafür zeugt auch die neue Quelle, daß Grillparzer nicht zum Gefolge des Hofes gezählt wurde, wenn er auch die Reise von Rom nach Neapel und von da die Rückreise nach Wien in einer Hofkutsche gemacht hatte. Diese bequeme Fahrt ist ihm freilich teuer zu stehen gekommen, da er infolge seines durch den Unfall des Grafen Wurmbrand veranlaßten unfreiwilligen Aufenthaltes in Neapel zu nicht vorgesehenen Auslagen genötigt wurde, die seine Barmittel ziemlich erschöpften. Es wurde ihm zwar Ersatz versprochen, aber da man in Wien verlangte, er solle alle Quittungen der Gastwirte vorlegen, verzichtete Grillparzer auf die Erfüllung des Versprechens.

Literargeschichtlich ist die Reise des österreichischen Hofes auch wegen eines Konflikts bemerkenswert, den Ludwig

Börne mit der Frankfurter Polizei zu bestehen hatte. In der von ihm damals redigierten „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" erschien am 17. April 1814 über die Reise des Kaisers nach Italien ein aus Rom vom 15. März datierter Artikel, der den österreichischen Ministerresidenten in Frankfurt zu einer Beschwerde veranlaßte. Der Zensor der periodischen Tagesblätter in Frankfurt, zur Verantwortung gezogen, beleuchtete in einem Berichte an das Frankfurter Polizeiamt Börnes Mißachtung der bestehenden Zensurvorschriften. Alle Zeitungsredaktionen zusammengenommen — klagt er — hätten ihm die Erfüllung seiner Pflicht als Zensor nicht so erschwert und so verhaßt gemacht als dieser einzige Mann. „Gleich beim Entstehen dieser Zeitung" — fährt der Zensor fort — „konnte man die schädliche Tendenz deutlich wahrnehmen, worauf der Verfasser strebt, und in der Folge sprach sich sein revolutionärer, alle bestehende Ordnung verhöhnender Geist bis zur Gewißheit aus. Täglich fanden in seinem Blatte die gehässigsten Artikel gegen die Regierungen Aufnahme und wenn es dazu an gesammeltem Stoff aus inländischen Zeitungen gebrach, mußten die englischen und amerikanischen Volksredner ihm die Worte leihen, um die Deutschen zu lehren, was ihnen Noth thue, was sie noch alles zu fordern berechtigt und wie das Versagte erzwungen werden könnte . . Daß Dr. Börne in der Verfolgung dieses Zweckes sich durch die Censur gehemmt sah und auf Mittel sann, sich ihrer lästigen Einwirkung zu entheben, ist begreiflich; sein ganzes Trachten war von Anfang an bis jetzt unablässig dahin gerichtet, und wenn er ein Mittel erschöpft hatte, nahm er zu dem anderen seine Zuflucht, ohne sich durch ihre Verwerflichkeit abschrecken zu lassen. Schon in die ersten Blätter seiner Zeitung nahm er die bei der Censur gestrichenen Artikel auf und band sich überhaupt an keine diesfällige Weisung." Nicht ohne Bitterkeit klagte der Zensor, daß Börne den wiederholten Geldstrafen durch Appellationen zu entschlüpfen wußte und sich in seinen Verteidigungsschriften

beleidigender Ausfälle gegen den Zensor und dessen vorgesetzte Behörde bedient habe. Wiederholt hatte Börne ganz sinnlose Stellen anstatt gestrichener in sein Blatt eingeschaltet oder durch ein Libell auf die Zensur ersetzt, ja selbst die amtlichen Verfügungen in auswärtigen Blättern, mit seinem Namen unterzeichnet, eingerückt. Mit einem Worte, Börne war für die Frankfurter Zensur eine wahre Geißel und sein Spott über ihre Anordnungen kannte keine Grenze. Unter solchen Umständen können wir die tragikomische Lage des Zensors ermessen, der in den Klageruf ausbrach: „Was kann ich hier dem Staate noch nützen?" Die Untersuchung gegen Börne wegen des anstößigen Artikels über die Romreise des Kaisers endete mit dessen Verurteilung zu einer vierzehntägigen Arreststrafe. Die Behörde nahm an, daß Börne bei diesem Artikel die Zensurvorschriften unbeachtet gelassen habe und der Verdacht, der durch die Verweigerung des Zensurblattes — als des Dokuments, womit jeder Redakteur bei vorkommenden Fällen sich über die Befolgung der Zensurweisungen legitimieren müsse — zur Gewißheit erhoben sei. Börne aber gab sich mit dem Urteile nicht zufrieden und verlangte nach den bestehenden Gesetzen die Versendung der Akten an eine deutsche Universität. Was er hoffte, erzielte er auch, denn er wurde freigesprochen; aber gerade dieser Zwischenfall scheint ihn veranlaßt zu haben, die Redaktion der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" aufzugeben.

* * *

Am 31. März sind Ihre k. k. Majestäten um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags von Siena abgereist und Abends 8 Uhr zu St. Quirico, einem kleinen toskanischen Städtchen, eingetroffen, wo das Nachtquartier im Palazzo Ghisi bereitet war. Am 1. April um 6 Uhr Früh erfolgte die weitere Reise über Radicofani, dem letzten toskanischen Orte, bis wohin S. k. H. der Großherzog Ihre k. k. Majestäten be-

gleiteten, dann über Pontecentino nach Viterbo und am 2. April nach Rom. In beiden letzten Orten wurden päpstlicher Seits die ersten Empfangskomplimente gemacht und zu Acqua pendente hatte man ein Mittagmahl bereiten lassen. Bei der Brücke Milvio waren zum Empfang und Umkleiden Ihrer k. k. Majestäten und der hohen Herrschaften Zelte errichtet, auch befanden sich allda, alle zum Empfang beorderten päpstlichen Individuum mit dem Staatssekretär Carsaldi an der Spitze.

Es war gegen 4 Uhr Nm. als Ihre k. k. Majestäten, nachdem sie auf der vorletzten Station Baccano ein Frühstück eingenommen hatten, bei den Gezelten anlangten, und etwa 5 Uhr, als der Einzug in 9 päpstlichen Staatswägen, jeder mit 6 Pferden bespannt, erfolgte. Im ersten Wagen befanden sich Ihre k. k. Majestäten, die Frau Erzh. Caroline und der Cardinal Consalvi, umgeben von päpstlichen Garden; im 2. Graf Wrbna und die Gräfin Lazanzky, im 3. Graf Wurmbrand usw. An diese 9 Gallawägen schlossen sich die Reisewagen Ihrer k. k. Majestäten, dann folgten zalreiche herrschaftliche Equipagen und endlich 10 Wägen mit der Suite Ihrer k. k. Majestäten, welchen mehrere Abtheilungen Militär folgten. Der Zug ging unter Abfeuerung des Geschützes und Acclamazionen des sich zudrängenden Volkes unter dem Platz del popolo, über den Corso nach dem Quirinal-Palaste, auf dem Monte Cavallo, wo nicht nur die Allerhöchsten Herrschaften, sondern alle Personen des Gefolges logirt wurden und wo auch die Quartiere für Seine k. Hoheit den Erzh. Palatin und für Seine königl. Hoheit den Herzog Anton von Sachsen, bereitet sind, in welchen beide gestern Abends (den 3ten) eintrafen. Alle diese Quartiere sind prächtig eingerichtet und mit allen Bedürfnissen versehen. Jeder Beamte in der Suite hat einen eigenen Leiblakei in päpstlicher Livree und eine Equipage zur Disposition. Ihre k. k. Majestäten wurden an der Hauptstiege des päpstl. Palastes von dem Personale der höchsten Staats-

behörden und der höheren Geistlichkeit, in der Antikamera des Palastes aber, wo sich die Cardinäle versammelt befanden, von Seiner Heiligkeit, dem Papste, selbst empfangen. — Es lässt sich nicht absprechen, daß Toscana ein höchst anziehendes Land ist. Ist man aber einmal auf der Strasse nach Rom über Siena hinaus, so verliert sich von einer Poststation zur andern die Kultur und Fruchtbarkeit der Erde immer mehr und mehr: die Spuren vulkanischer Verwüstung werden immer ausgedehnter und kennbarer, die Orte und Menschen immer seltener und elender, die Warnungen wegen Unsicherheit der Strassen immer dringender, und vergeblich hofft man in bessere Gegenden zu kommen. Nichts tröstet als die guten Strassen und die schnelle Beförderung, welch letztere jedoch mit unendlichen Prellereien gegen einzelne Reisende verbunden ist.

Die Strasse war noch ziemlich belebt, denn aus vielen Gegenden waren die Bewohner und vorzüglich die Geistlichen, aus Neugierde auf Eseln und Maulthieren hergeritten. Vertraulich saßen oft Geistliche und Weibspersonen auf einem und demselben Thier. Je näher man nach Rom kommt, desto mehr findet man an der Strasse die Stangen mit verwitterten Kadavern hingerichteter Missethäter, und in vielen Gegenden sind Menschen beschäftigt, das Gesträuche an der Strasse niederzubrennen oder auf andere Weise zu vertilgen, um so die Schlupfwinkel der Räuber zu mindern. [1]) Die Luft ist meist von Schwefeldünsten geschwängert. Oed

[1]) Die meisten Räuber stammten aus Sonnino. Die Einwohner dieses Fleckens reizten auch die Räuber aus dem benachbarten Königreich Neapel an, ihre Kühnheit auf päpstlichem Gebiete zu versuchen. Um diesem Übel ein Ziel zu setzen, verordnete der Papst, Sonnino zu zerstören und die Einwohner an einen anderen Ort zu versetzen; für jeden Räuber wurden 500 Skudi, für das Haupt einer Bande 1000 Skudi festgesetzt. Jeder Gemeinde, die eine Bande von Räubern oder einen Teil vernichtete, wurde ein Nachlaß von der Salz- und Mehlsteuer auf die Dauer von 2 Jahren zugesagt. (Oesterr. Beobachter 1819, Nr. 221.)

und wüst ist die Gegend ausserhalb Rom. Das Volk hat aus Religiosität wohl Achtung vor dem Papst, spricht aber mit Unbescheidenheit und Unverschämtheit gegen die Regierung. Besonders ist das Militär in dieser Hinsicht beleidigend.

* * *

Rom, 3. April.

... Der Cardinal Consalvi scheint das Benehmen unseres allerhöchsten Monarchen gegen die Fremden während des Wiener Congresses sich zum Muster genommen zu haben. Für Ihre Majestäten wurden im Palaste des Quirinals zunächst an die Wohnung Seiner Heiligkeit ein sich durch Pracht in der Größe der Säle und geschmackvollen Einrichtung auszeichnendes Appartement zubereitet; es macht jenen Flügel des Quirinals aus, welchen Napoleon für den König von Rom zuzurichten angefangen hat; man sieht auch noch auf mehreren Plafonds den französischen Adler.

Gegenüber vom Quirinal in dem großen Palaste della Consulta wurde der ganze erste Stock für den Fürsten Metternich, dessen Tochter und Schwiegersohn, auf das reichlichste verziert, in Bereitschaft gesetzt. Die oberen Stockwerke sind eben da für das Gefolge Seiner Durchlaucht ebenfalls bequem eingerichtet, bestimmt worden. Ausser den für Seine Majestät bestimmten Wägen sind 40 zur Disposition des Gefolges immer in Bereitschaft. Ihre Majestäten konnten bei der gestern hier glücklich erfolgten Ankunft nur sehr langsam durch die sehr breiten Straßen Roms, wegen der Allerhöchst denselben zuströmenden Volksmenge fahren und kamen daher erst um 5 Uhr Abends im besten Wohlsein in dem Palast des Quirinals an, ungeachtet sie schon vor 4 Uhr an den Stadtthoren sich befanden, vor welchen mehrere Cardinäle und 6 römische Fürstinnen Ihre Majestäten empfangen haben. Vor der allerhöchsten Ankunft versammelte sich der Fürst Metternich mit dem gesammten Kanzleipersonale, mit den vorzüglichsten römischen Cavalieren und Damen in dem

für Ihre Majestäten bestimmten Appartement, und bei dem letzten Kanonenschuß begab sich Alles auf die Stiege, über welche die Majestäten zur Wohnung des heiligen Vaters geführt wurden. Bei der Ankunft in dem Empfangssaal wollte der Kaiser dem Papst die Hand küssen, allein derselbe vermied es dadurch, indem er schnell unsern allergnädigsten Monarchen umarmte, und als Seine Majestät ihm sagten, daß Sie ihm so viele Ungelegenheit verursachten, erwiderte derselbe: „Im Gegentheil! E. M. sind Ursache, daß ich aus Freude über Ihren Besuch um ein paar Jahre länger leben werde.“ Nachdem Ihre Majestäten mit Seiner Heiligkeit eine halbe Stunde allein bei zugemachten Thüren geblieben waren, kamen Allerhöchstdieselben in den Sal heraus, wo alles versammelt war und der Kaiser stellte hierauf den Grafen Wrbna, Wurmbrand, Stift ꝛc. dem Papste vor, worauf die Kaiserin ihm die Gräfin Esterhaszy und noch eine Dame präsentirte, welche alle sich tief verbeugend dem heiligen Vater die Hand küßten. Alsdann begleitete der Papst den Kaiser in sein Appartement und so endigte diese Feierlichkeit. Zu der ganz besonderen Aufmerksamkeit des Papstes für Seine Majestät gehörte, daß derselbe auf der Straße hieher von der Grenze seiner Staaten angefangen einen beträchtlichen Theil der Wälder umhauen ließ, in welchem sich Strassenräuber aufhielten, daß er von dem ganzen Gefolge kein Postgeld anzunehmen befahl, und daß er die auf 3 Posten von Rom, sowie die in der Stadt selbst gepflasterten Straßen mit Erde dick belegen ließ, damit Ihre Majestäten im Fahren nicht gestossen werden.

So glänzend als hier Alles empfangen wurde, so entgegengesetzt, scheint es, wird der Empfang in Neapel sein. Fürst Jablonowski hat gemeldet, daß man außer den Majestäten Niemanden vom allerhöchsten Gefolge im königlichen Schloße einquartieren wolle; der Kammerfourier Mayer wurde hierauf von Florenz nach Neapel gesandt, um die nöthigen Wohnungen zu mieten.

* * *

Heute (4.) ist das Fest der Palmweihe in der Hauskapelle des Quirinalpalastes gefeiert worden. Es hat viel Interesse erregt. Ihre k. k. Majestäten, der Erzh. Palatin, die hohen Herrschaften des sächsischen Hauses, die Königin von Etrurien mit dem Prinzen und der Prinzessin, dann der Großfürst Michael, waren zugegen. Seine Heiligkeit verrichtete selbst das ganze Ceremoniel der Palmweihe und die Austheilung an die Kardinäle und höheren Geistlichen sowie jenes der Prozession, bei welcher das Herumtragen auf einem Sessel, unter dem Himmel, stattfindet. Das Hochamt wurde vom Kardinal Gregorio gehalten. Das Ganze währte 4 Stunden. Der Papst hatte sich bei Anfang des Hochamtes entfernt. Es waren nur ein Paar hundert Zuschauer, meist Geistliche und Personen in Uniforms, worunter alle Fremde, besonders Engländer und Engländerinnen. Das Ganze bekam das Ansehen eines diplomatischen Festes des römischen Hofes. Ihre kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin Karoline waren nicht dabei wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, die bereits wieder gehoben ist. Vor beendigten Osterfeiertagen werden keine öffentlichen Feste gegeben. Morgen (5.) gibt Consalvi ein Concert. Heute (4.) ist großer Cercle bei Hofe und dann beginnen die Andachten. Alles was zum Hofe gehört, muß zur Beichte und allen Zeremonien beiwohnen.

* *
*

Den 6. April.

Heute gegen Mittag ist der Erbgroßherzog Leopold von Toskana eingetroffen. Gestern in der Gasse gegen den Palast fuhr der Herzog Anton in dem Augenblicke an, als Seine Majestät der Kaiser eben mit dem päpstlichen Staatswagen ausfuhren. Der Herzog glaubte und die Dienerschaft bestätigte es ihm, es sei der Papst; er ließ daher halten, stieg aus und neigte sich gegen den Wagen. Seine Majestät, der Kaiser, den Irrthum bemerkend, machten lächelnd und

scherzweise eine Bewegung mit der Hand, was Seiner Majestät Munterkeit beweiset und vielen Beifall erregte.

Die Abreise nach Neapel ist für sicher auf den 26. l. M. bestimmt; es wird nur eine Nachtstation gemacht.

Rom 10. April.

Vom Mittwoch Nachmittag angefangen bis heute sind die gewöhnlichen Funkzionen der Karwoche, theils in der Sixtinokapelle des Vatikans theils in der Peterskirche, gehalten worden. Am grünen Donnerstag und gestern als am Karfreitag, hat nicht nur der ganze Hof sondern auch das ganze Gefolge im Vatikan gespeist und gewohnt. Am grünen Donnerstag gieng es beim Abendmale und bei der Fußwaschung, die im Vatikan von Seiner Heiligkeit gehalten ward, sehr stürmisch zu. Die Lokalitäten sind klein, können nur einige Hundert Menschen fassen und die wachehabenden Schweizer, sind an diesem Tage, wahrscheinlich, weil sie eiserne Küraße angeschnallt haben, besonders grob. Da nun die drängenden Personen meist neugierige Engländer und Engländerinnen waren, die sich nicht leicht abweisen lassen, so kam es in und außerhalb der Kapelle zu vielen Thätlichkeiten, die lauten Lärm verursachten, und wobei eine Engländerin sogar verwundet wurde. Von den hiesigen Einwohnern erschien Niemand, wahrscheinlich weil sie schon wissen, nicht zugelassen zu werden. Am grünen Donnerstag hat der Pabst vom Balkon der Peterskirche gegen den Platz, wo alle Truppen aufgestellt waren, den Segen gegeben. Die Tambours und militärischen Musikanten spielten dabei knieend! Dieser Segen erstreckte sich nur bis an die Engelsburg. Morgen, am Ostersonntage, wird diese Funkzion wiederholt, und da erstreckt sich der Segen über ganz Rom. Die Feierlichkeit der Auferstehung wird heute in der Paulina Kapelle im Quirinalpalaste, wo Seine Majestäten wohnen, begangen. Mit Sehnsucht wird der morgige Tag erwartet, denn man wird durch die Fastenspeisen um so mehr niedergebeugt,

als Milch und Eier in dieser ganzen Woche nicht zu bekommen sind.

Die geistlichen Ceremonien der Charwoche und des Ostersonntags boten durch die große Anzahl der hohen Geistlichkeit und der vielen sich dabei eingefundenen Fremden mehr ein prächtiges Schauspiel dar, als daß sie den Geist der Anwesenden zur Andacht stimmten. S. M. der Kaiser konnten wegen einer Verkühlung am Ostersonntag dem Gottesdienste in der Peterskirche nicht beiwohnen und besahen auch nicht die am hellen Tage veranstaltete prächtige Beleuchtung dieser Kirche und das Feuerwerk, welches von dem Fort St. Angelo abgebrannt wurde. J. M. die Kaiserin geruhten überall beizuwohnen . . . . Ihre Majestäten werden den 26., Fürst Metternich aber schon den 24. Rom verlassen, um sich nach Neapel zu begeben. Das Hochamt am Ostersonntag wurde vom Kardinaldiakon Mettei gelesen . . . Die ganze Garnison und Bürgergarden waren auf dem Petersplatze aufgestellt: in der Kirche paradirten die Schweizer und Nobelgardisten. Das Ceremoniell war sehr glänzend. Das Hochamt währte von 10—12 Uhr Mittags, wonach sich der Hof nach den auf dem Platze errichteten Corridors verfügte, allwo der Papst, unter Abfeuerung der Kanonen an der Engelsburg den Segen ertheilte. Der Hof und die ganze Suite speiste im Vatikan. Abends 8 Uhr erfolgte die Beleuchtung der Peterskirche, die wirklich Bewunderung erregte, da sie mit der größten Präzision in weniger als 3 Minuten erfolgte. Ebenso hat das eine Stunde darauf auf der Engelsburg abgebrannte Feuerwerk, die sogenannte Girandola, allgemein überrascht. Beide Majestäten haben vorgestern und gestern wieder verschiedene Alterthümer, Kirchen und Kunstwerke besucht.

15. April.

Ihre Majestäten sind gestern Abends um 10 Uhr vom Tivoli zurückgekommen. Der französische Botschafter gab Abends einen Ball, dem jedoch nur die Herrschaften der Suite beiwohnten.

16. April.

Gestern Abends ist im großen Theater Ball gegeben worden, welchen Ihre Majestäten auf kurze Zeit mit Ihrer Gegenwart beehrten. Heute Vormittag hat der Hof die Ausstellung der deutschen Künstler besucht. [1])

19. April.

Die Römer äussern vielseitig ihren Unwillen über die glänzende Bewirthung des Allerhöchsten Hofes, während die Staatskassen leer sind. Man kommt deshalb über Consalvi. Wenn man in diesem weltberühmten Rom ein wenig herumwandelt und die Menschen betrachtet, so sieht man freilich überall großes Elend. Betrachtet man aber die herrlichen Umgebungen, die mit dem fruchtbarsten Boden unbenützt sich, gleich von der Stadt angefangen, meilenweit ausdehnen, bedenkt man, daß äusserst wenig Hornvieh existirt und nur Ziegen, Esel und Muli gehalten werden, die keiner besonderen Wartung bedürfen, so muß man das größere Elend einzig und allein nur der Faulheit zur Last schreiben, welche diesen Menschen im höchsten Grade eigen ist. Der päbstliche Hof hat vor Ankunft des kaiserlichen Hofes einige hundert Menschen, wovon ein großer Theil der Dienerschaft für die Suite verwendet wird, aufgenommen, die auf einige Wochen in neue Livreen gekleidet wurden, meistens aus Schustern, Schneidern und allerlei verarmten Handwerkern bestehen, in die man wenig Vertrauen setzen kann. Die Schweizer an den Thoren des Quirinals behalten sie auch so in den Augen, daß keiner das Mindeste hinaustragen darf, und wenn einer auch nur

[1]) Im Palaste Caffarelli. Es wurden 178 Werke von 47 deutschen Künstlern ausgestellt, darunter von Peter Cornelius, Friedrich Overbeck, Schadow, Schnorr von Carolsfeld, Luise Seidler. Wien war durch die Maler: Josef Rebai, Josef Sutter und durch den Bildhauer Johann Schaller vertreten. An der Ausstellung beteiligten sich auch Thorwaldsen und der Maler Otto Ignatius aus Reval. — Der Kaiser besuchte auch mehrere Ateliers und die Akademie der schönen Künste zu St. Apollinar, wo ihm die Professoren das Mitgliedsdiplom überreichten.

ein weißes Schnupftuch in der Hand hält, so besehen sie es ehevor, ob es nicht eine päbstliche Serviette oder Handtuch sei. Diese Leute haben binnen 3 Wochen nicht mehr als 3 Scudi Lohn erhalten und rechnen natürlich einzig und allein auf die Geschenke, zu welchen sie von einem Tag zum andern mehr zu stimmen suchen, indem sie ihre Noth mit den grellsten Farben schildern. So viel Unverschämtheit in der Bettelei wie hier existirt nirgends. Die Geistlichen betteln an allen Thüren und halten die bei Hofe zu- und fahrenden Equipagen an, um Almosen zu erhalten.

22. April.

Gestern Abends wurde der angekündigte Ball in dem Mausoleo d'Augusto, welches dermalen ein Amphitheater bildet, gegeben. Es war mit Leinwand überdeckt, vom Parterre erhoben sich 6 Scalinen, Logen und oberhalb Gallerien. Die Verzierung und Beleuchtung war sehr günstig geordnet. Das Lokale war ziemlich gefüllt, ohngeachtet für mehr als 10.000 Menschen Raum ist. Das Ganze gewährte einen imposanten Anblick, aber wenig Unterhaltung, daher dann, als J. k. k. M. den Saal, welchen Sie zweimal durchwandelt, verließen, sich auch die meisten Zuschauer verloren, so zwar, daß um 11 Uhr alles leer war.

23. April.

Gestern um die Mittagsstunde haben S. Heiligkeit die Suite Ihrer Majestäten und zwar, weil Frauenspersonen darunter waren, im Gartenhause des Quirinalpalastes — dem sogenannten Kaffeehause — empfangen und zum Fußkusse zugelassen. Seine Heiligkeit erschien um ½1 Uhr in einem schlichten, ganz weißen Priesterrocke, einem rothen Hut auf dem Kopfe, von zwei Pröbsten geführt. Als der Papst beim Eintritt in das Sallet die Suite gewahrte, gieng er auf sie zu, und begrüßte sie freundlich. Der Herr Regierungsrath Young erklärte die Wünsche der Suite, worauf sich der Papst in ein angrenzendes Zimmer verfügte, sich auf ein

Sofa setzte und den rechten, zum Kusse bestimmten Fuß etwas gegen den Boden neigte. Er trug, wie gewöhnlich, Schuhe von rothem Tuch. Von Young warf sich zuerst auf die Kniee und küßte den Schuh, wonach die übrigen 8 Frauen und 9 Herren folgten, deren Jedes von Ersterem namentlich angeführt ward. Als er auf den Hofkassier Scharf kam, sagte der Pabst lächelnd: Questo è il migliore, das Einzige, was er laut sprach. Hierauf ertheilte er den Segen, den er im Garten nochmals wiederholte.

Ihre k. k. Majestäten besahen die Engelsburg und geruhten Abends einem, von dem Herrn Botschafter Fürsten v. Kaunitz veranstalteten Feste beizuwohnen.

Heute den 24. ist Fürst Metternich und die erste Division der Suite nach Neapel aufgebrochen. Der Erzherzog Palatin geht über Loretto nach Toskana und dann nach Mailand.

Auf der Rückreise wird der Allerhöchste Hof noch 4 Tage in Rom verweilen, weshalb die Austheilung der Geschenke erst dann stattfinden wird.

Neapel, 29. April 1819.

Am 26. April um $1/_2 6$ Morgens sind Ihre k. k. Majestäten von Rom abgereiset, kamen gegen 3 Uhr N. M. zu Terracina an, wo Mittagmahl gehalten wurde und trafen Abends zu Molo di Gaeta ein. Allerhöchstdieselben wurden daselbst von dem Könige beider Sizilien und dem Prinzen Leopold empfangen. Am 27. Früh $1/_2 7$ Uhr brachen sämmtliche Allerhöchste und Höchste Herrschaften von Molo di Gaeta auf und trafen Mittags in Neapel ein. Die Witterung während der Reise war wegen des anhaltenden heftigen Regens höchst unangenehm. Für die Sicherheit der Strassen war sowohl im päbstlichen als im neapolitanischen Gebiete durch Bedeckungs-Detachements und ausgestellte Posten gesorgt, was auch um so nothwendiger war, als einen Tag vor der Abreise des Allerh. Hofes von Rom in einer Entfernung von 2 Posten abermals ein Angriff gegen Reisende

erfolgte. Alle Wagen der kaiserlichen Suite hatten Befehl, sich nicht von einander zu entfernen. Die Strassen im Neapolitanischen sind nicht so gut als im Römischen. Von Rom bis gegen die Pontinischen Sümpfe gibt es wenige ziemlich schöne Gegenden und vorwärts der Sümpfe ist auch die Lage von Terracina interessant, aber überall Mangel an Cultur, elende Ortschaften und faule bettelnde Menschen. Bei Fondi, dem ersten neapolitanischen Städtchen, fangen bereits die Wäldchen von Pomeranzen- und Limonibäumen an. Vorwärts von Gaeta bemerkt man sehr schönen, langen Flachs, der bereits zur Reife gieng, auch Roggen, welche Getreideart man sonst in Italien nicht findet. Die Vegetation hat hier einen großen Vorsprung und ist äusserst üppig. Große Aloestauden bilden hier gewöhnlich die Umzäunung der Felder. Der Vesuv ist wegen des anhaltenden schlechten Regenwetters noch immer unsichtbar. Ihre k. k. Majestäten hatten gestern mit den hiesigen höchsten Herrschaften das Museum besucht. Heute ist Vorstellung des diplomatischen Korps und des hohen Adels. Sobald die Witterung günstiger wird, begeben sich Ihre Majestäten auf einige Tage nach Caserta. Beide Majestäten, die Frau Erzherzogin Karoline, Graf Wrbna, Gräfin Lazanzky, Graf Wurmbrand und das Kammerpersonal wohnen in dem königlichen Palast, die Suite ist in drei verschiedenen Gasthöfen in der Nähe des Palastes untergebracht. Seine königl. Hoheit der Herzog Anton von Sachsen bewohnen ein königliches Casino und Fürst von Metternich einen Gasthof auf der Chiasa. So wie es bis jetzt bestimmt ist, verbleibt der Allerhöchste Hof inclusive 25. Mai in Neapel. Am 26. beginnt die Rückreise nach Rom, allwo Allerhöchstderselbe 4 Tage verweilt und am 5. Juni über Perugia und Arezzo wieder in Florenz einzutreffen gedenkt.

Neapel, 19. Mai.

Ihre k. k. Majestäten begaben sich am 22. nach Caserta allwo Allerhöchstdieselben bis 26. verweilen. Die Ab-

reise erfolgt am 31. Die Rückreise geht über Gaeta, wo Nachtquartier gehalten wird. Am 1. k. M. trifft der Allh. Hof in Rom ein und verweilt daselbst bis 5ten. Die Ankunft in Florenz ist auf den 9ten bestimmt und der Aufenthalt vorderhand auf 8 Tage festgesetzt. Seine Majestät werden Pisa und Livorno zu besuchen geruhen. — Alle Personen des allh. Hofes befinden sich vollkommen wohl. Täglich werden Exkursionen in den Umgebungen von Neapel gemacht. Gestern Nachmittags haben Ihre Majestäten die amerikanischen Kriegsschiffe und das englische Linienschiff Rochester besucht, auf dem sich der Admiral Premonte mit seiner Familie hier befindet. Bei der Besichtigung des amerikanischen Linienschiffes hatten Se. Excellenz der Graf Wurmbrand das Unglück aus dem oberen Verdecke in das untere zu fallen und den linken Fuß oberhalb der Knöchel zu verletzen. Die Wundärzte haben sich gestern Abends noch widersprochen, ob es ein wirklicher Bruch sei, oder nicht. Am 24. wird sich der Hof nach Caserta begeben und bis 27. dort verweilen.

21. Mai.

S. M. der Kaiser treffen am 28. Mai zu Rom ein und verweilen daselbst bis 1. Juni; am 2ten ist das Nachtlager zu Terni und treffen am 5. Juni zu Florenz ein, wo Allerhöchstdieselben bis 13. Juni verweilen. Am 14. geht die Reise nach Pisa, am 16. nach Livorno, treffen am 20. zu Modena, am 22. zu Parma ein. Aller Berechnung nach treffen J. Majestäten erst am 28. August in Wien ein. Am Januarius Festtage floß das Blut 45 Minuten, welches als eine ungewöhnlich lange Zeit das Volk in Entzücken versetzte und von demselben als eine der Anwesenden Majestät des Kaisers erwiesene besondere Gnade des Himmels angepriesen wurde . . .

Rom, 9. Juni.

Die Abreise Ihrer Majestäten von Rom ist verschoben worden, weil Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzogin Karoline

mit einem Fieber befallen waren. Morgen werden die höchsten Herrschaften der Frohnleichnams-Prozession aus einem Corridor des Vatikans zusehen. Seine königl. Hoheit der Herzog Anton ist vorgestern schon von hier abgereist. S. k. Hoheit der Großherzog von Toskana und die Kaiserin Maria Luise werden sich nach Mailand begeben. Die Abreise von Florenz soll am 23. erfolgen. Vor 18. Juli dürften Ihre Majestäten kaum nach Mailand kommen. Heute wurden gegenseitig die Geschenke ausgetheilt. Ihre Majestäten sollen ganz hübsche Sachen von Seiner Heiligkeit erhalten haben. Die Dienerschaft bekommt Rosenkränze, die Beamten der Suite erhalten Rosen und Mosaikarbeiten nebst Rosenkränzen.

Perugia, 17. Juni 1819.

Die Krankheit, von welcher Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzogin schon bei der Abreise von Neapel befallen wurden, hat sich am zweiten Tage, nachdem wir von Rom abgereist waren, wirklich verschlimmert und Seine Majestät der Kaiser beschlossen bei der Ankunft zu Perugia am 12. Abends die weitere Reise zu suspendiren. Seitdem hat die Krankheit einen schlimmen Karakter angenommen und ich schliesse aus Allem, was ich darüber höre, daß sie sich in eine Art Nervenfieber gestaltet habe. Se. Majestät mögen sogar gestern ernstliche Besorgnisse gehabt haben, da Höchstderselbe den Beichtvater d'Arnaut von Florenz zurückrufen ließen, weshalb ich einen Kurier abschicken musste. Seit gestern Abends geht es nun um vieles besser und da die Krankheit schon den 16. Tag dauert, so hofft man, daß diese Besserung vom Bestande sein werde. Ein großer Theil der Suite befindet sich bereits in Florenz, wohin Se. Durchlaucht der Fürst Metternich wahrscheinlich binnen 2 oder 3 Tagen auch abreisen werden. Die Lage von Perugia ist angenehm und für die Gesundheit sehr günstig. Die Stadt liegt auf einem ziemlich hohen Berge und hat auf der einen Seite ein großes Thal und auf der andern sehr fruchtbare

und gut kultivirte Anhöhen zur Umgebung. Die Bevölkerung soll ungefähr aus 16 Tausend Seelen bestehen; die Bewohner bezeigen viel Theilnahme und Eifer. Es sind hier 40 Klöster, unter welchen 17 mit Nonnen; dies ist eine außerordentlich hohe Zahl im Verhältnisse zu der Bevölkerung, die freilich nach der Größe der Stadt noch einmal so zahlreich sein könnte.

Perugia, 23. Juni 1819.

Baron Stifft hofft, daß nach 8 Tagen die Reise nach Florenz werde angetreten werden können. Seine Durchlaucht der Fürst Metternich befinden sich noch hier, sollen aber nächster Tage nach Florenz abgehen. Der Cardinal Consalvi war auf einige Tage hieher gekommen, ist aber schon wieder zurückgekehrt. Beide Majestäten befinden sich recht wohl und Seine Majestät der Kaiser widmen den größten Theil des Tages der Erledigung eingelangter Vorträge. Seine Exzellenz, der Graf von Wurmbrand, wollten am 23., also am heutigen Tage, von Neapel abreisen und dürften vielleicht noch vor Abreise Ihrer Majestäten hier eintreffen.

Perugia, 29. Juni 1819.

Seine Majestät der Kaiser beschlossen, daß die Reise nach Florenz am 5. Juli von hier fortgesetzt werden soll. Die Allerhöchsten Herrschaften wollen am 6. zu Arezzo verweilen und am 7. in Florenz eintreffen, wo natürlich erst die fernere Reise angeordnet werden wird.

Stra, 23. Juli.

Der Allerhöchste Hof langte am 21. Mittags 1 Uhr glücklich in Rovigo an und wurde an der Grenze mit dem lebhaftesten Enthusiasmus empfangen. Gestern Vormittags 12 Uhr trafen Allerhöchstdieselben bei ungünstiger Witterung in Stra ein. Ihre Majestät die Kaiserin befindet sich besser, die Frau Erzherzogin Karoline kaiserl. Hoheit ganz wohl. Seine Majestät hatten gestern Abends in Begleitung Seiner

kaiserl. Hoheit des Erzh. Vicekönigs den Schloßgarten besichtigt, die übrige Zeit aber der Arbeit gewidmet.

Stra, 26. Juli.

Gestern Nachmittag 5 Uhr geruhten Ihre Majestäten das in Padua abgehaltene Pferderennen (in dem Hause des Conte Alberto Zacco) mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Das Publikum war zahlreich zugeströmt und empfing die Allerhöchsten Herrschaften mit Evivarufen und dem gewöhnlichen Händeklatschen. Um 1/2 9 Uhr kehrten Ihre Majestäten nach Stra zurück. Seit heute Morgens 9 Uhr ertheilen Seine Majestät Audienz.

Joachim Perinet.

Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte.

Von

Gustav Gugitz.

In Grillparzers dramatischem Schaffen spielt die von der zeitgenössischen Kritik so sehr verachtete Volks- oder Vorstadtbühne, die den Hanswurst im Kasperl wieder aufleben ließ, keine geringe Rolle. Er selbst hat es nicht abzuleugnen versucht und schreibt in den Beiträgen zur Selbstbiographie [1]): „Die Jugendeindrücke wird man nicht los. Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feenmärchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe", und in der Selbstbiographie [2]) berichtet er auch von den Eindrücken, die er bei dem berühmten Kasperl Laroche empfangen hat. Ebenso sind es die damals in den Vorstadttheatern beliebten Ritter- und Räuberstücke, die die jugendliche Phantasie des zukünftigen Dichters zuerst zu kindlichem Theaterspiel antrieben. [3]) Und erinnern wir uns der eben so rührenden als tiefsinnigen Episode in der Selbstbiographie [4]), wo dem Knaben als frühestes Buch gerade der Text der „Zauberflöte" aus dem Besitze der armen Hausmagd in die Hände fällt, die das Buch wie ihren kostbarsten Schatz hütet, und wie

[1]) 4. Aufl. 15. Bd. pag. 200.

[2]) 4. Aufl. 15. Bd. pag. 13.

[3]) 4. Aufl. 15. Bd.. pag. 14 f. in der Selbstbiographie. Auch die Lektüre von Räuberromanen spielte ihre Rolle. S. Briefe und Tagebücher II, pag. 18.

[4]) 4. Aufl. 15. Bd. pag. 10 f.

sie beide klopfenden Herzens die wunderlichen Dinge immer wieder lesen und das Höchste von ihnen halten! Ist es nicht, als ob die Volksmuse in der Gestalt der armen Magd, die als Kind einen Affen in der genannten Oper spielte und dieses Ereignis als den Glanzpunkt ihres Lebens betrachtete, das dumpfe Gefühl eines Lebensideals auf den empfänglichen Knaben übertrüge? Hier wurden die ersten Keime zur „Ahnfrau" und zu „Der Traum ein Leben" gesenkt, von welchen Werken das erstere auch auf einer Vorstadtbühne zur ersten Darstellung gebracht wurde. Eine Vorstadtbühne war es somit, die den Namen Grillparzers zuerst in die Welt trug und ein ewiger Glanz sollte über sie mit diesem Stück kommen, das aus ihren ursprünglichen Quellen sprudelnd gleich von hehren Formen empfangen wurde. Wurzelte dieses Stück in den Räuberdramen, so knüpfte „Der Traum ein Leben" an die Zauberpossentradition der Zauberflöte und erfüllte das Ideal, wozu Raimund den Übergang gegeben. Und mit Raimund, dem idealen Volksdichter, stand Grillparzer ja auch im freundschaftlichen Verkehr [1]) und seine frühesten Herzensangelegenheiten betrafen echt wienerisch eine Vorstadttheaterschauspielerin.[2])

Darum mag es auch an dieser Stelle erlaubt sein, in jene Niederungen der dramatischen Dichtung hinabzusteigen, wo sie ungeniert in Hemdärmeln zu dem Volke spricht, nicht bildend, nur fabelnd und belustigend. Wenn auch die damalige Ästhetik sich schaudernd von der Derbheit der Wiener Volksbühne abwandte, und Grillparzer selbst sich schämte, mit der „Ahnfrau" „einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien", deren Dichter er verachtete,[3])

---

[1]) S. Briefe 2c. I, pag. 98 f.

[2]) S. Selbstbiographie.

[3]) S. Selbstbiographie, 4. Aufl. Bd. 15, pag. 62 f., und s. auch Briefe 2c. I, pag. 77. — Hier sei auch erinnert, daß gerade ein Verwandter Grillparzers, Sonnleithner, die Werke Ph. Hafners, dem Perinet so viel verdankte, neu herausgab. Ph. Hafner ist der Urahne der Wiener Volksdramatiker.

so hatte sich dort gerade die österreichische Eigenart in allen Abstufungen weit besser erhalten als in den farblosen, gleichgültigen, meist von Schauspielern und Dilettanten gemachten Theaterstücken des Burgtheaters. Waren auch die Formen klobig, das Leben pulsierte darunter echt, und wenn es auch nur „Fiakerideen“ waren, so bekannte sich auch Grillparzer später zu diesen. Und als einen typischen Vertreter dieser Vorstadttheaterdichter können wir Joachim Perinet hinstellen, der das Publikum auf das beste bediente. Er brachte die Kasperlstücke, die Ritter und Räuberdramen, die Zauberposse und die Parodien, je nachdem ein neuer Geschmack an der Tagesordnung war. Und gewiß hatte der junge Grillparzer eine Anzahl dieser Stücke gesehen. Das bezeugt das Klappern morscher Totenknochen in der „Blanka von Kastilien“, die Räuberromantik der „Ahnfrau“, der Zauberprunk im „Traum ein Leben“ und nicht zuletzt der Küchenjunge Leon in „Weh dem, der lügt“, der viele Züge der Taddädlfigur aufweist, die ihr lustiges Wesen in so manchem Stücke Perinets treibt. Freilich das einzigemal, wo Grillparzer Perinet persönlich gegenübertritt, in der bis jetzt ungedruckten Abhandlung „Zerstreute Gedanken über das Wesen der Parodie“ [1]) spricht er davon — bei seiner sonstigen Hochschätzung der Parodie —, „wie sich in unserem Wien Perinet und Konsorten bemühen, dieselbe (Parodie) herabzuwürdigen“. Aber dem hochfliegenden jungen Dichter genügte damals selbst Schiller nicht, [2]) später bekannte er frei den Einfluß der Kasperlbühne auf ihn und besang einen der berühmtesten Kasperldarsteller, Hasenhut, in so wehmütigen Versen, als ob es einem verlorenen Jugendparadies gälte.

> Du mir Erinnrung meiner Jugendjahre
> Und jener Jugendzeit zum Teil ein Bild,
> Wo noch der Ernst das Gute war, das Wahre,
> Der Scherz ein Bach, der unter Blumen quillt.

---

[1]) 1808 geschrieben.

[2]) S. Briefe 2c. II, pag. 1.

Die Welt ward stumpf seitdem, nicht bloß wir beide:
Das Grauen borgt vom Grausen seine Macht,
Es wühlt der Scherz im eignen Eingeweide
Und lacht mit Grinsen, wie Verzweiflung lacht.

Erwartend, ob sich klärt das trübe Ganze,
Empfang' ich dies dein Buch[1]), erinnrungsvoll;
Wie man ein trocknes Blatt bewahrt vom Kranze,
Der einst so reich um unsre Stirnen schwoll.

Und wie er hier an der Form vorbei blickend in das Herz der Volksmusen vergebend sah, so gestand er als Greis in einem Gespräch mit Zimmermann[2]), daß er im Grunde nur jenen Ideen gefolgt wäre, die dem schlichten Mann aus dem Volke verständlich seien. „Die Leut' woll'n immer Ideen haben in meinen Stücken; nun Ideen hab' ich auch, freilich nur solche, wie sie die Fiaker auch haben. Sehen S' die Sappho, die ist so eine Fiakeridee, da heißt's: Gleich und gleich gesellt sich gern! rc." Er hatte ja auch inzwischen im Gewühl des Brigittenauer Kirchtages in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen liegen gesehen.[3]) So möge denn auch der Versuch, das Leben[4]) eines solchen früheren Dichters von Fiakerideen, Joachim Perinets, zu schildern, in dem sich das lustige Treiben Altwiens verkörpert, und der ein Stück „armer Spielmann" war, als farbige Kulturskizze aus dem Theaterleben einer Zeit gelten, in der unser größter Dramatiker die ersten vielfältigen Anregungen empfing, die nicht immer

[1]) Launen des Schicksals, oder: Szenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. Nach seinen schriftl. Mitteilungen bearb. v. F. J. Hadatsch, Wien 1834, worin auch das Gedicht Grillparzers zuerst gedruckt erschien.

[2]) S. Jahrb. d. Grillp.-Gesellsch. IV, pag. 346.

[3]) S. Der arme Spielmann.

[4]) Der Verfasser behält sich vor, eine bereits vollendete literarhistorische Abhandlung über Perinets Werke zu gelegener Zeit und an anderer Stelle zu bringen.

dem kastalischen Quell entströmten. Erst durch ihn wurde der Trank, den der gemeine Mann mit den Händen schöpfte, ein Trank der Unsterblichkeit, in kostbaren Bechern kredenzt. Er nur sühnte auf demselben Wege, den die Vorläufer sündig betraten, was an den Volksmusen verbrochen wurde. Fast gerade ein Jahr nach Perinets Tode (4. Februar 1816) erschien die „Ahnfrau" ebenfalls auf der Bühne einer Vorstadt (31. Jänner 1817).

Perinets Leben.

Joachim Perinet wurde zu Wien am 20. Oktober 1763 als der Sohn des k. k. Niederlagsverwandten Joachim Benedikt Perinet und seiner Frau Anna geboren. [1] Er stammte

[1] Bis jetzt galt das Jahr 1765 als sein Geburtsjahr. Es gelang mir in den Akten des k. k. Landesgerichtes in Zivilsachen zu Wien (Nachlassenschaftsverhandlung 1446 ex 1786) den Taufschein Perinets zu finden, wonach er bei St. Stephan mit den Namen „Maria, Joachimus, Joannes Baptista, Petrus Alcantara, Ferdinandus Felicianus" den 20. Tag des Weinmonates im Jahre 1763 in Gegenwart des Herrn J. B. Perinet als Taufpaten und Zeugen von der erzbischöflichen Kurpriesterschaft die Taufe empfing. — An Hauptquellen zu Perinets Leben standen mir zur Verfügung: Wurzbach und alle daselbst unter „Perinet" genannten Quellen, ferner eine handschriftliche Biographie (Abschrift eines Feuilletons einer vormärzlichen Zeitung) über Anna Gansch-Perinet im handschriftlichen Nachlasse Wurzbachs (Wiener Stadtbibliothek), welche Quelle aber wohl nicht ganz zuverlässig ist, dann die handschriftlichen Tagebücher Rosenbaums (Wiener Hofbibliothek) und der Aufsatz über Perinet in der österreichischen Nationalenzyklopädie. Sonstige Artikel über Perinet lassen sich meist auf die Hauptquelle für Perinets Leben zurückführen, nämlich auf den Aufsatz Bäuerles über Perinet in der Wiener Theaterzeitung 1816, pag. 43 ff. und pag. 47 ff. Einiges fand sich auch in L. v. Sonnleithners handschriftlichen „Materialien zur Geschichte der Oper und des Ballets in Wien (Arch. d. Gesellsch. d. Musikfr. in Wien)" und bei Gräffer „Neue Wiener Tabletten" pag. 271 ff. Perinet bringt in seinen Werken genug Selbstbiographisches unter, was an der einschlägigen Stelle benützt und zitiert wird. Leider ist es mir nicht gelungen, den von ihm herausgegebenen Theateralmanach auf 1800 und 1804 aufzutreiben, worin er Selbstbiographisches bietet, wie Bäuerle in der Wiener Theaterzeitung

also aus einer ursprünglich gewiß wohlhabenden Familie, denn die Niederlagsverwandten waren Großhändler und mußten ein Kapital von mindestens 30.000 Gulden besitzen. Nach dem „Gemeinnütziges Schema der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, 1779" hatte Perinets Vater um 1779 dieses Gewerbe nicht mehr inne. Aus welchen Ursachen und wann er es zurücklegte, ist mir nicht bekannt geworden, jedenfalls scheint er ein wohlhabender Mann geblieben zu sein, wie auch der unbekannte Verfasser des handschriftlichen Aufsatzes über Perinets erste Frau (l. c.) versichert. Im Totenbuche von St. Rochus auf der Landstraße wird Perinets Vater anläßlich des Todes seiner Ehefrau Anna, Perinets Mutter (am 3. Juli 1786), „gewesener" k. k. Niederlagsverwandter genannt. Wie viele Geschwister der junge Perinet hatte und als wievieltes Kind er geboren wurde, ist mir unbekannt. Perinet selbst spricht im 2. Hefte der „Annehmlichkeiten in Wien", pag. 116 ff., im Jahre 1787 von ihm vorausgegangenen Brüdern und Schwestern, sicher scheint es aber zu sein, daß nur eine Schwester Maria mit ihm zu höheren Jahren (s. sp.) kam.[1])

Über Perinets erste Jugendzeit und Erziehung wissen wir äußerst wenig. Die meisten Biographen, wie Wurzbach und Brümmer, schließen sich dem zugunsten der späteren Frau Perinets etwas tendenziös gefärbten erwähnten Aufsatz über sie an, wonach der junge Perinet sich selbst ganz überlassen war und der Vater sich um seine Erziehung nicht im geringsten kümmerte. „Er wuchs roh und unwissend auf", schreibt Wurzbach ganz lapidar, ohne erstens aus Perinets

---

1855, Nr. 110, in dem Roman „Die Dame mit dem Totenkopf" berichtet. Bäuerle berichtet auch in dem zitierten Aufsatze in der Wiener Theaterzeitung von 1816, daß Perinet selbst eine kurze Skizze seines Lebens verfaßt habe. Wo dieselbe erschienen ist, ist mir unbekannt geblieben, vielleicht in seinem verschollenen Theateralmanach.

[1]) Diese beiden Kinder sind in der Verlassenschaftsabhandlung der Mutter Perinets (Archiv d. k. k. Landesgericht. i. Zivils. 1446 ex 1786) als ihre einzigen angeführt.

Werken selbst zu anderer Überzeugung zu kommen und ohne weiteres sich an den ziemlich zuverlässigen Aufsatz Bäuerles (l. c.) zu halten, der von „Studien" spricht. Immerhin möchte ich folgendes aus Perinets Werken selbst, die doch am besten für ihn sprechen müssen, zu bedenken geben: Perinet beherrschte nicht nur die französische, sondern auch die lateinische Sprache. So reimte er zum Beispiel im „Limbus" (1786, 8°): „O Gigri! O! Quam felix es! / Sed nescio, an ista res / manebit in aeternum?" (s. weitere lat. Stellen ebd. pag. 6, 15, 21, 36, 116 2c.), und im Jahre 1809 schreibt er ein achtstrophiges Gelegenheitsgedicht in lateinischer Sprache: „Hungariae insurrectioni." Von besonderer Kunst mag dieses Gedicht gewiß nicht zeugen, aber ebenso zeugt es dafür, daß Perinet hinreichende Bildung genossen hat und Wurzbachs Urteil unbegründet ist. Im Jahre 1806 wagte es Perinet sogar in dem Pasquill „Perinet mit offenem Helm 2c." seine Kritiker mit der Frage zu verspotten: „Nicht wahr, lateinisch können Sie schon?" und fuhr dann mit lateinischen Phrasen fort, die er allerdings, wie sein Gegner in „Friedrich Linde mit geschlossenem Helm" pag. 13 boshaft bemerkt, merkwürdigerweise zum größeren Teil aus Gewens „Seltenem Prozeß" entlehnte. Doch steht diesem das Zitat aus dem „Limbus" gegenüber, welche Stelle er sich nebst vielen anderen doch kaum von jemandem hineinreimen ließ, man wüßte wenigstens keinen vernünftigen Grund zu dieser Zeit (1786) dafür anzugeben und ebenso ist es kaum glaublich, daß Perinet sich das erwähnte lateinische Gedicht machen ließ, um damit zu prunken. Wenn sich auch sonst in seinen Werken grammatikalische Fehler finden oder Bildungsmängel, wie etwa solche, daß das Grabmal des Ninus „im hohen gotischen Stil" [1] zu errichten sei oder daß Belluno in der Nähe der Apenninen liege, [2] so mag man bedenken, daß

[1] S. Trav. Semiramis, 1806.

[2] S. Vittoria Ravelli, 1808.

damals gewisse Disziplinen überhaupt im argen lagen, und daß der spätere Perinet sich auch ganz und gar gehen ließ. Immerhin müssen wir es aber zurückweisen, daß Perinet „roh und unwissend“ aufwuchs und hier auch noch auf die „Österreichische Nationalenzyklopädie“ [1] verweisen, die ebenfalls von seinen „Studien“ und deren „Vollendung“ spricht. Die Universität besuchte er natürlich nicht. Der Kuriosität halber erwähne ich hier die Notiz Kischs in den sehr unzuverlässigen „Straßen und Plätzen von Wiens Vorstädten“ I, pag. 71, wonach Perinet in seiner Jugend Kunstweber gewesen wäre. [2]

Von dieser Schulbildung nun abgesehen, war die josefinische Zeit, in die die bildungsfähige Jugend Perinets fiel, wohl die anregendste und beste Lehrerin mit ihren frischen Ideen, die jedem Talent seinen Weg zeigten. Die Literatur, befreit von dem Zaume der Zensur, stürzte sich in voller Jagd dahin und so ungestüm, daß ihr in dieser allzu gewaltsamen Entwicklung bald der Atem ausging. In Tausenden von Broschüren wurde alle Kraft verzettelt, die bei Größerem dann rasch erlahmte. Es war alles Anregung, aber die Sammlung blieb aus. Dem jungen Schriftsteller standen zwei Felder mit Glück offen, das des Journalisten und das des Theaterschriftstellers. Zahlreiche Zeitschriften und, wo diese nicht ausreichten, noch zahlreichere Broschüren suchten den reformierenden Ideen der Zeit gerecht zu werden und Hand in Hand damit ging die Entwicklung des Theaters, dieses tiefgefühlten Bedürfnisses der Wiener, die man mit brennender Seele verfolgte und die sich vorerst rein quantitativ in der Begründung zahlreicher Bühnen bis herab zur bedenklichen [3] Erscheinung von Winkel- und Privattheatern äußerte. In solchen Privattheatern, die die Unterhaltung der besseren Kreise abgaben, dürfte der junge Perinet,

[1]) Bd. IV, pag. 181.

[2]) Im Archiv der Stadt Wien war darüber nichts zu erfahren.

[3]) S. Friedel, Galanterien Wiens, 1784, I, 30 ff.

der ja dank dem Vermögen seines Vaters, ohne an einen sicheren Beruf zu denken, wahrscheinlich einem tändelnden Wohlleben nachging, jene ersten Anregungen erhalten haben, die sein späteres Leben als Literat und Schauspieler entschieden. Das Dilettantenhafte hat er auch nie aus seiner ganzen Produktion gebracht. Frühzeitig hing er mit Liebe an der Schauspielkunst, der er sich in der Folge mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen aus Hang und keineswegs aus Mangel widmen sollte. [1])

Nachdem er sich in derlei „Hauskomödien“ mehrfach und, wie berichtet wird, mit nicht gemeinem Talent versucht hatte, übernahm er mit Ahlen und Gewey im Jahre 1782 [2]), kaum neunzehnjährig, das Theater am Neustift zum weißen Fasan [3]), wo sie mit mehreren anderen Dilettanten unentgeltliche Vorstellungen gaben. Vielleicht lag in dieser jugendlichen Direktionsführung auch die bekannte übermütige Note eines Wiener Hausherrnsohnes, zu der sich dann allerdings auch eine wirkliche Kunstbegeisterung gesellen mochte, die aber in diesem Theater, das in den ersten Kinderschuhen stand,

---

[1]) S. Bäuerle l. c.

[2]) Nach der Österreichischen Nationalenzyklopädie (l. c.) im Jahre 1784. S. Wiener Blättchen 12. November 1783. Daselbst bittet ein Schauspieler, daß Perinet und Gewey wieder ihre Schauspielunternehmung beginnen sollten, die sie im vorigen Herbste (also 1782) mit so vielem Beifall geendigt. „Mit wie viel Natur wurden die Rollen des Bauern Hans beim Oberamtmann, des Hauptmann Altdorfs, des Oldenholms, Jedeke und Harolds von Herrn Perinet vorgestellt!“

[3]) Dieses Theater (Neustiftgasse C.-Nr. 67) war ehemals ein Tanzsaal. 1770 spielte daselbst Felix Berner mit seiner Kindergesellschaft, ihm folgte Forstner, diesem Dekann in Gemeinschaft mit den Tänzern Vigano und Morelli. 1782 die Gesellschaft des Georg Wilhelm. 1783 (? s. die vorige Anmerk.) gibt eine Gesellschaft von Studenten unter der Leitung des F. X. Gewey eine Reihe von Vorstellungen während der Ferienmonate. Von 1784—89 spielen die Gesellschaften Wilhelm und Boeuf, diesen folgt Ballettmeister Morelli. 1795 wurde das Theater zum Kaufe angeboten und bald darauf zu Wohnräumen umgestaltet. S. Katal. d. Theatergeschichtl. Ausstellung in Wien 1892, pag. 52.

wohl nicht den rechten Nährboden finden konnte. Als nun Perinet und mit ihm die ganze Gesellschaft sich in diesem Vorstadttheater etwas ausgebildet hatten, übersiedelten sie nach der berühmten Liebhaber-Schauspieler-Sozietät im k. k. Taubstummeninstitut, wo Perinet erst die richtige Ausbildung erhielt. Dort fand er auch seine erste Frau, Anna Gansch, die sich gleich ihm nur aus Liebhaberei dem Theater widmete. Im Wiener Theateralmanach auf das Jahr 1794, pag. 45, heißt es: „Als die Gesellschaft (vom weißen Fasan) dann im Taubstummeninstitut spielte, hatte sie auch sehr gute Schauspielerinnen. Madame Perinet und ihr Gemahl . . . haben sich hauptsächlich da gebildet.“ Perinet, der wohl auf Grund schlimmer Erfahrungen die Privattheater übel genug beurteilte, bewahrte für diese Privatgesellschaft stets eine anerkennende Erinnerung. Während er die Privatschauspiele im allgemeinen direkt als „Ärgernisse“ [1]) bezeichnete, nahm er nur drei Gesellschaften aus, die genannte, dann die „zur Dreifaltigkeit“ und die im ehemaligen „Himmelpfortkloster“. Noch spät läßt er sein verstummtes künstlerisches Gewissen in „Orions Rückkehr“ pag. 41 durch die tragische Muse aufrütteln:

Hast du vergessen den Taubstummenplatz,
Wo du dir gesammelt deinen ganzen Schatz?

Aber ebenso läßt er seine tote Frau in „Der Jahrmarkt in der Unterwelt“ (pag. 13) sich nach den „Hauskomödien“ erkundigen, wo es doch manchmal so lustig zugegangen sein mag, ebenso lustig wie beim „Fasantheater“, wo er gratis für das liebe Publikum spielte, das die Schauspieler gemütlich genug nach der Vorstellung ebenfalls gratis mit Punsch bewirtete. [2])

---

[1]) S. 29 Ärgernisse, pag. 29. Die Privattheater (adlige und bürgerliche) wurden daher 1794 durch einen Polizeierlaß — allerdings mehr pro forma — aufgehoben. Um diese Zeit bestanden nicht weniger als 84 (s. Ph. Hafners ges. Schriften 1812, III, pag. 4). Auch in Reichardts Taschenbuch f. d. Schaubühne f. d. J. 1786 urteilt ein Aufsatz über die Haustheater in Wien sehr abfällig.

[2]) S. Gräffer, Wiener Tabletten, pag. 271 f.

Perinet, der solchermaßen an der Schauspielerei immer mehr Geschmack und eine Art Berufung dazu empfand, gelüstete es, sein Talent in die Öffentlichkeit zu tragen und so debütierte er im Jahre 1785 im Leopoldstädter Theater als unbezahlter Dilettant in der Rolle des Wilhelm Mauser im „Bettelstudenten" (von Weidmann) und spielte noch andere Rollen mit Beifall.[1] Nach Beendigung der Vorstellungen im Taubstummeninstitut gab er auch im alten Theater auf der Wieden unter Herrn von Bauernfeld den Peter in den „Glücksrittern" (von Schönborn). Fortwährend gehörte er aber in dieser Zeit der Liebhaber-Schauspieler-Gesellschaft an, die am Leopoldstädter Theater bestand. Trotz aller dieser Erfolge bezeichnete sich Perinet stets als Privatschauspieler, so in den „29 Ärgernissen", pag. 29, und in den „Annehmlichkeiten", III, pag. 60, wo er versicherte, daß er nur zu seinem Vergnügen spielte, und er schien sich auch tatsächlich aus dieser Liebhaberei keinen Beruf machen zu wollen, da er sich um 1785 mit größerem Eifer auf die literarische Produktion warf.

Im Jahre 1784 erschien sein erstes Buch „Kleine Schriften 2c.", darin er schon eine „Selbstbiographie" bietet. Mit größtem Eifer widmete er sich in den folgenden Jahren der Abfassung von zeitgemäßen Broschüren, die wie üblich sich mit Tagesfragen oder pikanter Lokalchronik befaßten, und zu welchen ihn wohl seine gleichgestimmten Freunde Gewey[2] und Richter, diese ausgezeichneten Tagesschriftsteller, mit denen er schon damals in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, durch ihre ähnlichen Werke anregten. Einige dieser Broschüren, wie die „Ärgernisse" (1786) und die

[1]) Realis' Kuriositäten- und Memorabilienlexikon, II, pag. 241, berichtet, daß mit ihm auch seine Frau auftrat. Dies dürfte unrichtig sein. Ihr öffentliches Auftreten erfolgte weit später. Ebenso irrig berichtet Kroithe, Leopoldstädter Theater von seiner Entstehung an 2c. pag. 5, daß Perinet 1785 in den Verband dieser Bühne getreten wäre. Engagiert wurde Perinet viel später.

[2]) Er besingt diesen in den „Kleinen Schriften 2c.".

„Annehmlichkeiten" (1787) gingen nicht ohne Aufsehen vorüber. In mehreren dieser Broschüren spielte er sich — vielleicht mehr aus Mode und rein äußerlich — als Josefiner auf und verteidigte Josef II. gegen Schmähschriften; später war er Patriot schlechtweg, der sich in kritiklosem Lobe gefiel. Auch die Freimaurer zu verteidigen, fühlte er sich berufen,[1] kurz alles Neue und Sensationelle kam ihm als echtem Journalisten wie erwünscht, um von sich als „Aufmischer" reden zu machen. So berichtete er in den „Annehmlichkeiten" (3. H. pag. 30) bald befriedigt, daß bereits ein geschriebenes Pasquill auf ihn herumginge. Auch schloß er sich dem damals schon unersprießlichen Kaffee- und Wirtshausliteratenwesen an, wo er sich als Journalist schnell ausgeben sollte, und welches Treiben leider auch auf sein Privatleben nicht ohne üble Folgen bleiben sollte.

Hier mag der Ort sein, Perinets körperliches Aussehen nach ihm und Zeitgenossen zu schildern, da bis jetzt kein Bild[2] von ihm aufgefunden wurde. Er beschreibt sich in den „Annehmlichkeiten" (3. Heft pag. 60) wie folgt: „Ich bin ein Mensch von 25 Jahren (was mit dem richtigen Geburtsjahr übereinstimmt), mein Obertheil ist länger als der untere, meine Nase lang und dick. NB. Haar und Bart schwarz ꝛc." Anschließend daran soll auch hier seine köstliche Geckenhaftigkeit (s. Gräffer, Neue Wiener Tabletten, pag. 271 ff.) ihren Platz

[1] S. Firfaxereien bei der Wasserkur, an verschiedenen Orten. Er war vielleicht der damaligen Mode folgend selbst Freimaurer, da er auch den bei den Freimaurern gefeierten Prinzen Leopold von Braunschweig besang, s. darüber C. Pichlers Denkwürdigkeiten, I, pag. 106.

[2] Castelli schreibt in seinen Memoiren IV, pag. 120, daß er von seinen Freunden einige hundert Silhouetten besaß. Da er mit Perinet innig befreundet war, so dürfte er auch von diesem eine Silhouette besessen haben. Eine Anzahl dieser Silhouetten befindet sich im Museum der Stadt Wien, darunter befindet sich kein Porträt Perinets. Wo sind die übrigen? In den Briefen der Tulbinger Resel befindet sich auch ein Porträt, das Perinet als Autor vorstellen soll. Es ist aber entschieden nur ein Idealporträt.

finden: „Vor allem leuchtete und strahlte seine (Perinets) atlassene himmelblaue Weste, die den ganzen Oberleib einhüllte und kaum Platz ließ für ein schmales Zwirnjabot. Das Halstuch bis über das Kinn hinauf war von pomeranzenfarbner Seide und bildete am Kehlkopf eine ungeheure Schleife. Das enganliegende Beinkleid war von grünlichem Wolltricot; an den Knöcheln war es mit schmalen schwarzen Sammtbändchen umwickelt. Die Strümpfe von bläulicher Seide; die Schuhe über dem Rist mit schmalen Riemen mit sehr kleinen Stahlschnallen in der Art befestigt, daß die Schnalle abwärts gegen die Sohle zu sitzen kam. Der lange weite Frack mit hohem, freyaufliegendem blutrothem Kragen war von blauem Tuch mit sehr kleinen Perlmutterknöpfchen besetzt, wie das auch bei der Weste der Fall etc." Bei ihm weilen Gewey und ein paar „Halbniegen", die sich als Grisetten herausstellen — die Szene geht im Apollosaale vor sich — und Perinet ist angeheitert. Dieses Bild des Leichtsinns können wir nach den verschiedensten Augenzeugen bis in seine letzten Tage festhalten. Wohl im Zusammenhange mit der frühen Bekanntschaft des Theaterlebens und mit seiner ungebundenen anfänglichen Wohlhabenheit wurden seine moralischen Grundsätze arg untergraben und nur milde kann man ihn leichtsinnig nennen. Der unbekannte Biograph seiner Frau, in dem wir wohl deren früheren Geliebten vermuten können und der vielleicht ein wenig voreingenommen war, beurteilte ihn auf das härteste.[1] Er erzählt uns, daß Perinet sich zu keinem Berufsgeschäfte vorbereitete, las und trieb, was ihn gelüstete, daß er den größten Teil seiner Jugend damit zubrachte, Komödie zu spielen, Verse und prosaische, meist komische Aufsätze zu schreiben, „wie sie aus seinem, nicht gemeinen, aber gänzlich bildungslosen (? Kopfe kamen". Er liebte sehr den Trunk, gefiel sich in gemeiner Gesellschaft und gewöhnte sich so sehr an sie,

[1] Er nennt ihn geradezu den „berüchtigten" Perinet.

daß er in besserer beinahe blöde schien. Seine Einnahme reichte niemals hin, er war immer verschuldet. Bei dieser gänzlichen Haltlosigkeit, die an und für sich wohl durch die Jugend noch einigermaßen entschuldigt werden könnte, machte er sich geradezu schuldig, als er das Schicksal eines anderen Wesens an das seine knüpfte. Er, der dazu wohl noch nicht berufen war, gründete, der Sitte der Zeit gemäß, allzufrüh einen eigenen Herd, indem er wahrscheinlich im Jahre 1787 [1]) ein Fräulein Anna Gansch heiratete.

Anna Gansch, der ich hier an der Hand ihres Biographen neben ihrem Gatten ein kleines Denkmal errichten möchte, das die arme Dulderin auch ihren geistigen Eigenschaften nach verdient, wurde in Wien um 1769 geboren. Sie war die eheliche Tochter eines Bedienten, der im Dienste des Ministers Grafen Sinzendorf stand und später Portier wurde. [2]) Sie hatte nur einen Bruder, der in den Krieg zog und verschollen blieb. So wuchs sie ganz allein auf und mußte sich selbst bilden, doch fiel der kärgliche Schulunterricht auf empfänglichen Boden. Ihr einziger Umgang waren ein paar Mädchen, und wohl durch diese wurde sie zu einem der vielen Liebhabertheater gebeten, wo sie aber nicht wie andere sich bloß zu unterhalten suchte, sondern sich Bildung und Belehrung holen wollte. Sie war nichts weniger als schön, aber in ihren Zügen soll sich Sanftmut und eine nicht gewöhnliche Tiefe des Gemütes ausgesprochen haben, ihr Organ soll sehr lieblich gewesen sein. Obwohl sie auf mehreren Liebhabertheatern mit vorzüglicher Neigung und mit entschiedenem Beifalle spielte, dachte sie doch so wie Perinet niemals daran, Schauspielerin zu werden, und dies

---

[1]) Ich habe darüber in 22 Pfarrämtern nichts finden können. 1786 war er nach den schon mehrfach erwähnten Verlassenschaftsabhandlungen (1446 ex 1786) noch unverheiratet.

[2]) Jedenfalls im „Deutschen Hause", heute Stephansplatz 4, siehe ihren Verlassenschaftsakt 2735 ex 1798 im k. k. Landesgericht in Zivilsachen zu Wien.

um so weniger, da sie von einem jungen Manne aus vornehmer Familie geliebt wurde, der ein öffentliches Amt erwarten konnte. Die Eltern des Jünglings waren aber gegen eine Verbindung und gemeinsam mit dem Grafen Zinzendorf drohten sie dem Vater Annas, ihn um den Dienst zu bringen, wenn seine Tochter nicht jeden Verkehr mit dem Geliebten abbräche. Man schickte diesen übrigens von Wien fort, und Fräulein Gansch willigte „aus gekränktem Selbstgefühl", wie der Biograph sagt, schnell ein, den jungen Perinet zu ehelichen, den sie von den Liebhaberbühnen her schon kannte, und der sich um sie bewarb. Ein kleiner Teil der Schuld an ihrer späteren unglücklichen Ehe kommt so auch auf die Rechnung dieser ihrer jugendlichen Unüberlegtheit. Ob diese Ehe wirklich so plötzlich zustande gekommen ist, kann vielleicht bezweifelt werden. Schon 1784 in „Kleine Schriften" [1] besingt er sein „Nannetchen" und es ist, schon nach diesem Namen zu urteilen, wohl ausgeschlossen, daß eine andere als Fräulein Gansch gemeint sei. Ebenso hat er Gedichte auf sie im Wiener Musenalmanach (1788, pag. 133, und 1789, pag. 83 f.):

Mein Nanntchen, das so oft geschwärmt
Mit mir in deinem Schein,
Um das ich mich oft bang gehärmt,
O Mond, wird morgen mein!

Nach diesem scheint ja doch ihrer Hochzeit ein längeres Liebeswerben vorausgegangen zu sein, und die Ehe hätte

---

[1]) Siehe pag. 33:

„Weißt's ja, ich hab'
In eurer Stadt
Ein liebes Mädchen,
Wie's keiner hat? —
Sie heißt Nannetchen,
Wohnt nahe mir
Bei meinem Haus . . . ."

Dazu ist zu bemerken, daß Perinet nach einer Notiz im „Limbus" (1786) auf dem Franziskanerplatze wohnte und seine Geliebte in der nächsten Nähe im „Deutschen Hause".)

glücklicher werden können, wenn nur beide lebensreifer gewesen wären. Aber der unvertilgbare Leichtsinn des jungen Ehegatten dürfte den Verlust des früheren Geliebten der jungen Gattin bald in schmerzliche Erinnerung gebracht haben. Zu seinem Unglücke und zur Unterstützung seines Leichtsinnes machte er nicht unbeträchtliche Erbschaften. 1786 erbte er von seiner Mutter (gest. 3. Juli 1786) einen kleinen Anteil an einem Hause in Penzing (s. Verlassenschaftsakten), später aber, wie der Biograph seiner Frau behauptet, mit seiner Schwester Maria gemeinsam ein größeres Haus in der Stadt.[1] Er hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als seinen Anteil daran zu veräußern, wofür er 6000 Gulden in Gold erhielt. Nun begann er ein ganz tolles Leben, worin er es irgendeinem aus der Geniezeit gleichtat. Seine Streiche werden ebenso traurig als lustig und finden ihren Ausdruck in jener Heurigenstimmung der Wiener, wo zwischen dem hellen Lachen der Walzer eine unvermutete Träne verrieselt, die Dichter „in bacchanalischer Trunkenheit aus Enthusiasmus um den Tod wetten" und ein Perinet in der Lebensführung verwandter Poet, Ferdinand Sauter, die klassischen Worte des geheiligten Lebensrausches fand: „Verkauft's mei' G'wand, i bin im Himmel." Nun verging kein Tag, wo Perinet am Morgen nicht ein Sümmchen Dukaten, das für den Tag

[1]) Ich konnte leider das Todesjahr des alten Perinet, der indessen seine Frau überlebte, also 1786 noch lebte, nicht auffinden, obwohl ich das Wiener Diarium von 1787—1794 durchging. Aus Schimmers Häuserchronik geht übrigens hervor, daß das Haus „zur weißen Taube" im Wintergäßchen der inneren Stadt von 1787—1795 der Maria Perinet gehörte. Diese war indessen damals schon verheiratet und hieß Henzlmann. Ob sie dieses Haus nun durch ihre Heirat bekam oder durch diese Erbschaft, kann ich nicht entscheiden. Allerdings besaß sie kein anderes Haus in der Stadt, und so müßte dieses Haus dasjenige sein, das Perinet mit ihr erbte und seines Vaters Tod bereits 1787 erfolgt sein. In demselben Jahre müßte er dann geheiratet und nach der Legende seine unsinnige Verschwendung begonnen haben, da auch in diesem Jahre seine Schwester bereits als alleinige Besitzerin des Hauses erscheint.

reichen mochte, zu sich steckte und wo er nicht früher heimkehrte, als bis das Geld vergeudet war. Es war ein so unbezähmbarer Drang, das Geld los zu werden, in ihm, daß er, wenn Magen und Gurgel ihren Dienst bereits versagten, noch spät des Abends große Düten mit Zuckerwerk kaufte und unter den Gassenjungen verteilte. Er schaffte sich eine schöne Garderobe, eine Bibliothek ohne Wahl, aber keine Wäsche an. Nach ungefähr sechs Wochen war sein Geld bis auf den letzten Kreuzer dahin, die Bücher wurden nun verschleudert, die Kleider verkauft und in der siebenten Woche ersuchte er schon einen Freund schriftlich um ein — Hemd. Er war zu schüchtern, um je ein mündliches Ansuchen zu stellen. So konnte er Stunden im sorglosesten Mutwillen mit einem Freunde verbringen, und kaum hatte ihn dieser verlassen, so schrieb er ihm auch schon einen kläglichen Bettelbrief, sehr oft in Versen. Solche Briefe hielt er für unwiderstehlich und in der Tat machten sie auch oft ihre beabsichtigte Wirkung.

Diese traurigen häuslichen Verhältnisse zwangen Perinet nun, aus seiner bisherigen Liebhaberei Ernst zu machen und sich dem Theater als Beruf zu widmen. Mit dem Gleichmute des Wieners fand er sich darein und nachdem er sich schon vorher in Übersetzungen französischer Theaterstücke versucht hatte, ließ er sich nach der Aufführung seines „Geistersehers“ (nach Schiller), der starken Anklang fand (28. Mai 1790), als Theaterdichter an das Leopoldstädter Theater engagieren. Dieses junge Theater brauchte belebende Kräfte, und für Perinet konnte diese Stellung die einzige Zuflucht bieten. Marinelli [1]) hatte das Theater rasch beliebt gemacht, hielt auf Zucht und Ordnung, konnte seine Leute, dank den guten Einnahmen, auch regelmäßig bezahlen und stand in einem fast väterlichen Verhältnisse zu ihnen. Perinet hätte

[1]) 1744—1803, der Erbauer und erste Direktor des Leopoldstädter Theaters.

hier seine privaten Verhältnisse gewiß verbessern können, mit der künstlerischen Entwicklung sah es freilich schlimmer aus. Dieses „Kasperltheater" mußte, um sich sein Publikum zu erhalten, auf die niedersten Instinkte der Menge spekulieren, die sich nicht aus den besten Kreisen [1]) zusammensetzte, und der herrschende Modegeschmack sowie die Quantität der Stücke entschieden allein neben den Schauspielern wie Hasenhut (1766—1841) und La Roche (gest. 1806), für die sie geschrieben wurden. Zu dieser Zeit waren namentlich die zotigen Kasperliaden, die komischen Zauberopern und die Ritter- und Gespensterstücke an der Tagesordnung. Besonders konnte man sich aber am Kasperl, dem Rächer des toten Hanswurstes, nicht satt sehen. „Der Kasperl kommt mir vor, wie 's liebe Brod, das man nicht satt wird. Er macht alle mal die nämliche Spaß, und 's muß einer halt doch lachen", schreiben die Eipeldauerbriefe 1785. Aber selbst Ausländer entzogen sich schwer seinem Zauber. [2]) Freilich konnte sich in dieser Luft kein Charakter, keine Individualität bilden, und wer so wenig davon mitbrachte wie Perinet, verlor auch dieses bald an die ihm vorgeschriebene Schablone. [3]) Und so schrieb auch Perinet seine Kasperliaden, die er allerdings mit dem Singspiele verband, seine Zauberopern und Ritterstücke und holte sich bald Schlag auf Schlag seine Erfolge, die er wohl zum Teil auch einer gefälligen Melodie seines von ihm bald unzertrennlichen Wenzel Müller verdankte. Schon der am 8. Juni 1791 zum erstenmal gegebene „Kaspar, der Fagottist" wurde ein Zugstück ersten Ranges und trug den

---

[1]) Wien und Berlin in Parallele von F. v. Cölln, pag. 122, über die Unsittlichkeit daselbst; siehe auch: Seyfried, Rückschau in das Theaterleben Wiens. 1864, pag. 49.

[2]) Siehe Seume, Spaziergang nach Syrakus, und Zeitung f. d. eleg. Welt 1804, pag. 130.

[3]) Ein sehr ergötzliches Rezept für eine Zauberoper gibt zum Beispiel der Überblick des neuesten Zustandes der Literatur &c. 1802, 1. Heft, pag. 55.

Namen des Verfassers über die österreichischen Grenzen. Herr Vulpius fühlte sich allerdings berufen, Perinets Namen in einer Bearbeitung durch den seinen zu ersetzen, das Stück wurde dadurch nicht besser. In Deutschland sprach man davon als von „einer Aftergeburt der bekannten Zauberflöte“ [1]), während man in Wien und anderwärts Perinet die Verfasserschaft des Zauberflötentextes [2]) zuschrieb, natürlich mit Unrecht. Fortan wurde Perinet gleich Schikaneder als l'enfant terrible der Wiener Literatur behandelt, man nannte ihn sogar in Reisebriefen [3]), aber nur um über ihn zu schimpfen.

Diesem literarischen Erfolge vorangegangen war sein erstes Auftreten auf der gleichen Bühne als wirklich engagierter Schauspieler im März 1791 in der „Kindlichen Liebe“, worin er den „Vater“, und im „Schreiner“, worin er den Simon spielte. Infolge seiner mißlichen Vermögensumstände sah sich auch seine Frau genötigt, ein Engagement am Leopoldstädter Theater anzunehmen, woselbst sie im Jahre 1792 als „Lottchen“ im „Deutschen Hausvater“ debütierte, in welchem Stücke auch ihr Gatte den „Wodmar“ spielte. Beide wurden hervorgerufen. Doch fühlte sich Frau Perinet auf einer öffentlichen Bühne nicht heimisch, sie spielte nur selten: und die Überzeugung, nur ein unnützes Mitglied der Gesellschaft zu sein, kränkte sie tief.

An dieser Stelle sei auch zusammenhängend Perinets schauspielerischer Tätigkeit gedacht, da diese kaum je einen besonderen Entwicklungsmoment hatte und infolge ihrer Bedeutungslosigkeit auch so wenig kritisch beurteilt wurde, daß man fast nichts über sie sagen kann. Er war gewiß ein äußerst mittelmäßiger Schauspieler und nur in einigen ko-

[1]) Siehe Rhein. Musen, 4. Bd. 1795, pag. 160 ff.

[2]) Siehe Wiener Theater-Zeitung 1855, Nr. 112: Die Dame mit dem Totenkopf.

[3]) Siehe Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien, 1793, II, pag. 57: auch das Wiener Schriftsteller- und Künstler-Lexikon, Wien 1793, pag. 100, erwähnt ihn.

mischen Chargen beliebt. Bei dem gänzlich unliterarischen Repertoire des Leopoldstädter Theaters war auch an eine besonders künstlerische Ausbildung eines Schauspielers nicht zu denken, auch mochte ihn der eigene Leichtsinn daran behindern. Castelli [1]) nennt Perinet als Schauspieler direkt erbärmlich, Realis im „Kuriositäten- und Memorabilien-Lexikon" [2]) „beliebt" und die Österr. Nationalenzyklopädie (l. c.) sagt vielleicht am richtigsten: „Als Schauspieler war er, obwohl in manchen Rollen beliebt, nicht besonders ausgezeichnet zu nennen." Schon die ersten uns erhaltenen kritischen Nachrichten über sein Spiel in der „Wiener Theaterkritik" [3]) nehmen ihn arg mit und sprechen einesteils davon, daß er an Stelle von komischen Charakteren fade Kasperliaden gab, und anderenteils, daß er sich durch seine kindische Deklamation das Mitleid des Kritikers und durch eine ziemlich unsittliche Aktion das gerechte Mißfallen der Zuseher erwarb. In seiner reiferen Zeit — in den letzten zehn Jahren seines Lebens etwa — findet er reicheres Lob; in Brünn gefällt er (siehe

---

[1]) Mem. I, pag. 111 f.

[2]) 2. Bd., pag. 241.

[3]) 1799, 2. Heft, pag. 82, und 3. Heft, pag. 85. — Mir bekannte Rollen Perinets außer den obenerwähnten: 1791, Graf Sonnenstein in „Der Page" (von ihm); 1798, Orion in „Orion ꝛc.", Martinl in „Die Schneiderhochzeit" und Grübler in „Liebe macht kurzen Prozeß"; 1799, eine komische Dienerrolle in „Die Pfaueninsel" (von Giesecke) und eine Rolle in „Die Brieftasche" (von Schildbach); 1801 (nach Sonnleithner), Stephan in „Der Papagei", Buchhalter in „Der Tiroler Wastel", Äolus in „Äneas"; 1802 (nach Sonnleithner), Wilhelm in „Eins und Drey", Damian in „Der Neuigkeitskrämer", Grübler in „Der 24. Juli"; nach Rosenbaum (21. Nov. 1802) Amor in „Die Ballnacht" und (31. Dez. 1803) Lohnlakai in „Das Jahr 1803"; 1803, Orion in „Orions Rückkehr"; 1806, Knittelreim in „Das Fest der Liebe und der Freude"; 1807 (nach der Wiener Th.-Ztg. Nr. 23), Allbrand in Kotzebues „Verleumdern"; 1812 (Wiener Th.-Ztg. Nr. 79), Möbelhändler in „Sie sind zu Hause"; 1813 (Wiener Th.-Ztg. Nr. 75), Murrkopf in „Der Schauspieler wider Willen" von Kotzebue. Weitere Rollen s. Anmerk. oben, Wiener Blättchen 1783 v. 12. Nov.

Wiener Theaterzeitung 1807, Nr. 3 und 23) zwar dem Publikum, aber der Kritik nicht, doch in der Thalia (1810, pag. 92) findet er als Myrthenthal im „Seltenen Prozeß“ Anerkennung. Im Jahre 1811 schreibt die Wiener Theaterzeitung (Nr. 19, pag. 76), daß Perinet als Schauspieler im Komischen besser als im Ernsthaften sei. „Von Herrn Perinet könnte man sagen, er stelle die Übergangscharaktere sehr gut dar. Zum Beispiel einen alten Mann, erfüllt mit herzlichen Gesinnungen, aber komisch in Manieren, Erziehung und Äußerungen. Der Bäckermeister in dem Lustspiele: Alles in Uniform! macht ihm viel Ehre!“ Und ebenda (1812, Nr. 35, Nr. 79, und 1813, Nr. 75) wird ihm weiteres Lob, aber ebenda (1813, Nr. 99) stellt er den „Baumschabel“ in „Evakathel und Schnudi“, dessen Rolle er sich auf den Leib geschrieben hatte, „ganz ohne Natur und Wahrheit, ohne Humor und Leben“ dar. Nach allen diesen Kritiken kann man ruhig der Österr. Nationalenzyklopädie am besten folgen, ohne fehlzugeben. Die nebenbei angezeigten übrigen Rollen zeigen auch größtenteils, welche geringfügigen Aufgaben man an ihn stellte.

Besser oder erfolgreicher wenigstens stand es um seine weiteren Theaterstücke, mit welchen er in diesen Jahren die bleibendsten Triumphe errang. Er hat in den Jahren 1791 bis 1797 mit Hensler, mit den Komponisten Müller, Weigl und Kauer und mit dem ersten Kasperl La Roche das Leopoldstädter Theater auf die höchste Stufe der Popularität gehoben, und seine Singspiele nach Hafner: „Das neue Sonntagskind“ (10. Oktober 1793) und „Die Schwestern von Prag“ (11. März 1794) mußte ganz Wien gesehen haben: die Lieder darin wurden Volkslieder, wie: „Wer niemals einen Rausch gehabt ꝛc.“, und von der hinreißenden Wirkung dieser Stücke konnten noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts geistig achtbare Männer leuchtenden Auges erzählen.[1] Wunderliche Geschichten gehen von der

[1]) Siehe Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, pag. 36.

Popularität dieser beiden Stücke, die Perinets Namen trotz aller Ästhetik und dank der neuerlichen Vergewaltigung durch Vulpius in ganz Deutschland bekannt machten. So schreiben die Eipeldauerbriefe (1795, 16. Heft, pag. 39), daß auf einem Dorfe der Schulmeister „d'Hausmaster Ari aus'n neuen Sonntagskind und noch ein paar andere Arien aus der Schwestern von Prag in der Mett'n mit der Orgl aufg'spielt hat", und nach der „Wiener Theaterkritik" (1800, Juli, pag. 54) wurden „Die Schwestern von Prag" in Hamburg verboten, da die Schneiderinnung sich wegen der Neckereien, die ihr aus dem Stücke erwuchsen, heftig beklagte. Die Kritik[1]) verhielt sich natürlich nach wie vor ablehnend, aber gegen die Beliebtheit dieser Stücke konnte auch ein Goethe nur grollen.[2]) Vulpius bearbeitete diese Stücke abermals für Deutschland, nicht ohne daß Perinet sich dieser Bearbeitung gelegentlich erwehrte, indem er seinen ebenfalls derart mitgenommenen Freund Schikaneder zugleich mit sich verteidigte.[3])

Perinet arbeitete nun als fast ausschließlicher Theaterschriftsteller rüstig fort, er bearbeitete fast sämtliche Stücke Hafners, gab Zauber- und Ritterstücke, Singspiele, Operntexte und Possen, aber keines der folgenden Stücke konnte sich auch nur annähernd mit den früheren Erfolgen messen. Gleich den übrigen Dichtern betätigte sich Perinet im Jahre 1796 als patriotischer Schriftsteller, freilich sehr äußerlich, so in „Öster-

---

[1]) So tobt namentlich der reaktionäre L. A. Hoffmann in „Höchstwichtige Erinnerungen ꝛc." 1795—96 gegen die Unsittlichkeit (?) und Beliebtheit des neuen Sonntagskindes (I, pag. 166 f.)

[2]) Siehe Eckermanns Gespräche vom 30. März 1824, s. dagegen das Lob Reichardts in „Vertraute Briefe", 1810, I, pag. 120 f.

[3]) Siehe Mozart und Schikaneder, Ein theatral. Gespräch, 1801:

„Herr Vulpius ist ein gar rüst'ger Mann,
Er hat's schon mehreren Autoren gethan,
(sie ‚verdeutscht')
Und hat, seiner Ehre ungelitten,
Aus fremdem Leder Sohlen g'schnitten."

reich über alles", und die Eipeldauerbriefe sagen daher:[1] „. . . aber d' Komödien sind ihren Gang fortgangen . . . neben den Aufruf an die Unterthanen war der Tirolerwastl und 's neue Sonntagskind . . . angschlagn."

Leider war Perinet mit der Stätte seines Wirkens, die ihm sein Brot ansehnlich zu verdienen gab, mit der Zeit unzufrieden geworden, sein grenzenloser Leichtsinn, mit dem er auch allmählich seine Frau zu Tode kränkte, schien auch hier alles verdorben zu haben. Was zwar der eigentliche Grund war, warum er das Leopoldstädter Theater verließ, wird wohl kaum mehr zu ermitteln sein, aber jedenfalls war sein ungeordnetes Leben mit daran schuld. Im Jahre 1797 schreibt er nur zwei Theaterstücke, während er im vorhergehenden Jahre nicht weniger als sieben schrieb; vielleicht wurde ihm dieses Nachlassen in der Produktion übel gedeutet, obwohl er im Vorworte zu „Orion"[2] schrieb, daß er „nach einer ziemlich langen, für ihn so kränkenden Pause, ein neues Theater als Dichter und Schauspieler betrat". Also wäre der Stillstand in seiner Produktion nicht ganz seine Schuld gewesen. Ebenda sprach er von Verleumdung, nahm jedoch Marinelli in Schutz: „Du bist ein edler Mann (damit ist Schikaneder gemeint), aber der, von dem der Sturm mich trennte, war auch edel. Noch immer ist mir sein Andenken heilig und nie wird gegen ihn meine Dankbarkeit erlöschen." Aber in dem leider gänzlich verschollenen Wiener Theateralmanach auf das Jahr 1804 drückte er sich bei dem Tode Marinellis nicht besonders anständig aus.[3] Nach Kisch (Straßen und

[1]) 1797, H. 35, pag. 18.

[2]) Worin er sich (siehe auch „Die Wahrheit in Maske", 1798, 7. H.) selbst schildert. Leider sind die Andeutungen über sein Scheiden vom Leopoldstädter Theater ganz allgemein gehalten und heute kaum mehr zu enträtseln.

[3]) Worüber ihn die Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten 1804, Nr. 56, anläßlich der Kritik dieses Almanachs heftig tadeln.

Plätze von Wiens Vorstädten, I, p. 71), dessen Angaben aber oft wenig stichhaltig sind, schied er wegen eines Zerwürfnisses mit seinen Kollegen. Ein noch größerer Beweggrund, dem Leopoldstädter Theater den Rücken zu kehren, war für ihn gewiß das Auftauchen eines der glänzendsten Theaterdirektoren, den Wien je gehabt und der alles daran setzte, sein Theater zu heben und die anderen durch Heranlocken ihrer besten Kräfte zu schädigen. Es war dies Emanuel Schikaneder (1751—1812), der dem jetzt stets in bedrängten Verhältnissen lebenden, aber beliebten Dichter wahrscheinlich so große Versprechungen gemacht haben mochte, daß dieser seinem Rufe nicht widerstehen konnte und vom 1. Januar 1798 an dem Theater auf der Wieden (im Freihause) als Theaterdichter und Schauspieler angehörte. Seine Frau, um diese Zeit schon schwer krank, dürfte aber kaum mitengagiert worden sein. Am 8. Januar d. J. trat er in „Orion" oder „Der Fürst und sein Hofnarr", welches Stück er sich auf den Leib schrieb, und worin er in komödiantenhafter Weise auf seine Freuden und Leiden bei der Lösung des alten und Knüpfung des neuen Engagements anspielte, mit großem Beifalle auf.[1])

Die Versprechungen, die Schikaneder machte, um sein Gestirn am Theaterhimmel mächtig aufgehen zu lassen und namentlich das Marinellis zu verdunkeln, sind jedenfalls nur so lange von ihm gehalten worden, als er die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen verhoffte.[2]) Nichtsdestoweniger hielt Perinet stets in treuer Freundschaft zu ihm,[3]) was auch

---

[1]) S. Rosenbaum l. c. 8. Januar 1798 u. Theatral. Guckkasten p. 9:

„Jetzt sehen Sie wieder den Perinet,
Der als Orion von der Leopoldstadt herübergeht,
Er macht auch hier Epoch' und wahrlich viel Glück —
Denn es gieng eben ein wenig zurück."

[2]) Siehe darüber Komorzynskis ausgezeichnetes Buch über Schikaneder.

[3]) Anfänglich scheint er sich manchmal mit Schikaneder zertragen zu haben, siehe Wiener Blättchen 1785, 24. Juli, und in „Pizichi", 1792, pag. 30, wendet er sich auch einmal gegen ihn.

in der gemeinsamen Charakteranlage, im gleichen Schicksal begründet lag, das beide einem nicht unverschuldeten Elend und Untergang zuführte.

> Freund, unter Thränen kam ich einst
> Zu Dir mit Leyerklimpern;
> Du sprachst: „Die Thränen, die Du weinst,
> Wisch ich von Deinen Wimpern."

Als solchen Tröster besang Perinet seinen Freund Schikaneder für diese Zeit [1], und nicht zuletzt waren es damals, wie gesagt, seine privaten, seine pekuniären Verhältnisse, die ihn in ihrer Trostlosigkeit nach einem besseren Verdienste ausgehen ließen. Nach dem Biographen seiner Frau genoß er eine reichliche Einnahme für seine vielen Stücke, aber ihm genügte nichts und oft darbte er und seine Frau. Die Tantiemenfrage war damals freilich noch nicht gelöst, und obwohl seine Stücke stets im Repertoire des Deutschen Theaters standen, so dürfte er bei den damaligen Autorenrechten nur wenig Honorare für die Aufführung an anderen Bühnen bekommen haben. Heute stünde er natürlich anders da. Wie elend er manchmal für seine gewiß auch oft recht zweifelhafte Arbeit bezahlt wurde, schildert Bäuerle in seinem Roman „Die Dame mit dem Totenkopf" [2], wonach er zum Beispiel von Hensler für eine abendfüllende Parodie nur sieben Gulden und von Schikaneder für das im dritten Monate seines neuen Engagements gegebene Singspiel „Liebe macht kurzen Prozeß" gar nur fünf Gulden dreißig Kreuzer erhielt. Dies kann man nun allerdings keine glänzende Einnahme nennen und so war es bei seinem immer zügelloseren Leichtsinne fast ausgeschlossen, daß er auf einen grünen Zweig kam. Bäuerle berichtet an derselben Stelle von Perinets ergötzlichen Streichen, von seiner Genußsucht und seinem unversieglichen Pumpgenius. „Sie wissen, ich schreibe immer in Versen", so spricht

---

[1] Widmungsgedicht an Schikaneder in „Orions Rückkehr" 2c.

[2] l. c. Bäuerle beruft sich auf den verschollenen Theateralmanach auf d. J. 1800, worin Perinet selbst dies als wahr angibt.

dort Perinet, „ich schreibe alle meine Briefe in Versen; ich bitte um Vorschüsse in Versen, ich bekenne, dass ich die Vorschüsse nie zurückbezahlen kann, in Versen; ich schreibe an meine Gläubiger in Versen, ja, ich schreibe sogar in Versen an den Magistrat; ich bin um die Leihbibliothek in Versen eingekommen, welche mir zum Glück in Prosa bewilligt wurde." Diese Leihbibliothek war allerdings so eingerichtet, daß sich auch Perinet erst dazu die Bücher ausleihen mußte und als er von Schikaneder die Leihgebühr im voraus erhob nebst einem Vorschusse für eine Oper „Oberon" [1]), da versprach er, mit der lieblichen Soubrette Demoiselle Kilzer sofort in den Prater zu fahren und so lange auf das Wohl seines Prinzipals zu trinken, bis sie beide unter dem Tische lägen. Das Unverschämteste ist nur, daß Perinet diese Streiche mit lachendem Munde in seinem Theateralmanach (1800) selbst erzählt.

Seine zartbeseelte Frau, die unter diesem unwürdigen Leben ihres Gatten litt — er besingt zu ihren Lebzeiten ganz öffentlich eine Geliebte [2]) —, wurde von ihm total vernachlässigt. Es ist ein hinreichend bezeichnender Zug seines Leichtsinns, daß er selbst jenen jungen Mann in sein Haus einführte, der sie hatte zur Frau nehmen wollen und der ihr ein treuer Freund bis an ihr Ende blieb. Der Gram nagte an ihrem Leben, und sie suchte leider ihren schwachen Körper durch vielen Genuß sehr starken Kaffees aufzureizen. Selten ließ sie sich bewegen, einen kleinen Ausgang zu machen, und ihre Kränklichkeit ging schließlich in eine förmliche Auszehrung über. Zu Hause ohne alle Hilfe ließ sie sich zu ihrer armen Mutter bringen und in einer elenden Wohnung, in einem engen Zimmerchen, dem selbst das Tageslicht mangelte, starb sie mit größter Ergebung am 20. September 1798 um 5 Uhr

---

[1]) Sie ist nie zustande gekommen.

[2]) Siehe Wiener Musenalmanach 1796, p. 87: „Nach dem Ball in Eisenstadt."

früh im 29. Jahre.[1] Sie war wahrhaft erlöst, denn 1790 schrieb sie in einem Gedichte „An meinen Vogel“:

> Bist du denn nicht besser dran
> Als ich selbst? — Willst mehr verlangen?
> Kurze Zeit in goldnen Stangen
> Hält dein Käfig dich gefangen,
> Doch auf immer mich — mein Mann.

„Diese offene Seele“, fährt ihr Biograph fort, „hatte ein einziges Geheimnis, dass sie zuweilen dichtete. Fünf Tage vor ihrem Tode ließ sie mich zu sich bitten und übergab mir ihre Gedichte in einem kleinen Hefte von ihrer Hand geschrieben. Sie sagte mir, ich sei der einzige Mensch, dem sie eingestehe, dass sie diese kleinen Versuche gemacht habe. Ich sollte sie vertilgen. Durch 29 Jahre — den vollen Zeitraum ihres Lebens habe ich das Geheimnis treu bewahrt, jetzt breche ich das Siegel, das nur eine zu große Bescheidenheit auf diese Früchte eines reinen Gemüthes gelegt hatte. Von sechs-und-dreißig Gedichten wählte ich nur sechs kleine aus und theile sie mit. Die übrigen sind länger oder enthalten zu viele persönliche Beziehungen.“ Es ist zu bedauern, daß die übrigen Gedichte derart verloren gingen, und zwar nicht nur vom Standpunkte des Biographen aus. Die wenigen erhaltenen Gedichte zeugen von einem entschiedenen liebenswürdigen Talent, das durch ein tieferes innerliches Erleben getragen wurde als das ihres Mannes, das nur äußere Routine verrät.

Perinet dürfte nur kurze Reue über dieses sein Opfer erweckt haben, doch hatte er ihr immerhin einige Denksteine in seinen Werken nachträglich errichtet, so in den „Poetische Versuche“[2] und im fünften Hefte von „Der Weyland Casperl

---

[1] Siehe Wiener Zeitung. Sie starb in der Singerstraße 933, im sogenannten „Deutschen Hause“. Begraben wurde sie jedenfalls zu St. Marx. Nach dem Verlassenschaftsakt (2735 ex 1798) mußte sie sogar von ihren Eltern begraben werden.

[2] 1799, darin: „Sinkende Hoffnung am Krankenlager Ninas“, „† † † an ihrem Grabe.“

aus der Leopoldstadt im Reiche der Todten". Kinder sind aus dieser unglücklichen Ehe kaum hervorgegangen.[1]

In den Jahren 1798 und 1799 war Perinet in seinem neuen Engagement wieder erstaunlich fruchtbar. Mit Schikaneder, seinem Direktor, Voll und Stegmayr bestritt er fast einzig das Repertoire des Theaters auf der Wieden, ohne aber mit auch nur einem Stücke an einen der früheren Erfolge heranzureichen. Es waren dies Zauberopern („Astaroth in 2 Theilen"), wie Schikaneder sie in seiner zügellosen Phantastik liebte, Räuberstücke wie „Rinaldo Rinaldini" oder Singspiele und Possen, größtenteils Bearbeitungen älterer Originale. Seine Freundschaft für den vielangefeindeten Schikaneder auch äußerlich zu betätigen, fand er oft die Gelegenheit. Schikaneder, mit seiner Reklamekunst ein nicht zu verachtender Konkurrent, der alle Theater durch unerhörte Ausstattung aus dem Felde schlug, wurde namentlich von dem Pächter der Hoftheater Peter Baron von Braun angefeindet und dies um so mehr, da Schikaneder sich mit dem Plane trug, ein neues prächtiges Theater zu bauen.[2] Zudem wurde er auch wegen der angeblichen Übervorteilung Mozarts arg mitgenommen, und Braun ließ bei seiner Aufführung der „Zauberflöte" Schikaneders Namen auf dem Theaterzettel weg. Allen diesen Kränkungen trat Perinet mit lobenden Gelegenheitsgedichten auf Schikaneder entgegen, worin Mozart allerdings nolens volens auftritt und sich Schikaneders annimmt.

Als Schikaneder nun 1800 wirklich an den Bau des Theaters an der Wien ging, da konnte man Perinet täglich als gefälligen Cicerone auf dem Bauplatze finden[3], und als Braun Schikaneder mit einer Aufführung von der „Zauber-

---

[1]) Am 5. April 1808 stirbt in der Rotenturmstraße Nr. 776 Herr Eduard Perinet, Studiosus, 17 Jahre. Wohl ein Neffe. Nach dem Verlassenschaftsakt (2735 ex 1798) starb sie kinderlos.

[2]) Siehe darüber namentlich „Schikaneder", von Komorzynski, pag. 47 ff.

[3]) S. Rosenbaum 11. August und 24. November 1800.

flöte" in „verdeutschter Form" aus dem Felde schlagen wollte, damit aber gänzlich verunglückte, da bewies Perinet nach der Trutzaufführung der „Zauberflöte" im Theater an der Wien am 4. Januar 1802 schnell mit einer Apologie Schikaneders („Jupiter, Mozart und Schikaneder") wieder seine Freundschaft. Aber Schikaneders Stern war trotz der ersten äußerlichen Erfolge bald im Sinken, Ende 1802 zog er sich zeitweilig sogar vom Theater zurück, und Zitterbarth[1], sein Kompagnon, kam auf keinen grünen Zweig. Die unsicheren Verhältnisse in diesem neuen Theater und seine durch Schikaneders Produktion beschränkte eigene Tätigkeit — im Jahre 1800 kam er nicht einmal mit einem neuen Stücke zu Worte — ließen Perinet wieder an eine Verbesserung seiner Lage durch ein anderes Engagement denken. Diese Verbesserung erhoffte er wohl wieder darum von dem ersten Schauplatze seines öffentlichen Auftretens, dem Leopoldstädter Theater, da Marinelli am 28. Januar 1803 gestorben war und Perinets alter Freund K. F. Hensler im September dieses Jahres die Direktion übernahm. Perinet spricht in „Orions Rückkehr" übrigens auch von den üblichen Theaterintriguen, die ihm das Theater an der Wien verleideten, und da er in diesem Jahr wieder heiratete, so war er auch von dieser Seite gezwungen, einen sichereren Boden für seine Tätigkeit aufzusuchen, als der des Theaters an der Wien war, wo es bald Krisen gab. Die Lösung seines Engagements änderte jedoch in seinem Freundschaftsverhältnisse zu Schikaneder nichts. Noch kurz vorher hatte er sich anläßlich des Verkaufes des Theaters an der Wien in „Theatralisches Gespräch zwischen Mozart und Schikaneder rc." für die Biederkeit Schikaneders eingesetzt, die Buchausgabe des Stückes,[2] mit dem Perinet im Leopoldstädter Theater seine Rückkehr feierte, war Schikaneder gewidmet und später noch vermochte dieser so viel, daß er

[1] 1751—1806, reicher Kaufmann und Direktor des Theaters auf der Wieden und an der Wien (1799—1804).

[2] Orions Rückkehr rc.

Perinet nach Brünn locken konnte. In „Orions Rückkehr" trug Perinet gleichzeitig für Marinelli und Schikaneder Trauer, die er nun beide verloren hatte, und sein Wirken am Theater an der Wien schloß er in die dankbaren Worte ein:

Hier hab' ich zum Grunde die erste Schaufel Erde gegraben,
Wo ich immer seyn mag, wird mich diese Erinnerung laben.[1]

Perinets Privatleben war indessen keineswegs auf einer Besserung begriffen, der längere Witwerstand ließ ihn noch ungebundener herumtreiben, und die, die seiner um diese Zeit gedachten, wußten sich von ihm nur dann ein Bild zu machen, wenn sie ihn bei fröhlichen Gelagen, bereits bezecht, voll lustiger Einfälle und Lieder inmitten eines lachfrohen, leichtsinnigen Kreises als echten Schankpoeten schilderten. Da war ihm allein wohl und der gespreizte Salon der Frau Karoline Pichler existierte für ihn nicht. Bei den zwölf Himmelszeichen und im Fokanedi-Bierhause — er gedenkt ihrer öfters in seinen Werken — trafen sich die gleichgesinnten Wiener Lustigmacher, die Castelli und Gewey, die Richter und Perinet, und überboten sich an Witz und Laune. Da wurde derjenige, der auf ein gegebenes Wort keinen Reim wußte, zu einem Kreuzer verurteilt und, nachdem in einem halben Jahre einige 60 Gulden zusammengekommen waren, wurde von diesem Gelde am Aschermittwoche ein glänzendes Abendmahl veranstaltet. Ganze komische Prozesse wurden in dieser Gesellschaft in Knittelreimen ausgefochten und Perinet glänzte in dieser Übung mit Castelli gemeinsam.[2] Und so traf ihn auch Rosenbaum am 19. März 1803 in der Leopoldstadt

---

[1]) S. Theatralischer Guckkasten, pag. 16.

[2]) S. Castelli, Mem. I, pag. 111 ff., und s. Perinet selbst in „Briefe der Tulbinger Resel", 2. J. 1. H. pag. 14 ff.: „— jetzt muss ich den ersten Brief schliessen, denn ich muß mit meinem Amanten auf'n Spitalberg zu den 12 Himmelszeichen. Da ist eine recht honette G'sellschaft von lauter g'scheidten Leuten beysammen, die einander Ratzeln aufgeben, und Verse machen, und wer fehlt, zahlt ein g'wißes Gwandtum 2c. 2c. und von den Strafgeldern geben sie ein klein's Lätizl."

bei den „sieben Kurfürsten", wo er ein Gelegenheitsgedicht auf die ganze Gesellschaft machte, es aber nicht beenden konnte, da er betrunken wurde.[1] Diese nicht ganz erquicklichen Verhältnisse, denen er selbst mit Schuld gab, daß er dem Theater an der Wien wieder den Rücken kehrte, indem er schrieb (s. Theatral. Guckkasten, pag. 13):

(Hier) Sehen Sie den Orion wieder emigriren,
Um dort sein Retourbillet aufzuführen;
Aber mir scheint, wie es auch immer sey,
Er verträgt sich nicht lang, denn er ist Wasser scheu

wollte er vielleicht nunmehr durch eine neue Heirat beheben, die ihn zur Ordnung zurückführen sollte; es war ein verfehltes Experiment. Wieder kettete er an sein unstetes Leben eine Frau, die er bei seinem Theaterberufe kennen lernte. Es war diesmal eine wirkliche Berufsschauspielerin, ein Fräulein Viktoria Wammy (unter dem Theaternamen Sommer), die er am 17. Mai 1803 heiratete.[2] Sie siedelte auch mit ihm in das Leopoldstädter Theater hinüber, wo sie am 21. Oktober 1803 in „Das Rendezvous beim Feuer" debütierte. Hervorgerufen, sprach sie folgende Worte: „Das, was ich bin, verdanke ich meinem Mann, dieß (das Hervorrufen) verdanke ich Ihrer Güte und Nachsicht und was ich einst leisten werde, verdanke ich ebenfalls Ihrer Huld, Ihrer Gnade."[3] Sie war später eine gut verwendbare Schauspielerin, die manches Lob fand.[4] In der Folge trennte sie sich wieder vom Leopoldstädter Theater, da sie zudem, wie wir sehen werden, an der Seite ihres Gatten keine guten Erfahrungen machte, und wir finden sie in den Jahren 1806,

[1]) Orions Rückkehr, pag. 35: „. . . und soll dich dürsten, So geh in's Bierhaus, oder zu den sieben Churfürsten." S. auch Rosenbaum 1808, 30. Aug.

[2]) Er widmet diesem Ereignisse auch seinen travest. Hamlet. Sonnleithner (l. c.) führt sie 1813 im Theater an der Wien als geborene Eigenwahl an.

[3]) Rosenbaum, 21. Oktober 1803.

[4]) So im Sammler 1813 und 1814 an verschiedenen Stellen.

1809—10, 1812—14 im Theater an der Wien beschäftigt,[1] wo sie 1815 abging.[2] Sie überlebte ihren Gatten, ihr späteres Schicksal ist mir unbekannt geblieben.

Perinet debütierte am Leopoldstädter Theater neuerdings am 8. November 1803 in „Orions Rückkehr zur friedlichen Insel", einem Gelegenheitsstücke, das er sich auf den Leib schrieb, und das voll offenherziger Anspielungen auf erlittene Kränkungen, böse Kritiker und gute Freunde war. Im Widmungsgedichte der Buchausgabe sang er:

Zur Insel kehr' ich nun zurück,
Worauf ein Freund regiert,
Der durch ein seltenes Geschick,
Das neue Scepter führt. —
Stets sucht' ich Liebe nur, nicht Ruhm,
Weil Stolz mich nie umgab:
Von Wiens gerechtem Publikum
Hängt nun mein Daseyn ab.

Trotz des schlechten Wetters war das Theater voll, und das „gerechte Publikum" bereitete ihm einen guten Empfang, worauf Perinet, der sich in dem Stücke mit Rosenketten an das Leopoldstädter Theater durch Hensler und dessen Frau binden ließ, mit folgenden Worten dankte:

Ein solches Publikum bei einem solchen Wetter,
Wohl mir, mich schützen noch die Götter! —
Ich hoffte nicht umsonst, ich hoffte nicht vergebens,
Ja! dieser Abend ist der schönste meines Lebens.[3]

In dem Stücke bewies er seine aufrichtige Freundschaft sowohl zu Schikaneder als auch zu Hensler, der ihn nebst seiner jungen Frau sofort wieder engagiert hatte. Er hätte,

---

[1]) Nach Sonnleithner l. c.

[2]) S. Wiener Theaterzeitung 1815, Nr. 19. Sie scheint später nicht mehr bei ihrem Gatten gelebt zu haben, wohl aber mit einem gewissen (Grafen) Jermeloff (einen Grafen Jermaloff erwähnt Bäuerle in „Ferd. Raimund", 1855, III. pag. 117), wie dies Rosenbaum (5. Februar 1816) andeutet, wonach sie mit diesem bei dem Tod ihres Gatten in Paris weilte.

[3]) S. Rosenbaum, 8. November 1803.

nunmehr schon zu reiferen Jahren gekommen, mit ein wenig Charakterstärke gewiß in eine sichere Zukunft blicken können. Und hoffnungsfreudig ließ ja auch er Benigna (Frau Hensler) in dem Stücke zu ihm sagen:

> Geschlossen wird heute, wo Beyfall uns lacht,
> Wills Gott! auch mit Dir der 13jährige Pacht.

Dies trat merkwürdigerweise übrigens ein, denn die kurze Brünner Unterbrechung ausgenommen, dauerte sein Engagement noch dreizehn Jahre, wo es sein — Tod löste.

Der Beginn seiner Tätigkeit auf dem Schauplatze seines alten und ersten Ruhmes ließ sich gut an; die Briefe des jungen Eipeldauers (1804, 24. Heft, pag. 8 f.) begrüßten ihn bei seinem Debüt freudig, und bald führte er eine neue Modedichtung, die Travestie, zum allgemeinen Vergnügen des Vorstadttheaterpublikums im Leopoldstädter Theater ein. Und nach langer Zeit sollte ihm wieder ein größerer Erfolg, den er im Theater auf der Wieden und an der Wien vermissen mußte, in dieser Dichtungsart erblühen. Das alte Glück, das er an diesem Theater in seiner Jugend hatte, blieb ihm auch jetzt noch treu, und fortan wurde durch ihn die Parodie und Travestie für die Ära Hensler (1803—13) bezeichnend.

Wieder war es Hafner, dem Perinet mit der gänzlichen Neubearbeitung von „Evakathel und Schnudi" einen seiner dauerndsten Erfolge verdankte. Merkwürdigerweise — so berichtet wenigstens Rosenbaum (4. Mai 1804) — machte das Stück bei seiner Premiere am 4. Mai 1804 nicht ganz die erwartete Wirkung, die sich erst allmählich einstellen und dann aber eine langanhaltende werden sollte. Diese Parodie wurde direkt bezeichnend für das Leopoldstädter Theater, dessen Kultur man damit identifizierte; in ihr waren alle jene heiteren Elemente des Wiener Volkscharakters vereinigt, der dabei in dem stellvertretenden Publikum seinen kritiklosen jubelnden Ausdruck gewann und daran einen so sorglosen Geschmack unter tränendem Lachen fand, daß sogar die Könige zu ihm herabstiegen, um unter Glücklichen Menschen zu sein.

der Renaissance des Stückes in der lustigen Kongreßzeit und der späteren Besetzung mit Raimund und der Krones gedenken wir noch. Noch heute lebt von dem Ruhme des Stückes und von dem Entzücken und der Heiterkeit, mit welcher unsere naiveren Vorfahren ganz in ihm aufgingen etwas im Volke fort, wenn es leere Aufgeblasenheit mit den berühmten Figuren des Stückes lachend als „Fürst Pamstig", als „Prinz Schnudi" oder „Baumschabel" bezeichnet, so wie Perinet und Hafner mit diesen die hohlen Theaterhelden, -könige und -prinzessinnen lustig travestierten.

Perinet warf sich nach diesem Erfolge ganz besonders auf die Travestie, aber da sein nicht an gewählter Gesellschaft gebildeter Geschmack immer bereitwilliger dem Geschmacke des Galeriepöbels entgegenkam, so war es begreiflich, daß sich der bessere Teil des Publikums von dieser Dichtungsart abwandte, als Perinet ihren harmlosen Spott und Spaß in eindeutige Zoten und rüde Albernheiten brachte. Er konnte sich in seiner Liederlichkeit keine Zeit mehr nehmen, eine derartige Arbeit genügend abzuklären und so wurden sie selbst das traurige Bild seines wüsten Lebens. Manche Travestie, wie „Hamlet" zum Beispiel, war noch gelungen und maßvoll zu nennen, andere dagegen verfielen ganz in den rohesten Hanswursttton und glichen gewissen studentischen Bierulken, so daß schließlich sogar das Leopoldstädter Theaterpublikum sie ablehnte. Die Kritik wetterte natürlich vom Anfange an gegen diese Geschmacksverirrung Perinets, und nur die volkstümlichen Schriftsteller standen lange auf seiner Seite, vor allem die Verfasser der Eipeldauerbriefe. Diese konstatieren, daß sich die Leute an „Evakathel und Schnudi" nicht satt sehen konnten: „es muß also z'Wien doch mehr Liebhaber von Travestirungen gebn, als unsre jungen Herrn Kritici glaubn." [1]) Zu diesen Liebhabern gehörte selbst der

[1]) Siehe Briefe des jungen Eipeldauers 1804, 29. Heft, pag. 7 ff., und ähnlich über den „Telemach" 1805, 44. Heft, pag. 7 f.

„allergnädigste Hof", was gegen die feindlichen Kritiker ausgespielt wurde. Allerdings wurde zum Beispiel der „Telemach" bald nach einem Besuche des Hofes für einige Zeit verboten.

Die literarische Kritik ließ sich selbstverständlich nicht abhalten, immer schärfer und persönlicher gegen Perinet und seine Werke aufzutreten und dies in einer Form, die ebensowenig als die der getadelten Werke zu rechtfertigen war. Das waren ebenso zahlreiche Ehrenbeleidigungen als Kritiken. Wenn auch Perinets Privatleben Ärgernis gab und auf seine Werke Einfluß haben mochte, so war es doch unstatthaft, dieses mit in die Kritik einzubeziehen. So schreiben die Annalen der Literatur und Kunst &c. 1805, II, pag. 382 f. anläßlich des „Telemach" noch sanft von einem „Bubenstücke" und sprechen von jener niedrigen Stufe, auf die nur Herr Perinet und Konsorten herabzusinken vermögen. Die Wiener Theaterzeitung 1806, pag. 44 und 122, heißt die Stücke Perinets „elende Schmierereien", „ältester Plunder", „niederes Machwerk", „pöbelhafte Farcen" und was dergleichen Annehmlichkeiten mehr sind. Der Kritiker Christiani wettet im voraus, daß Perinet in jedem neuen Stücke Grobheiten und Sinnlosigkeiten produzieren würde. Je mehr Perinet die alte Beliebtheit mit seinen Arbeiten wiedergewann, desto unleidlicher wurde sein Verhältnis zur Wiener Kritik, bis sich endlich die Annalen der Literatur und Kunst &c. 1808, pag. 86 ff., in einer vernichtenden Kritik sogar solche Persönlichkeiten erlaubten wie diese: „So ein Mann kann jede Erinnerung einer billigen Kritik in irgend einem Bierhause in einer Gesellschaft seines Gelichters verlachen." [1]

Es darf nicht wundernehmen, wenn Perinet in zahlreichen mehr oder weniger versteckten Sticheleien seinen

---

[1] Auch das Ausland verfolgte ihn ebenso dumm als ungerecht. Ohne den österreichischen Dialekt zu verstehen, fälschte man ihn noch dazu, um ihn noch mehr verspotten zu können. So der Theaterkalender von Gotha 1800, pag. 83, der „Die Schneiderhochzeit" in dieser Weise vernichtet.

Gegnern antwortete. Schon in „Orions Rückkehr" hatte er an verschiedenen Stellen seine Kritiker an den Pranger gestellt und im „Weyland Casperl aus der Leopoldstadt etc." 1806, 5. Heft, machte er sich über die kümmerlich gedeihenden kritischen Journale lustig, was diese natürlich sofort erbittert erwiderten.[1] Die immer schärfer werdenden Kritiken brachten schließlich auch Perinet aus seinem Gleichmute und 1806 schwang er sich sogar zu einem Pamphlete auf: „Perinet mit offenem Helme gegen die verkappten Vehmrichter der Theatralischen Wiener-Monatsschrift in Knittelreimen", in welchem er seinen lange verhaltenen Groll in bissigen Worten entleerte. Er wendete sich gegen jene ungerechten Rezensenten, die Baumanns Gelegenheitsverse lobten, weil dieser Name zufällig darunter stand, sie waren aber auch von ihm (Perinet). Namentlich nahm sich aber Perinet seiner Travestien an:

Aber warum Sie mich gar so sehr hassen
Und rathen, meine Travestien ganz weg zu lassen,[2]
Das kann ich mit meiner Vernunft nicht fassen!
Spaßig war's doch, trotz Ihrem Lästern
Gab man, nach Ihrem Schimpf an der Wien,[3] die Schwestern,
Und Telemach bey Hensler besonders begehrt,
Meine Herren, was ist wohl Ihr Geschreibsel werth?
Sehen Sie einmahl, was die Travestien tragen!
Nie wird sich dabey Henslers Kassa beklagen etc.

Ferner wendete sich Perinet gegen alles, was ihm diese Kritiker bei „Orions Rückkehr", bei „Megära" antaten, und verteidigte auch Kotzebue als Wahlverwandten. Die Kritiker ließen nicht lange mit der Antwort warten, die sich in „Friedrich Linde mit geschlossenem Helme gegen Perinet mit offenem Helme" darbot. Sehr fein erklärte dieser Pamphletist, daß auch seine Äußerungen, wie die Perinets, Scherze wären, und daß er, so wie Perinet, lächerliche, aber unwahre Behauptungen auf-

---

[1]) Wiener Th.-Ztg. 1806, pag. 126 u. 189 f.

[2]) Siehe Monatsschrift für Theaterfreunde 1805, II, pag. 123

[3]) Siehe Wiener Th.-Ztg. 1806, pag. 122.

stellte. Damit war Perinet wohl entwaffnet und mußte sich bittere Bemerkungen gefallen lassen, die nur „unwahr“ und „Scherze“ waren. Übrigens ist diese Erwiderung maßvoll:

> Wer perennirend fehlt, bey dem stehts schlimmer!
> Überhaupt sollte er mit seinen nicht kleinen Talenten
> Sich zu einem vernünftigen Dichterfach wenden!
> Mit mehr Überlegung die Sache behandeln,
> Dann wird er unseren Tadel in Lobsprüche verwandeln!
> Schaler Witz und Gemeinheit gerathen selten;
> Aber Menschenkenntniß und Kunstsinn muß gelten!
> Männer von ächtem Talent und Gewicht,
> Auch ohne offnem Helm und Gesicht,
> Solche Männer als Akteurs und Dichter,
> Finden stets bescheidene Richter.

Solche aber, deren Stücke in einem Jahre verschwänden, hätten keine Gnade zu erhoffen. Hensler würde auch mit besseren Stücken, die man nicht schließlich beim „Kipfelweib“ fände, gute Geschäfte machen, und Perinet würde es keine Schande bereiten, auch solche zu schreiben. Auf diese Antwort hatte Perinet nun allerdings nichts mehr zu erwidern, aber eine Besserung konnte man seinem ganzen Charakter nach von ihm nicht erwarten. Auch stellte sich bei ihm eine allmählich peinlich wirkende, weil zur Schau getragene Selbstzerknirschung ein,[1] er wurde sich seines Unwertes, den er ohne jeden moralischen Halt nicht beheben konnte, bewußt, aber er wußte mit dieser beschämenden Erkenntnis nichts Besseres seinem leichtsinnigen Charakter gemäß anzufangen, als sie zynisch zu verspotten und zu travestieren. Dies schien seine einzige Reue zu sein. So ließ er sich selbst durch

---

[1] Siehe schon im Wiener Musenalmanach 1796, pag. 148 ff.:

> „Ich war ein Mensch und konnte fehlen,
> Den Irrthum für die Wahrheit wählen,
> Verbrechen ist mein Fehler nicht.
> Du bist mein Gott, Du wirst vergeben,
> Leichtsinnig war ich oft im Leben;
> Doch nie war ich ein Bösewicht.“

Hasenhut in seiner Posse „Die Schneiderhochzeit", worin dieser einen Lehrjungen spielte, der es durch Dummheit und Leichtsinn ewig zu nichts anderem brachte, in dieser Rolle als ewigen Martinl (= Perinet) verspotten,[1] und im „Fest der Liebe und der Freude" gab er sich selbst in der Jammerfigur des Knittelreims, „dem die Manuskripte aus dem Sack wie ein paar Habersäck' stehen".

Perinet wehrte sich fortan nicht mehr gegen die zahlreichen Angriffe der Kritik, sein Talent befand sich nach den letzten Erfolgen von „Evakathel und Schnudi" und von „Der travestirte Hamlet" im gänzlichen Niedergange.[2] Dies stand ja gewiß mit seinem nun auch ganz zerrütteten Privatleben im Zusammenhange und die ergötzliche Unverschämtheit seines luftigen Charakters kommt darin zur Erscheinung, wie er seine Gegner schließlich doch entwaffnet:

Mad. Perinet: Hauen's meinen Mann nicht, den Schelm?
Charon: O ja — Er hat sich vertheidigt mit offenen (!) Helm.
Da hat aber wieder ein anderer Anschelm
Geantwortet, jedoch mit geschlossenen (!) Helm.
Einer, dem's (!) gar nichts an ist g'gangen.
Hat mit der Frau Ihrem Mann Handel ang'fangen;
Und hat's auch nicht wollen versäumen,
Sein Talent zu zeigen in Knittelreimen.
Er nennt sich pro forma Friedrich Linde,
Aber man kennt schon den Vater zum Kinde.
Mad. Perinet: Mein Mann wird vor Ärger schäumen!
Charon: Davon lassen Sie sich nichts träumen.
Er lacht sich darüber den Buckel voll,
Und befindet sich dabey kreuzwohl.
Er ist mit dem, der die Handel ang'fangen,
Letzhin Arm in Arm spazir'n g'gangen,
Und hat gar nichts dergleichen gethan,
Als kennt er ihn, und gings ihm (!) was an.[3]

---

[1]) Siehe Rosenbaum, 23. April 1803.

[2]) Rosenbaum, 21. August 1813, schrieb anläßlich der travestierten Palmyra von Perinet: „elend, Perinet ist am Ende!"

[3]) Der Weyland Kasperl ꝛc., 5. Heft.

An solcher Unverfrorenheit, an diesem elastischen Charakter prallte jeder Stoß ab; leben und leben lassen war die einzige Devise dieses echten Wienerkindes seiner Backhendelzeit. An ihm war nichts mehr zu verderben und nichts zu verbessern. Zu verwundern ist es nur, wie er sich doch noch in den Zeiten der Kriegsnot im Jahre 1806 und 1809 als Patriot zu fühlen verstand und wie er mit dem hoch über ihm stehenden Collin und dem ihm allerdings sehr nahe stehenden Castelli in patriotischen Gedichten wetteiferte. Perinet war allerdings vorsichtiger als der letztere, der dem Zorne Napoleons entfliehen mußte, aber auch er konnte sich rühmen, mit seinen Gedichten großen Eindruck gemacht zu haben. [1])

Auch die neue Heirat hatte sein Privatleben nicht gebessert, es ging in Saus und Braus fort, von einem Gelage taumelte er zum anderen, und selbst der Katzenjammer der Schulden, die ihn bisweilen zu ersticken drohten, dürfte nur eines seiner stadtbekannten Bettelgedichte [2]) oder sonst eine auf Bestellung und für Honorar hingeschleuderte Gelegenheitsarbeit zur Folge gehabt haben. An eine ernste vertiefte Arbeit war bei seinem Leichtsinne nicht mehr zu denken. Er wollte nur für den nächsten Tag gesorgt wissen und da griff er zu der nächstbesten Gelegenheit, aus der er Geld schlagen konnte, denn auch Henslers Rosenketten erwiesen sich nicht als solche; wie wir oben sahen, zahlte er ein erbärmliches Honorar. So können wir nun Perinet als bezahlten Spaßmacher für aristokratische Kreise finden, wo er zu Geburtstags- oder Hochzeitsfesten allerlei Späße und Possen sehr zweifelhafter Art arrangierte. [3]) Rosenbaum, der als Vermittler solcher aristokratischer Dilettantenvorstellungen

[1]) Briefe der Tulbinger Resel, Heft 15, pag. 26.

[2]) Einen verschämten Bettelbrief bewahrt die Wiener Stadtbibliothek auf

[3]) Rosenbaum 29. und 30. November und 5. Dezember 1804 und besonders die Zeit vom 3. März bis zum 30. April 1806.

Perinet öfter beanspruchte, berichtet, was für eine liebe Not er mit ihm hatte, um ihn nur zu irgendeiner halbwegs vernünftigen Arbeit zu bewegen, und wie Perinets grenzenloser Leichtsinn sich in hundert „Eseleien“ erging. Es ist ergötzlich, wie Perinet, ehe er noch irgendeinen ordentlichen Plan für einen derartigen Hochzeitsschwank gefaßt hatte, Rosenbaum sofort um zehn Gulden anpumpte, wie dann das Stück, dessen Fertigstellung schon sehr drängte, zur Verzweiflung Rosenbaums liegen blieb, wie Perinet nur durch die Befriedigung eines neuen Vorschusses angefeuert werden konnte, und das ganze Stück sehr liederlich verfaßt wurde, so daß Rosenbaum sich ernstlich erzürnte. Aber Perinet müßte nicht Perinet gewesen sein, wenn er es nicht zustande gebracht hätte, sich wieder schnell alle durch seine nie versiegenden Späße geneigt zu machen; er schrieb angenehme Verse auf Rosenbaum und dessen Frau, man lächelte und lachte, und am nächsten Morgen kam Perinet mit seiner — Frau und beide wollten — Vorschüsse. Nach solchen Hindernissen ward endlich ein Schwank „Das Fest der Liebe und der Freude“ für die Hochzeit eines Fürsten Liechtenstein mit einer Esterházy zusammengepfuscht, und Perinet samt Gemahlin reisten nach Eisenstadt, um dort in dem Stücke mitzuspielen. Daß nun eine solche erbärmliche Zote wie dieser Schwank ohne Entrüstung vor einem jungen Brautpaare gespielt werden konnte,[1] mag ein bedenkliches Licht auf den damaligen Kulturzustand der österreichischen Aristokratie werfen, und tiefer konnte Perinets Produktion nicht sinken. Wenn er aber nun für ein derartiges Produkt, das jeder Schauspieler in einer Woche bequem verfertigen könnte, außer zahlreichen Vorschüssen, Kleidern für sich und seine Frau, den Reisekosten und der Verpflegung, vierhundert Gulden Honorar sich nahezu mühelos erwarb, dann konnte man mit seinem bodenlosen Leicht-

[1]) Siehe Rosenbaum 12. April 1806. Es wurde unmenschlich gelacht, alle fanden das Stück sehr amüsant.

sinne, der alles verschlungen hätte, nicht mehr gnädig verfahren.[1] Und so teilt Rosenbaum wenige Tage vor der Auszahlung dieses Honorars mit, daß Frau Perinet von ihres Mannes Schuldstreichen eine Menge lamentierend erzählte, unter anderem wie er eben daran wäre, nach dem Schematismus Hohen und Niederen um Geld zu schreiben.[2] Dieser völlige moralische Zusammenbruch und diese geschäftsmäßige Schamlosigkeit eines einst nicht gemeinen Talentes mag peinlich genug — um nicht widerlich zu sagen — mit anzusehen gewesen sein, um so mehr, als sich dies auch bezeichnend genug in seinen Werken äußerte, die er weniger als ein anderer von seinem Leben unabhängig machen konnte.

Wahrscheinlich abermals im Zusammenhange mit diesem häuslichen Elend stand sein kurzes Engagement bei Schikaneder in Brünn, der gleich ihm am Rande des Abgrundes stand und sich durch ein neues Theaterunternehmen wieder emporringen wollte. Schikaneder hatte das Brünner Stadttheater für das Jahr 1807 gepachtet und machte jedenfalls seinen früheren Freunden wieder so verlockende Angebote, daß ihm Perinet teils aus alter Freundschaft, teils infolge seiner bedrängten Lage und um seinen Wiener Gläubigern zu entgehen, gern und allzu vertrauend folgte. Er konnte sich dazu um so leichter entschließen, da ihn auch sein Freund Hensler nicht glänzend bezahlte, und seine Frau wahrscheinlich aus diesem Grunde ein vorteilhafteres Engagement am Theater an der Wien angenommen hatte. Allerdings muß es, wie wir gleich sehen werden, zweifelhaft bleiben, ob er auch wirklich von Schikaneder zuerst nach Brünn engagiert wurde.

Das „Allgemeine Theaterjournal“, 1806, II, pag. 150, berichtete, daß Schikaneder die Direktion des Brünner Stadttheaters übernommen hätte, und daß Perinet als Theater-

[1] Siehe Rosenbaum 30. April 1806.
[2] Siehe Rosenbaum 26. April 1806.

dichter nach Brünn engagiert wäre. Nach den gewöhnlichen Berichten, so nach Bäuerle, wäre Perinet durch sechs Monate bei Schikaneder in Brünn engagiert gewesen, und da Schikaneder das Theater daselbst am 22. März 1807 eröffnete, [1]) also von dieser Zeit an. Damit stimmen nun andere Quellen allerdings nicht. Perinet mußte schon im Jahre 1806 in Brünn engagiert gewesen sein, denn Boll berichtet, daß Perinet im Theater in der Leopoldstadt am 27. Januar 1807 in „Die Ballnacht“ neuerdings debütierte [2]), und fügt ausdrücklich hinzu: „Er war inzwischen in Brünn engagiert gewesen.“ Da wir dieser Quelle wohl Vertrauen schenken müssen, so bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß Perinet bereits im Jahre 1806 von Schikaneders Vorgänger Johann Bapt. Mayer nach Brünn engagiert worden war, daß er aber, nach dem gänzlichen Zusammenbruche der Mayerschen Direktion [3]) schleunigst das sinkende Schiff verließ, nach Wien zurückkehrte, hier aber neuerdings von Schikaneder aus angedeuteten Gründen verlockt wurde, sich dem Brünner Unternehmen zu widmen. Denn daß Perinet vom Frühjahre ab an diesem ebenfalls beteiligt war, steht jedenfalls außer Zweifel. [4]) Die Wiener Kritik ließ frohen Herzens Perinet nebst Schikaneder ziehen, die beiden galten ja als die ärgsten Geschmackverderber und in Brünn konnten sie ohne Schaden wirken. So konnte der Wiener Berichterstatter der Zeitschrift für die elegante Welt (1807, pag. 24) am 25. Dezember 1806 grausam genug spotten: „Übrigens droht unserm Theaterhimmel ein schweres Gewitter und mehrere Sterne der ersten Größe wollen uns ihr Licht entziehen. Denken Sie nur, die

[1]) S. Komorzynski, l. c. pag. 71, und s. Rille, Die Geschichte des Brünner Stadttheaters, pag. 72 ff.

[2]) S. Chronolog. Verzeichnis ꝛc. pag. 154 und 161, und siehe auch Rosenbaum, 27. Jänner 1807, dagegen 30. November 1806: „War mit P. als künftigem Brünner Theaterdichter im Bierhaus.“

[3]) S. Rille, l. c. pag. 71 f.

[4]) S. Wiener Theaterzeitung 1807 und Rille l. c.

Brünner haben uns, wie man versichert, Schikaneder und Perinet entführt und scheinen so die wahre Nazionalbühne der Deutschen ganz widerrechtlich nach Mähren ziehen zu wollen."

Perinet trat Ende März oder Anfang April nach dem Brünner Berichte der Wiener Theaterzeitung [1] zum erstenmal unter der Direktion Schikaneder in Brünn auf und gefiel. Der Berichterstatter fügte aber sogleich hinzu: „Der Himmel schütze aber nur die Brünner vor seinen und Schikaneders Produkten." Die Kritik, von der Perinet in der Provinz wohl glimpflicher behandelt zu werden erhoffte, verfolgte ihn selbst bis hierher. Und schon in einer der nächsten Nummern der Wiener Theaterzeitung (1807, Nr. 23) vernichtete ihn Czikann: „Daß Herr Perinet aufgetreten und gefallen habe, ist zwar wahr, doch in welchen Rollen zeigte sich sein großes Talent fürs Komische? Die Zeit hat ihm schon den Stab gebrochen . . . . ꝛc. ꝛc. Mit seinen schnöden Auswüchsen werden wir leider! noch gequält, Herr Schikaneder würde . . . . weit besser tun, wenn er uns mit . . . . Perinets Albernheiten verschonte." Perinet sah übrigens bald selbst ein, daß die Verhältnisse keineswegs so verlockende waren, daß er sich für längere Zeit hätte binden können. Die Kritik brachte ihn um alle Erfolge, die sich wegen seiner gänzlich veralteten Possen ohnehin nur spärlich eingestellt haben mochten, und die wüste Systemlosigkeit Schikaneders, in der sich dessen erster Wahnsinnskeim bereits zeigte, ließ den Thespiskarren bald gründlich verfahren. Eine Katastrophe drohte. Perinet wandte sich daher ebenso leichten Herzens, als er gekommen war, wieder von dem Brünner Zwischenspiele ab und kehrte reuig in das Leopoldstädter Theater zurück, das er nun nicht mehr bis zu seinem Tode verlassen sollte. Wann er daselbst wieder debütierte, konnte ich nicht ermitteln, jedenfalls im Herbste, da nach einer infolge seines Brünner

[1]) 1807, Nr. 13, pag. 15.

Engagements längeren Pause [1]) am 5. November 1807 eine seiner besseren Travestien „Hamlet" an dieser Bühne mit starkem Beifalle zum erstenmal zur Darstellung gebracht wurde.

Die Kritik wurde ihm gegenüber seit seiner Rückkehr aus Brünn immer unleidlicher. Allerdings vergingen sich seine Stücke auch an dem einfachen gesunden Volksgeschmacke immer mehr, er bot nur noch liederlich zusammengeschleuderte Rüpeleien, so daß man sich manchmal in die Tage der alten commedia dell' arte zurückversetzt glaubte. Die Zeitschriften griffen ihn daher auch so stark wie noch nie an. Seine ärgsten Feinde, die „Neuen Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten" 1807, I, pag. 45, verstiegen sich sogar zu einer so heftigen Persönlichkeit wie dieser: „Wie lange wird Herr Perinet zur Schande der österreichischen Literatur noch sein Unwesen forttreiben? . . . ein Mensch, der es bei seiner Lebensweise nie dahin brachte, für ehrwürdige Dinge Achtung zu gewinnen", und wie noch andere dieser Angriffe lauteten. [2])

Aber selbst sein Stammpublikum, das gewiß nicht verwöhnt war, sollte seinen geschmacklosen Werken gegenüber endlich die Geduld verlieren und sogar an dem Dichter selbst eine schreckliche öffentliche Justiz ausüben. Bei der Aufführung einer von Perinet verfaßten Erneuerung von „Pumphia und Kulikan" am 8. Oktober 1808 kam es zu einem furchtbaren Theaterskandal, da, wie selbst die sonst sehr nachsichtigen „Briefe des jung. Eipeld." 1808, 12. H., pag. 10 ff., sagen, das Stück „ein Bißl pumpfenhaft ausgfalln" war. Der Skandal mußte ungewöhnlich

---

[1]) Am 16. April war das letzte Stück Perinets gegeben worden und von da an, solange er wahrscheinlich in Brünn weilte, nichts mehr bis zum 3. November. Bäuerle berichtet, daß Perinet unter Schikaneder sechs Monate in Brünn war. Das würde damit stimmen.

[2]) S. oben unter Semiramis und s. Wien. Th. Ztg. 1812, pag. 337: „Hr. P. wurde gerufen und machte gleichsam durch sein Erscheinen die Schlußscene der Travestirung aus."

groß oder überhaupt unerhört gewesen sein, da eine Anzahl Zeitungen einen ausführlichen Bericht darüber brachte.[1] Das Strafgericht war nach dem Intelligenzblatte der Annalen der Literatur und Kunst ꝛc. ziemlich stark. „Das Publikum murrte, es ward immer lauter, man hörte von allen Seiten Gezische, man fieng an zu stampfen, einzelne Pfeifchen ertönten, diese mehrten sich immer mehr, bis endlich das Pfeifen in ein solches Unisono übergieng, daſs es den Director und den Dichter keinen Augenblick über die Wirkung des Stückes in Ungewiſsheit lassen konnte. Man schloſs daher dasselbe. Das Pfeifen und der Tumult ward immer größer, 1000 Stimmen begehrten den Dichter, — alles schrie: Perinet! Herr Sartory kam heraus, um abzudanken, es war fruchtlos, man vernahm seine Stimme nicht. Nach einigem Weigern trat er endlich ab, und Hr. Perinet erschien. In diesem Augenblick war der Sturm und das Pfeifen auf seiner höchsten Stufe. Als das Lärmen sich etwas legte, sprach Hr. Perinet ungefähr folgendes: ‚Wenn ich in der Zeit meines Hierseins Ihnen durch einige kleine Arbeiten einiges Vergnügen gemacht habe, so ist mir ihre Strafe so achtungswert wie Ihr Beifall.'"

Seine Feinde jubelten natürlich über diese Niederlage, und ebenso kränkend mußte es für Perinet sein, sich von seinem langjährigen dankbaren Publikum derart behandelt zu sehen. Es war begreiflich, daß er gegen diese allerdings übertriebene Mißhandlung wehmütig seine Stimme erhob[2] und von einer „dreyfachen Gabala" gegen ihn sprach. Er meinte, eine solche demütigende Strafe, persönlich dem Publikum Abbitte leisten zu müssen, nicht verdient zu haben, da viel schlechteres mit Beifall aufgeführt wurde und er so vieles geschrieben hätte, „was's sogar im Ausland die Goldgruben genennt haben". Mit Befriedigung konstatierte

[1] S. Weſt, Sonntagsblätter 3. J. unter Theaterchronik v. 8. Okt. Intellegenzblatt d. Annal. d. Lit. u. Kunst ꝛc. 1808, pag. 268 f. Perinet selbst in den Briefen der Tulbinger Resel, 11. H., pag. 20 ff.

[2] Siehe Briefe der Tulbinger Resel, 11. Heft, pag. 20 ff.

er übrigens, daß das Publikum nach seiner Abbitte ihm wieder persönlich Beifall geklatscht und ihm eigentlich nur die Schadenfreude gewisser Personen „erschrecklich wehgethan" hätte. Wenige Tage nach dieser Affäre hatte er das Publikum schon wieder gewonnen. Als er da nach der Aufführung eines seiner älteren Stücke allgemein gerufen wurde, sprach er ungefähr, daß er vor sechs Tagen auf dem nämlichen Platze aus Schmerz beinahe geweint hätte und daß er es jetzt aus Freude täte. „Es hat g'wisse Leut geb'n (hat er g'sagt), die ihm sein' letzte Anred' verdreht und im Maul umgekehrt haben, und daß halt nix dem Respekt gleichkäm, den er geg'ns Publikum und seine Landsleut hat. — Da hab'ns 'n kaum vor Applausi mehr reden lassen, denn d' Stimme ist ihm wirklich gebrochen. — Hernach hat er ein Buckerl g'macht, und sich ang'fragt, ob er noch ferner auf ihr Huld und Gnad Anspruch machen darf? und da war der Teufel loß, denn sie haben allweil Fisat und Bravo g'schrien, bis ihm die Kartin vor der Nase zug'fallen ist." — Einem feineren Menschen als Perinet wäre eine solche erniedrigende Haschcrei um die Gunst dieses sklavenhälterischen Publikums wahrscheinlich unmöglich gewesen, aber er suchte sich längst durch solche bedienten- und komödiantenhafte Unterwürfigkeit sein zwar nicht verwöhntes, aber launenhaftes Publikum zu erhalten oder zu gewinnen. So dankte er im Stücke „1803 oder: Der Wirt zur blauen Maise" mit folgenden Versen [1]):

Ich verbleibe auch 1803
Ihr unterthänigster Lohnlaquai,

in „Aschenschlägel" mit dem einzigen demütigen Worte: „Aschenschlägel" [2]), und im „Baum der Diana" erschien er gar, ohne gerufen zu werden, und sprach [3]):

Wenn Sie mir in Zukunft Ihren Beifall nicht entziehen,
So werden mir immer goldene Früchte blühen.

---

[1]) Siehe Rosenbaum, 31. Dezember 1802.
[2]) Wiener Th.-Ztg. 1812, pag. 224.
[3]) Wiener Th.-Ztg. 1812, Beilage pag. 62 f.

Goldene Früchte stellten sich trotzdem keine ein, und das bißchen Beifall mußte unter bitteren Demütigungen erkauft werden. Die Tage der Beliebtheit seiner Werke waren gezählt, nur einiges von den älteren Sachen hielt sich noch, aber namentlich wollten die Travestien gar nicht mehr einschlagen.[1] Diese Mode war 1810 nicht mehr beliebt. Und wenn sie sich noch Geltung verschaffen konnte, so war es unter einer anderen, noch lokaleren Form, die ganz in Wiener Verhältnissen aufging. Der Eipeldauer bestritt zwar das Absterben dieser Gattung und meinte[2]: „In G'sellschaften schimpfen s' drüber und sind alle über die travestirten Possen hinausgewachsen; aber so oft so ein Possen gehn wird, stecken s' im Theater draußt und zerlachen sich, daß ihnen der Bauch weh thut ꝛc." Trotzdem schlugen die neuen Travestien keineswegs zündend ein, die Mißerfolge waren weit zahlreicher, und Perinets materielle Verhältnisse daher sehr trostlos. Er versuchte darum auch alles, um sie aufzubessern. In den Jahren 1808 und 1809 betätigte er sich sogar journalistisch durch die Herausgabe der „Briefe der Tulbinger Resel ꝛc.", mit denen er aber auch, wohl infolge der Kriegsjahre, kein rechtes Glück hatte; die Redaktion war keine schlechte gewesen, aber ihm schlug nun schon alles fehl.

Seine Häuslichkeit entzieht sich uns nun ganz. Seine Frau spielte getrennt von ihm an anderen Bühnen, und wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß sie bei ihrem Gatten keine guten Tage erlebte und froh sein mußte, sich ihr Leben selbst unterhalten zu können. Jedenfalls hatte ihr liederlicher Gatte auch ihre Gage angegriffen. Perinet hat sich in diesen seinen letzten Jahren sicherlich mehr schlecht als recht durch

[1]) Siehe z. B. Wiener Th.-Ztg. 1811, pag. 76: „Die Parodien und sogen. Knittelversopern sind nicht mehr so ganz an der Tagesordnung."

[2]) Briefe d. jung. Eipeldauers 1813, 6. Heft, pag. 16, u. auch 1. Heft, pag. 18.

das Leben geschlagen, denn seine Stücke wurden meist rasch beiseite gestellt. Auch einen neuen Direktor sollte er am 29. Mai 1814 bekommen, den Eisenhändler Leopold Huber; doch blieb Hensler noch mehrere Jahre der geistige Leiter des Theaters, so daß Perinet immerhin noch eine Stütze hatte. In den letzten Jahren von Perinets Leben trat auch noch zu dem übrigen Elend eine langwierige Krankheit, die Wassersucht, die eine Folge seiner Trunksucht war, und für alle diese Mühsal konnte ihn auch das kurze, fast unvermutete Aufleuchten seines Sternes während der Kongreßzeit nicht hinreichend entschädigen. Daß die Not seiner letzten Tage groß war, deuten nicht nur die Nachrufe (s. sp.) an, die seinen Tod für eine Erlösung aus unerquicklichen Verhältnissen hielten — Meisl spricht von einer nur wenig mit Rosen bestreuten Laufbahn —, sondern auch ein überlebender Zeitgenosse[1]) sprach lange nach Perinets Hinscheiden von dem armseligen Ende desselben unter Tränen und fügte hinzu: „in paupertate mori — das damalige Dichterlos!“ In diesem Falle durfte man freilich die Welt nicht anklagen.

Dem schon schwer Leidenden, der von der Kritik so bitter verfolgt wurde, dürfte es dieser gegenüber keine kleine Genugtuung gewesen sein, daß im Kongreßjahre 1815 seine Travestie „Evakathel und Schnudi“ wieder zu hohen Ehren kam. Das Leopoldstädter Theater stand durch dieses Stück bei den höchsten Herrschaften plötzlich in ungeahnten Gnaden. Und wenn auch „Die Chronik des allg. Wiener Congresses“ höhnte, der Direktor des Leopoldstädter Theaters müßte einen eigenen Begriff von den Kongreßfremden aus dem Reiche haben, „Morgen gibt er ihnen zur Unterhaltung „Evakathel und Schnudi“, so wußte dieser Mann eben, was gewünscht wurde. Und in der Tat, der König von Preußen

[1]) Siehe Hormayrs Archiv 1823, pag. 537: „Bilder aus der Nähe“; über sein herabgekommenes Aussehen (auch in seiner Kleidung im Gegensatz zu früher) siehe ausführlich in Gräffers kl. Wiener Mem. I, pag. 115 f.

und der russische Kaiser, durch den Erdgeruch der österreichischen Sonderart angezogen, waren häufiger im Leopoldstädter Theater, in dieser „Apotheke des Humors", bei „Evakathel und Schnudi" zu finden als in den frostigen Logen des Burgtheaters. Dort ergötzten sie sich weit mehr bei dem grotesken Spiele J. Schusters, der den „Pamstig" ganz einzig gab. Aber auch eine literarisch bedeutsame Persönlichkeit, wie Jakob Grimm, wußte, wenn sie an der Wiener Schaubühne damals etwas zu loben fand, wiederum nur den Gevatter Kasperle hervorzuheben.[1]) Der Enthusiasmus für „Evakathel und Schnudi" war so groß, daß sich ein Fürst T. rühmte, mehr als zwanzig Vorstellungen davon mit derselben Begeisterung gesehen zu haben.[2]) Und so konnte sich auch Perinet am Abende seines Lebens rühmen, insofern er noch den Dichter „Baumschabel" darin spielte, vor einem Parterre von Königen gespielt zu haben oder wenigstens aufgeführt worden zu sein. Die Renaissance dieser Travestie dauerte über den Tod des Dichters hinaus, sie hielt sein Andenken — außer den Volksliedern — bis in die dreißiger Jahre noch aufrecht, namentlich als Raimund und die Krones durch ihr groteskes und pikantes Spiel sie belebten.

Perinet war in dieser Zeit seines letzten Triumphes bereits ein gebrochener Mann; seine Krankheit, die Wassersucht, machte Fortschritte, und am 20. Dezember 1815 trat er schon sehr leidend das letztemal als Schauspieler im „Tyroler-Waštel" auf. Er spielte den alten Buchhalter und seine letzten Worte waren bezeichnend genug: „O tempi passati, bey Dir alten Datti!" Er mochte es wohl fühlen, daß seine Rolle ausgespielt war, nicht nur, weil ihm der Tod drohte. Er gehörte in eine langsam absterbende Zeit,

[1]) Nach dem Werke „Der Wiener Congreß" (Artikel von Wittmann). — Auch Nelson war bei seiner Anwesenheit in Wien ein begeisterter Verehrer des „Kasperltheaters", wie der wiederaufgelebte Eipeldauer, 1800, 20. Heft, pag. 13, zu berichten weiß.

[2]) S. auch Schaden, Meister Fuchs, pag. 275.

für die sein Talent als pikanter Broschürenschreiber und lustiger Zauberpossenfabrikant reichte, aber nun forderte die Zeit Dauernderes und Charaktervolleres, um vor ihr bestehen zu können und in die Zukunft zu gehen. Bei allen Leiden auf seinem Krankenlager verließ ihn übrigens nie sein guter Humor, er arbeitete sogar recht fleißig, eine neue Travestie entstand noch und mehrere Possen wurden geplant. Meistens schrieb er, um sich die böse Nacht zu vertreiben, erst nach Mitternacht und mit einem wahren Galgenhumor konnte er über seinen Zustand scherzen:

Ihr seht mich reif zur Bahre.
Ich lebe, sagt mein Arzt, kaum mehr noch hundert Jahre.
Der Tod bleibt keinem aus; ich muß mich wohl ergeben —
So hoff' ich denn wohl auch, den Tod noch zu erleben;
Die Mode kommt nicht ab, es ist wahrhaftig dumm!
Weil Alles sterben muß, so bringt's mich auch nicht um![1]

Dankbar feierte er noch wenige Tage vor seinem Tode Hensler in einem längeren Gedichte und wehmütig gedachte er seines ihm in ähnlichem und auch nicht unverschuldetem Elend vorausgegangenen Freundes Schikaneder. Namentlich lag ihm aber das Schicksal seiner letzten Travestie „Der Hund des Aubri ꝛc." sehr am Herzen und dreizehn Stunden vor seinem Tode schrieb er[2] in dieser Angelegenheit noch folgenden Brief an Bäuerle, der von seiner unversieglichen Laune zeugen mag:

„Bruder, damit Du nicht wähnst, ich hätte keinen Hund aus dem Ofen zu locken, sende ich Dir meinen Dragon. Sollte mir die Bestie meinen Tod vorheulen, so peitsche ihn recht; führt er sich aber gut auf, so behandle ihn gut, und rühme seine Künste an. Du kannst

---

[1]) Siehe Wiener Th.-Ztg. 1816, pag. 40.

[2]) Auch die Wiener Stadtbibliothek besitzt einen Brief aus diesen letzten schweren Tagen des Dichters, worin ihm das Schicksal dieser Travestie am Herzen liegt, und er über seine körperlichen Leiden klagt. Sein Humor verläßt ihn dabei nicht.

Dir denken, wie sehr mir als Hundsvater hart geschieht, daß ich nicht Zeuge seines Debüts seyn kann, aber es ist schon in der Ordnung, daß die Väter ihre reisenden Kinder selten begleiten können, und ihnen höchstens ihren Segen mit auf die Fahrt geben dürfen. Da er Dir nichts zu Leide that, so laß ihn wenigstens ungeschoren, gieb nicht zu, daß man ihm den Schweif einklemme, laß ihn nicht ohne Halsband laufen, und ist was an ihm, so brenn ihm den Hubertsschlüssel ein. Leb' wohl und sorge, daß keine Hundskomödie daraus wird. Dein Perinet.

Am 3. Februar um halb sieben Uhr Abends."

Um dieselbe Stunde begann das Stück, aber es erzielte keinen besonderen Erfolg. Die Schatten des Todes standen über seinem Witze. Am Morgen des nächsten Tages, am 4. Februar um 4 Uhr früh, erlag Perinet der plötzlich eingetretenen Herzwassersucht.[1] Die Direktion gab davon in gewählten Worten Nachricht und die Beerdigung erfolgte unter zahlreicher Beteiligung seiner Kunstgenossen am 6. Februar auf dem St. Marxer Friedhofe. Mehrere Blätter widmeten ihm ehrende Nachrufe[2], worin sie seine Verdienste um die

[1] Siehe Totenbuch von St. Johann von Nepomuk i. d. Leopoldstadt. Er starb in der Jägerzeile Nr. 11, heute Praterstraße 46; das Haus ist umgebaut worden.

[2] Bäuerle l. c. (zugleich Biographie), d nn Allg. musik. Ztg. 1816, pag. 196, und Meisl im „Sammler" 1816, pag. 68. Rosenbaum 5. Febr. 1816: „Gestern früh starb Perinet um 1/2 10 Uhr (Totenbuch 4 Uhr) — Sie ist mit Jermeloff in Paris — an plötzlich eingetretener Herzwassersucht im 49. Jahre (?). Die Direktion gab ein ehrenvolles Partezettel. Er starb beinahe am Schreibtisch und ließ bei Aufführung seines Hundes sagen, daß er ihm nicht auf das Grab —. Nach 4 Uhr war sein Leichenbegängnis in der St. Johanneskirche. Ich . . . dabei. Bei der Einsegnung an der Kirchenthüre waren Hensler, Müller, viele vom Leopoldstädter Theater, Mayer, Stegmayr 2c. Er ließ noch Müller (Wenzel) sagen, daß er ihm sein Requiem statt dessen des Hundes von Aubri machen solle. — Er starb ganz verwahrlost im Elend. Seine Existenz war traurig. Darum wohl ihm. Er ruht." — Nach der Sperrelation (Archiv des k. k. Landesgerichtes in Zivilsachen zu Wien, 3457 ex 1816)

komische Muse, namentlich um die Parodie, lobend hervorhoben und sein zuletzt nicht dornenloses Leben bedauerten.

Heute ist Perinet ein vergessener Mann, daran ist nichts zu ändern und es geschieht ihm damit auch kein Unrecht. Was von ihm lebt, ist ohne Namen Eigentum des Volkes geworden als Volkslied und Scherzwort, und das mag so viel wert sein, daß man sein Andenken wenigstens in einer Monographie wahrt, die den vereinzelten Freunden von Wiener Kultur und Literatur die bescheidene Rolle eines Volksdichters schildert. Perinet war ein Volksdichter, freilich in keinem guten Sinne des Wortes; er bequemte sich dazu, dem Volke das zu bieten, was es in seinen dunklen Instinkten ohne Läuterung begehrte, und er versuchte es keinen Augenblick, sich dem schlechtweg Gemeinen mit einem Kunst- oder Kulturbegriff in Gegensatz zu stellen, um das Volk in einer ihm zwar vertrauten, aber geläuterten Form zu sich und in eine höhere Welt emporzuheben. Er stieg vielmehr bereitwillig in die Niederungen des Volksgeschmackes herab und opferte alles den dunkelsten Begierden. So kann ihm wohl heute der Kulturhistoriker dankbar sein, da er in Perinets Werken ein getreues Spiegelbild der damaligen Kultur des Wiener Volkes finden wird, aber der Literarhistoriker wird es bedauern, ihm keinen Platz unter denen geben zu können, die auch nur einer führenden Idee folgten. Perinet hat sich allein durch eine Form verdient gemacht,

---

wohnte er in seinen letzten Tagen als Aftermieter, er hinterließ nichts Schätzenswertes, nur abgebrauchte Kleider. Er hatte keine Verwandten außer seiner Frau, die sich nach der Sperrelation in Paris aufhielt und nicht mehr mit ihm lebte (s. Rosenbaum). Sein Leichenbegängnis fand auf Kosten des Leopoldstädter Theaters statt. — Was dagegen Bäuerle in dem Roman „Ferdinand Raimund" 1855, I. 71 ff. von Perinets letzten Tagen erzählt, dürfte wohl romanhaft sein. Danach soll ihn sein Hausherr (!, er war A f t e r m i e t e r und wohnte bei einer F r a u Stück) wegen des Zinses noch kurz vor seinem Tode fürchterlich gequält haben! Daß er, nach Bäuerle, im Winter nur die dürftigsten Kleidungsstücke besaß, scheint mit der Sperrelation übereinzustimmen.

er gehört mit zu jenen, die Volkstypen dauernd auf die regelmäßige Bühne brachten und somit durch diese Bühnenbereicherung dem Volksstücke die erste Bahn brachen; hier kann er Dank verdienen. Doch müssen wir ihn auch mit der Zeit entschuldigen, ihm vieles aus zwingenderen Gründen noch vergeben, als daß er ein leichtlebiges Wiener Kind war, das, um nur bequem zu leben, sich aus Ideen kein Gewissen machte. Er war mit ein Opfer und Werkzeug des herrschenden Systems, das, ohne die Klärung der josefinischen Ideen abzuwarten, das große Kind „Volk“ mit dem gefährlichen „panem et circenses“ wieder einlullte. Und die „circenses“ mußten durch die lustigen Zauberpossen dargestellt werden, wo man die eigene Welt vergessen und aus den Tollheiten keinen Sinn finden konnte. So ward das Capua der Geister auch ihm.

Zu diesem kam noch Perinets wüstes Leben, das ihm jeden Charakter nahm und dem seine Werke nachgerieten. Dieses wurde vielleicht auch durch das Dilettantenhafte, das dem ganzen Leben und Schaffen des Dichters anhing, bedingt. Seine Versuche in Dichtung und Schauspielkunst waren zwar für einen Dilettanten gewiß zu gut; als er aber aus „Dichterei“ und „Schauspielerei“ ein trauriges Gewerbe machen mußte, ohne auf eine Klärung warten zu können, da folgte die Ernüchterung und die Erkenntnis seines zweifelhaften Wertes, die er zu betäuben suchte. Er hätte eigentlich zu den direkten Nachfahren des Hanswurstes gehört, zu jenen lustigen Improvisatoren der commedia dell'arte, zu jenen Prehauser und Bernardon, die, wenn das Spiel beendet war, ihre bunte Jacke auszogen und die achtbarsten Bürger und Familienväter wurden, weil sie sich an ihrem Spiele gründlich ernüchtert hatten. Für Perinet wurde es aber seiner Charakteranlage nach zum Schicksale, daß er mit zu jenen gehörte, die das improvisierte Stück durch das regelmäßige, den Hanswurst durch den Kasperl ersetzten, denn da er alle seine Launen

im Spiele nicht ausgeben konnte und in dem regelmäßigen Handwerke ernüchtert wurde, setzte er die tolle Komödie im Leben fort, bis sie zur Tragikomödie führte.

Um nicht länger den peinlichen Nachrichter zu spielen, geben wir Perinet über sich selbst zum Schlusse das Wort mit jenen Versen im travestierten Hamlet (pag. 91 f.), in denen er sich eine bescheidene Grabschrift[1]), die sein Wirken kennzeichnet, geschrieben hat:

Totengräber: Ha, das war ein närrischer Kopf auf der Welt,
So voll von Spaßen, als leer am Geld.

Hamlet: Sag an, wie hat er denn geheißen?

Totengräber: Er fällt mir nicht ein — ich möchte mir den Kopf zerreißen.

Hamlet: Heißt er, wie er will — ich kenn ihn schon ohne Sagen,
Aus seinem Kopf seh' ich, er hatt' einen guten Magen.
Viel Leichtsinn, viel Herz, und unter der Hand
Ein wenig auch Witz, und ein bischen Verstand.
Wie oft hab' ich über dich nicht gelacht,
Wie oft hat man dir nicht Verdruß gemacht?
Du lachtest mit, und wehrtest dich tapfer und keck —
Ist dir denn das Maul ganz jetzt weg?
Weißt du denn jetzt kein einziges Bon mot?
Du machtest froh, und warst doch selten froh!
Sieh, so wird es mit allen Spaßen gar:
Die Welt sagt höchstens, er war ein guter Narr.
Und doch Manche, die lebend ins Gesicht dich schlugen,
Weinten dennoch, als sie dich zu Grabe trugen.

[1]) Ein kleines Denkmal haben ihm gesetzt: Bäuerle in dem erwähnten Roman, ferner in „Ferdinand Raimund", Wien, 1855, p. 71 ff., Radler im „Schikaneder" (1884) und Jul. v. Voß im trav. Nathan (Stuttgart 1856), pag. 67.

Eine Denkschrift der Wiener Buchhändler aus dem Jahre 1845.

Mitgeteilt von

Karl Glossy.

Im Jahre 1845 vereinigten sich die Wiener Schriftsteller im Salon des Hofrates Hammer, um über eine Petition wegen Milderung der Zensur zu beraten. Auch Grillparzer erschien, obwohl er mit dem Vorgehen der Literaten nicht einverstanden war, da er an einen günstigen Erfolg nicht glauben wollte. Er kam nach wiederholtem Drängen, um nicht den Anschein der Wohldienerei auf sich zu laden. Es wurde eine umfangreiche Bittschrift verfaßt und von den Anwesenden unterzeichnet[1], zuerst von Hammer, hierauf von Professor Endlicher und dann von Grillparzer. Das Schriftstück wurde in ausländischen Blättern mit allen Unterschriften abgedruckt. In den „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" berichtet Grillparzer, wie er zu seinem Erstaunen bemerkt habe, daß er in der Reihe der Unterzeichner der erste stand, indes ihm bewußt war, als dritter unterschrieben zu haben. Es ergab sich, daß Hofrat Hammer und Professor Endlicher ihre Namen hatten ausradieren lassen, um sie dann in die Mitte einzufügen, so daß Grillparzer „als Rädelsführer" an der Spitze stand. Die Bittschrift, dem Fürsten Metternich überreicht, hatte, wie Grillparzer voraussah, keinen Erfolg, denn der schlaue Staatsmann erklärte, durch diesen vom Gesetze verpönten Schritt seien seine besten Absichten durchkreuzt und es werde daher alles beim alten bleiben.

[1]) Am 11. März 1845.

Durch das Beispiel der Schriftsteller aufgemuntert, fanden sich auch die Wiener Buchhändler, die unter dem Drucke der Zensur ebenfalls empfindlich litten, zusammen, um eine Bittschrift dem Kaiser zu unterbreiten, die aber den gleichen Erfolg hatte wie jene der Schriftsteller.[1]) Man kann sich nach modernen Begriffen nicht vorstellen, welchen Quälereien ein vormärzlicher Buchhändler ausgesetzt war. Fortwährend unter Polizeiaufsicht mußte er den dickleibigen Index verbotener Bücher stets vor Augen haben, um genau zu wissen, ob ein Buch mit damnatur, transeat oder erga schedam zensuriert worden sei. Denn von diesen Formeln hing das Schicksal eines Buches ab. Damnatur bedeutete das gänzliche Verbot, transeat, daß es zwar verkauft, aber nicht angekündigt oder im Schaufenster ausgelegt werden dürfe, erga schedam, daß der Käufer die Bewilligung der Behörde vorzuweisen habe. Verlagsbuchhändler, wegen ihrer nahen Beziehung zur Literatur nicht minder verdächtig als Schriftsteller und Gelehrte, mußten den größten Teil ihrer Arbeitzeit auf dem Revisionsamte verbringen, von einem Zensor zum anderen laufen, um schließlich das durch die Tätigkeit des Zensors oft ganz entstellte und vielfach dadurch wertlos gemachte Manuskript dem Drucke übergeben zu können. Es gehörte überhaupt viel Mut dazu ein Buch zu verlegen, da bei den herrschenden Verhältnissen an einen größeren Absatz nicht zu denken war.

Während in Deutschland stets neue Verleger auftauchten, verringerte sich deren Zahl in Österreich von Jahr zu Jahr, und von den unter Kaiser Josef begründeten vielen Buchdruckereien konnte sich nur ein geringer Teil erhalten. Am besten erging es noch jenen, die sich mit dem Nachdruck beschäftigten. Als dieser verboten wurde, blieben nur wenige Offizinen aufrecht. So hatte die Beschränkung der geistigen Freiheit auch die materiellen Verhältnisse empfindlich

[1]) Das Gesuch ist vom 12. August 1845 datiert.

beeinflußt. Es läßt sich also ermessen, wie wichtig den Buchhändlern ein Wandel im geistigen Leben gewesen wäre. Daß sie gleich den Schriftstellern den Mut hatten um Reformen zu bitten, war immerhin ein erfreuliches Zeichen der nahenden Dämmerung und es verdient daher das folgende Schriftstück als ein Kulturdenkmal einer Zeit mitgeteilt zu werden, in der es zwar nicht an erleuchteten Männern fehlte, aber an staatsmännischer Einsicht, die aufgehäufte geistige Kraft eines reichveranlagten Volkes dem Vaterlande nutzbar zu machen.

Die Bittschrift der Wiener Buchhändler, deren Einleitung als unwesentlich weggelassen wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Der Bücherverlag, jener Hauptzweig, der allein reellen Gewinn dem Unternehmer abzuwerfen geeignet ist, ohne den sich kein großer Buchhandel denken läßt und der als Fabrikation selbst eine nationalökonomische wichtige Seite darbietet, ist gegenwärtig in Österreich, mit Betrübnis wird es gesagt, wohl auf der niedersten Stufe, die sich im Vergleich mit anderen kultivierten Staaten denken läßt.

Ein Blick auf das größtenteils aus dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel gezogene Tableau [1] zeigt, daß

[1])	Zur Michaelimesse 1833	Zur Ostermesse 1836	Zur Michaelimesse 1836	Zur Ostermesse 1837	Zur Michaelimesse 1837	Zur Ostermesse 1838	Zur Michaelimesse 1839	Zur Michaelimesse 1840	Zur Ostermesse 1841	Zur Michaelimesse 1841
Österreich	290	204	251	226	265	225	136	247	291	285
Preußen	1758	990	934	1151	018	1052	980	977	1173	1236
Bayern	778	471	395	469	420	439	388	322	437	369
Sachsen	110	646	561	669	673	789	695	814	809	651
Hannover	141	78	81	106	69	74	77	90	105	93
Württemberg . .	415	337	292	331	278	252	273	357	269	289
Baden	190	145	114	155	108	125	149	211	189	113
4 französische Städte	316	194	125	202	151	168	127	153	198	178
Die übrig. deutschen Staaten . . .	655	400	352	463	370	386	435	358	662	521

die vaterländische Bücherproduktion mit Rücksicht auf die Volkszahl nach einem siebenjährigen Durchschnitte zu jener Sachsens wie 1 : 22, zu jener Württembergs wie 1 : 9 $^{3}/_{4}$, zu jener Deutschlands mit Ausnahme der hier besonders herausgehobenen Staaten wie 1 : 6, zu jener Badens wie 1 : 5 $^{3}/_{4}$, zu jener Bayerns wie 1 : 5, zu jener Preußens wie 1 : 3 $^{5}/_{8}$, endlich zu jener Hannovers wie 1 : 2 $^{2}/_{3}$ sich verhalte, wobei übrigens bemerkt wird, daß, obschon in den Meßkatalogen auch die in Ungarn erschienenen Verlagsartikel mitgezählet sind, dennoch auf dessen Volkszahl nicht reflektiert wurde, in welchem Falle das eben dargestellte Produktionsverhältnis um mehr als das Doppelte ungünstiger wäre. Hierin allein liegt schon ein schlagender Beweis der Sterilität des österreichischen Bücherverlages. Noch viel düstere Farben müßte aber ein statistisches Tableau bieten, welches die geistige

---

Nach Cannabichs Geographie hat

Österreich in seinen deutschen Provinzen	11,477 061	Einwohner,
Ungarn und Galizien	19,875 642	"
Preußen im ganzen	14,098.125	"
Sachsen	1,652.114	"
Bayern	4,315.469	"
Hannover	1,688.285	"
Württemberg	1,634.654	"
Baden	1,277.365	"
das übrige Deutschland mit Inbegriff seiner Reichsstädte	5,032.113	Einwohner;

und es zeigt sich, daß nach obigem Durchschnitte

in Österreich (ohne Ungarn, Galizien und Italien auf	24.213	Einwohner,
detto mit Ungarn und Galizien) auf . . .	66.145	"
Preußen auf	6.153	"
Sachsen auf	1.099	"
Bayern auf	4.711	"
Hannover auf	9.125	"
Württemberg auf	2.607	"
Baden auf	4.107	"
und in dem übrigen Deutschland auf	3.909	Einwohner

ein Verlagsartikel komme.

Produktion nicht nur nach Staaten, sondern auch nach den einzelnen Wissenschaftszweigen geteilt darstellen und zugleich das Neue von dem Wiederdrucke älterer Werke scheiden würde.

Hieraus ginge hervor, daß der österreichische Bücherverlag nebst dem Wiederdrucke einiger gemeinfreier Artikel nur wenige wissenschaftliche Originalschriften zum Gegenstande habe, daß Philosophie nach ihren mannigfaltigen praktischen Richtungen, daß Geschichte — Fächer, welche das höchste Interesse der Menschheit behandeln und würdige Objekte der Bildung sind — daß dichterische Produkte, welche in schönen Formen durch das Gemüt Weisheit und Sittlichkeit lehren, hier brachliegende Wissensfelder sind. Dieses Tableau würde zeigen, daß nur Schulkompendien in positiven Zweigen, meistenteils nur für lokalen Gebrauch, einige mathematische, physikalische, medizinische und Erbauungsbücher die mageren Objekte seien, mit welchen österreichische Verleger spekulieren können, aber keinen lohnenden Markt finden . . . .

Frägt man, woher diese tiefbetrübenden Erscheinungen kommen, so wird wohl niemand die Ursache in der Behauptung erblicken, daß die Bildungsfähigkeit und Bildungsstufe der Österreicher tiefer als sonstwo, insbesondere tiefer als in Deutschland stehe. Österreich hat in seinem intelligenten Beamten- und Gelehrtenstande ausgezeichnete Talente, die sich den ersten deutschen Schriftstellern würdig zu seiten stellen könnten. Warum aber teilen diese die Schätze ihrer Wissenschaft und Erfahrung zum eigenen Wohle der Zeitgenossen nicht mit? Die Denkschrift der vaterländischen Schriftsteller besagt die Ursache.

Die Schienen und Kompressen, welche dem jugendlichen wie reiferen Geiste durch die unverändert stehengebliebenen Zensurgesetze — noch mehr aber durch die Ängstlichkeit in der Anwendung derselben — angelegt wurden, konnten keine andere Wirkung haben, als daß der Drang der Talente nach Gemeinnützigkeit, nach Mitteilung unterdrückt wurde und daß

jene, die sonst Schriftsteller und Förderer der Wissenschaft geworden wären, jetzt sich lediglich mit Aufspeichern und Sammeln von Kenntnissen begnügen, das Pfund aber, das sie zusammenbringen, zum Nachteile der Mitwelt vergraben. Es folgt hieraus offenbar die geringe Produktivität österreichischer Schriftsteller, mit welcher das Daniederliegen des Verlages Hand in Hand geht.

Aus den eben angedeuteten Übelständen folgt ferner das selbst in der Denkschrift bekannte Bestreben jener Schriftsteller, die für die Nach- und Mitwelt zu schreiben unternehmen, daß sie entweder teils anonym, teils gegen die bestehenden Gesetze die österreichische Zensur umgehen oder wohl gar — wie Normann, Schuselka, weiland Schneller — das Vaterland, dem sie vielleicht wichtige Dienste geleistet haben würden, verlassen, in Erbitterung ausarten und zu Feinden werden. Alle bieten die Früchte ihrer Wissenschaft einem ausländischen Verleger zur Ernte an, die wenigen aber, die hier schreiben und jene Wege als illegal und illoyal verabscheuen, sind ängstlich und häufig auf Kosten des Wertgehaltes bemüht, alle Zensurklippen zu umschiffen.

Diese Mißstände werden vom Auslande mit kaufmännischer Sagazität ausgebeutet, man wird nicht satt, mit Posaunenstößen den daniederliegenden Zustand der Presse zu höhnen und auszuschreien; selbst das wahrhaft Gute, was in Österreich erschienen ist oder erscheint, wird begeifert und mit Nachlässigkeit behandelt, da man es entweder gar nicht oder spät in öffentlichen Zeitschriften kritisiert, das Publikum hierauf nicht aufmerksam macht und es früher den Verlegern zurückschickt, als Leser den Wert erkennen konnten: alles dies geschieht, um die österreichische Literatur aus dem großen Verkehr zu vertreiben. Aus der geringen Produktion und der häufig ängstlichen Haltung der Werke schließt man kühn und inkonsequent genug, auf Mangel von Fähigkeiten, auf Verfinsterung und drückt die Achtung nieder, die Österreich billig in Anspruch nehmen darf.

Solche Urteile, die in jedem ausländischen Blatte zu lesen waren und noch fast täglich geschrieben werden, haben allmählich nicht nur Glauben im Auslande gefunden, sondern auch sogar manchen Österreicher angesteckt, da sie durch Tatsachen nicht widerlegt werden können, weil hier keine Organe, keine Zeitschriften bestehen, durch welche mit Kraft und Geist dem ausländischen Übergriffe ein Veto entgegengesetzt werden könnte. Es schlich sich daher bei der größten Masse des lesenden, selbst vaterländischen Publikums die aufgeredete Überzeugung ein, daß nur jene Bücher lesenswert seien, welche im Auslande — sei es auch von Vaterlandskindern — geschrieben und gedruckt werden; man hascht begierig nach Werken, die Leipzig, Stuttgart, Hamburg ꝛc. zum Verlagsorte haben, wenn sie auch gerade nicht die Gediegensten sind oder Österreich ignorieren oder wohl unbillig besprechen: österreichische Artikel aber, welche die Schule nicht zur Notwendigkeit macht, werden beiseite gesetzt.

Forscht man weiter, so muß man sogar zugestehen, daß auf dem Lesepublikum ein Vorwurf ebensowenig als auf den Verlegern laste. Vergebens sieht sich das erste um österreichische Werke um, welche die den Menschen interessantesten Fragen behandeln, sein Verhältnis zu Gott, zum Staate, zum Bürger auf eine die Fortschritte der Wissenschaft und geistigen Entwicklung angemessene Art und Weise ins klare setzen. Philosophie, Geschichte sind ja hier fast verbannt, ohne daß man einen Grund der Exilierung aufzufinden imstande ist, als die Ängstlichkeit in der Anwendung der Zensurinstruktion, die doch alles Nützliche und wahrhaft Gute gepflegt wissen will. Natürlich wird nun das Begehren der Leser auf das Ausland hingewiesen, zumal dort die wichtigsten Objekte mit einem dem Gegenstande gebührenden Freimute behandelt werden dürfen, welcher dem Produkt einen eigentümlichen Reiz verleiht. Bei diesem Stande der Dinge, bei der Sterilität vaterländischer Schriftsteller und bei dem Vorurteile gegen hiesige Werke ist es leicht er-

klärlich, daß sich hier ein großer Verlag nicht ausbilden konnte.

Niemand wird Mühe und Zeit und große Kapitalien an eine Unternehmung wagen, die — wie der Verlag ihrer Natur nach ein Glücksgeschäft ist — die höchsten Begünstigungen in Anspruch nimmt, im Vaterlande aber die Wahrscheinlichkeit des Gelingens gegen sich hat. Ohne bedeutenden Verlag aber ist der ganze Buchhandel eine zwar mühevolle aber auch wenig Gewinn abwerfende Beschäftigung, die so manche Kapitalien, die dem Vaterlande erhalten bleiben könnten, in die Fremde ableitet.

Nicht ohne hinlängliche Veranlassung erhebt sich daher die Frage, wie diesem traurigen Zustande, der zunächst die verlagsberechtigte Erwerbsklasse materiell drückt, abgeholfen werden könne?

Die Antwort liegt auf der flachen Hand. Wird der Grund des Übels gehoben, so fällt dieses von selbst weg.

Aus denselben Ursachen, aus welchen sich die großen Verlagsetablissements in Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Berlin ꝛc. im Laufe einer eben nicht gar langen Zeit entwickelten, aus eben denselben Ursachen würden sich in dem gesegneten Österreich gar bald große Kapitalien finden, welche, fruchtbringend im Verlagsgeschäfte angelegt, Schriftstellern genügenden Lohn ihrer Tätigkeit, dem Verleger anständigen Gewinn, dem Vaterlande aber in den geistigen Produkten Ruhm bringen würden.

Nur jenes Maß und Feld der Schreibefreiheit, dessen sich ganz Deutschland unter bundesgesetzlicher Zensur erfreut, sei unserem lieben Vaterlande — das ja der größte Teil Deutschlands und dessen Haupt ist — zugestanden, und bald werden Schriftsteller und Verleger mit echt patriotischem Selbstgefühle in die Schranken treten und mit dem Auslande in allen Zweigen der Wissenschaft um die Palme des Sieges kämpfen.

Österreich, das seit den Zeiten des grauen Altertums stets mit Glück gegen die Barbaren von Osten für die

Erhaltung der Kultur kämpfte, dem Europa das verdankt, was es ist, dem Deutschland seine nationale Existenz schuldig ist, das mit Recht bei Entscheidung der Völkerschicksale das wichtigste Wort spricht, würde unter obiger Voraussetzung auch in intellektuell nationaler Beziehung bald am obersten Platze stehen, würde nicht das nehmende, sondern das geistig Große gebende sein. Es würde kein Jahrzehnt vergehen, ohne daß das gegenwärtige Vorurteil des Auslandes über die intellektuelle Bildungsstufe verhallen und der geistig ebenbürtigen Anerkennung Platz machen müßte.

Die Gleichstellung der vaterländischen Zensurgesetze mit jenen des übrigen Deutschland wird aber auch nicht ohne materiellen Gewinn sein. Abgesehen von der großen Tatsache, daß der materielle Wohlstand der Völker Hand in Hand mit der geistigen Entwicklung geht und mit dieser vorwärts oder rückwärts schreitet, so läßt sich von dem engeren Standpunkte des Bücherverlagshandels nicht verkennen, daß, wie bereits erwähnt ist, in unserem Vaterlande nicht minder große Verlagsunternehmungen entstehen würden, welche in der geöffneten Konkurrenz ihr vorzügliches Augenmerk auf die Gewinnung geistiger Kapazitäten nicht nur des Vaterlandes, sondern wo sie sich immer befinden, richten und dadurch Werke bieten würden, die der ausländische Buchhändler, der jetzt Österreich nur als sein Konsumtionsfeld ausbeutet, im Tausche gegen seine Verlagsartikel nehmen müßte. Der hiesige, jetzt ganz passive Buchhandel würde aktiv werden. Millionen von Gulden, welche jetzt jahraus, jahrein ins Ausland an Saldo fließen, würden der inländischen Zirkulation erhalten; der Buchhandel würde auch produktiv dadurch werden, daß er große Druckereietablissements hervorrufen, Tausende von Setzern, Druckern und Schriftgießern nähren, der Papierfabrikation einen höheren Impuls geben würde, Folgen, welche dem staatswirtschaftlichen Auge nicht unbeachtet bleiben sollten. Gleichen Gewinn würden aus diesem Zustande die Schriftsteller selbst ziehen. In dem Felde ihrer

erweiterten Tätigkeit fänden sie zugleich ein größeres Feld der Konkurrenz ihrer Verleger, sie würden bald einsehen, daß sie im Vaterlande schönere Früchte ihrer Anstrengungen erlangen als auf anonymen oder sonst verbotenen Wegen im Auslande. Bei solcher Lage würde ihr Patriotismus Ruhm darin suchen, die Literatur ihres angestammten Landes geziert zu haben und nimmermehr würden sie für sich und zugunsten des Literaturzustandes die exzeptionelle Erlaubnis in Anspruch nehmen, ungehindert und ohne sich an die österreichischen Zensurgesetze zu halten und infolge derselben das Imprimatur zu erwirken, ihre Werke wo immer im Auslande drucken lassen zu dürfen.

Sie sprechen diesen Wunsch als ehrfurchtsvolle Bitte in ihrer Denkschrift aus.[1])

Die untertänigst Gefertigten können diese Überzeugung der hochachtbaren vaterländischen Schriftsteller, welche diesen Wunsch unterzeichneten, nicht teilen, sehen sich daher veranlaßt, in betreff dieser einzigen Abweichung von den Grundsätzen der besagten Denkschrift ihre Ansicht unvorgreiflich der allergnädigsten Beurteilung Eurer k. k. Majestät in aller Ehrfurcht zu unterziehen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der eben gedachte Wunsch der Schriftsteller nur auf der gedachten Voraussetzung beruhe und insofern von relativem Werte für sie selbst sei, daß die Zensurgesetze und deren Handhabung hier so bleiben, wie sie jetzt sind; denn nur unter dieser Voraussetzung gewinnt der Schriftsteller, indem er von mancher Fessel befreit wird; im entgegengesetzten Falle, das ist wenn die vaterländische Zensur jener des übrigen Deutschland gleichgestellt wird, wäre ja gar kein Anlaß vorhanden, die Umgehung derselben wertvoll zu finden.

---

[1]) Die betreffende Stelle in der Petition der Wiener Literaten lautet: „Eine bedeutende Erleichterung würde für den österreichischen Schriftsteller dadurch entstehen, wenn ihm gestattet würde, seine Schriften in denjenigen deutschen Bundesstaaten, in welchen ohnehin Zensur besteht, drucken zu lassen, ohne sie vorher der österr. Zensur vorlegen zu müssen."

Hieraus leuchtet schon wenigstens die Einseitigkeit der Bitte der Schriftsteller ein, da sie nur in dem Beharren in einem vergleichsweise unvollkommenen Zustande der vaterländischen Zensur den Anhaltspunkt finden.

Die allerhöchste Sanktionierung und Gewährung dieser Bitte würde daher gewissermaßen öffentlich beurkunden und bewahrheiten, daß die vaterländische Zensur jener anderer deutschen Staaten nachstehe. Sie würde beweisen, daß ein kleiner Teil des Volkes — nämlich der Schriftsteller — eine Verbesserung der Gesetzgebung bedürfe und gerade dadurch würde die Unvollkommenheit derselben bestätigt werden.

Sieht man nun auf die notwendigen Folgen der Gestattung des schriftstellerischen Wunsches, so läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß der gänzliche Untergang des österreichischen eigenen Bücherverlages unausweichlich wäre, wenn nicht zugleich die hiesigen Zensurgesetze jenen des Auslandes parifiziert werden. Die Notwendigkeit dieser traurigen Folge wird durch wenige Sätze klar werden. Schon jetzt besteht trotz aller selbst strafgesetzlichen Schranken ein reges Bestreben österreichischer Schriftsteller, ihre Werke durch ausländischen Verlag in die Öffentlichkeit zu bringen; dieses Streben wird, wenn es, gesetzlich erlaubt, an österreichischen Zensur- und Strafgesetzen keine Schranke mehr findet, offenbar sich vergrößern, die geistigen Borne Österreichs werden dem Auslande erschlossen und zugänglich gemacht werden, aus denen der österreichische Verleger nichts schöpfen darf, weil er jenen Gesetzen früher Genüge leisten müßte, die der Schriftsteller gerade umgehen will und — nach der hier vorausgesetzten Erlaubnis — darf. Die geistigen Produkte des Vaterlandes, die sich unter dem einseitigen Schutze dieser Erlaubnis nicht unwahrscheinlich vermehren, vielleicht auch besser würden, blieben dem österreichischen Verleger ein Noli me tangere, weil jeder Schriftsteller eine Makel seines Werkes darin finden würde, daß es hier verlegt ist. Das Urteil gegen inländische Verlagsartikel, dessen

eben erwähnt wurde, würde statt zu verschwinden nur größere Nahrung finden und alle inländischen Verlagswerke mit einem Fluche belegen.

Selbst solche Artikel, welche jetzt noch dürftig in Österreich verlegt werden, würden bald, sei es aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht, eine ausländische Druckerei suchen, so daß der österreichischen Verlagsspekulation kein anderes Objekt mehr bliebe, als höchstens gemeinfreie Werke, Produkte minderer Schriftsteller und Schriften von ganz lokalem Gebrauche — Objekte, an denen der Natur der Sache nach nichts zu gewinnen ist.

Anderseits würde mit der besagten Erlaubnis die Sphäre der Verlagstätigkeit des Ausländers über die ganze Monarchie erweitert, ohne daß die Konkurrenz der österreichischen Buchhändler zu besorgen wäre; ausländische Verleger hätten das Monopol in Ansehung der Ausbeutung schriftstellerischer Talente. Zweifelsohne würden diese sich der vorzüglichsten Kapazitäten versichern, vielleicht auch, besonders im Anfange, einige Opfer bringen, um den Verlag Österreichs gänzlich danieder zu haben und sich den fruchtbaren Markt der Monarchie zu reservieren.

Alle Übelstände, welche bisher ungünstig auf den hiesigen Bücherverlag einwirkten, würden also zugunsten der Ausländer vergrößert, so daß sich die von den Schriftstellern erbetene Erlaubnis als ein Schutzgesetz für die Druckereien und Verlagsunternehmungen des Auslandes der Wirkung nach darstellt, dessen notwendige Folge die Verödung der Druckereien, das Sinken der Papierfabrikation, der Verfall des Buchhandels und der Abfluß noch viel größerer Summen Geldes in das Ausland sein würde, wofür die vaterländische Zirkulation nur einen geringen Ersatz in dem Honorar einiger Schriftsteller fände.

Ob ein solches Gesetz, von der nationalökonomischen Seite aus betrachtet, zu rechtfertigen wäre, dürfte mit Grund bezweifelt werden!

Vielleicht — könnte man denken — werden die materiellen Übelstände, die durch die oftterwähnte Erlaubnis hervorgebracht werden, durch den Nutzen für die größere Volksbildung überwogen?

Auch hieran setzen die ehrfurchtsvoll Gefertigten bescheidene Zweifel. Zugegeben, es steigere sich die geistige Regsamkeit der Schriftsteller, so könnten ihre Werke doch nur solche sein, welche entweder schon nach den österreichischen Zensurgesetzen hier gedruckt werden dürfen oder nicht. In Beziehung auf erstere, die dem Publikum in allen Fällen zugänglich sind, ist kein Grund vorhanden, die Zensur zu scheuen und damit ins Ausland zu flüchten, weil diese ja ohnehin auch mit österreichischer Zensur dort gedruckt werden dürfen: höchstens wäre hier Schnelligkeit in der Zensurierung zu wünschen.

Was dagegen jene Werke anbetrifft, die hier das Imprimatur nicht erlangt hätten, so sind sie ja durch die bestehenden Zensurverbote für die Leser größtenteils unzugänglich, folglich wenigstens für Österreich kein allgemeines Bildungsmittel. Der Vorteil also, den die Bitte der Schriftsteller bezielt, bleibt immer nur ein sehr partialer, der den Rücksichten für das große Ganze weichen muß, zumal als er höchst wahrscheinlich von dem positiven Nachteile begleitet würde, daß sich in den Schriftstellern eine allmähliche Entfremdung von dem Interesse des Vaterlandes, ein Erkalten des Patriotismus, bei dem übrigen gebildeten Volksteile aber ein Gefühl des Mißbehagens über den inneren Zensurzustand einstellen würde, das selbst in das Volksleben widerwärtig einwirken dürfte. Würde aber solchen Schriften — sei es beschränkt durch vorhergehende Erwirkung der Lesebewilligung oder unbeschränkt — der Eingang in den hierländigen Verkehr gestattet werden, so müßte vom staatswirtschaftlichen Standpunkte aus eine solche Erlaubnis, vermöge welcher das Lesen und die geistige Benützung der Bücher wohl gestattet, aber die mit ihrer Drucklegung verbundenen Vorteile als verbotene

Frucht erklärt würden, gewiß als eine inkonsequente Verfügung erkannt werden, die im Widerspruch mit allen anderen auf Beförderung der Industrie und Fabrikation bezughabenden Gesetzen stände.

Aus allem diesem geht hervor, daß dem Zwecke des Fortschritts der geistigen Bildung, dem materiellen Wohle der Schriftsteller und Verleger und selbst staatswirtschaftlichen Grundsätzen entsprechend einzig und allein die Gleichstellung der österreichischen Zensur mit jener der übrigen deutschen Staaten sei.

Jedes Verbot des Druckes eines Werkes, das doch den Eingang in das Lesepublikum findet, ist eine Prämie, ein Schutzgesetz für die ausländische Presse, und führt die Inkonvenienz mit sich, daß dem Auslande alle Früchte der Fabrikation der Bücher mit ihrer förderlichen und gewinnreichen Einwirkung auf viele Nahrungszweige zugewendet werden könnten. Zum großen Teil sind solche Verbote die wesentliche Ursache des daniederliegenden österreichischen und emporblühenden ausländischen Bücherverlages.

Haben solche Verbote aber auch ihren Zweck erreicht oder sind sie imstande, denselben zu erreichen?

Leider fällt die Antwort verneinend aus. Es ist eine bare Unmöglichkeit, die Anzeigen solcher Bücher zu verhindern; in jedem Falle kommt teils durch Kundmachungen in die hier erlaubten ausländischen Zeitschriften, teils durch Kataloge und mündliche Mitteilung das Publikum in Kenntnis des Erscheinens solcher Werke. Die Verleger derselben suchen jedes offene und geheime Mittel begierig auf, um ihnen lohnenden Absatz zu verschaffen; Schmuggel in allen Gestalten wird getrieben, um sie zu verbreiten.

Gefällig kommt diesem Streben, der psychologisch allzu wahren Neigung zum Verbotenen, der Verleger entgegen und die Folge ist — das begierige weitverzweigte Lesen solcher Bücher, die gerade nur deswegen heißhungrig verschlungen werden, weil sie verboten sind. Die Grenzen lassen

sich nicht hermetisch verschließen. Ist man doch nirgends imstande gewesen, die Schmuggelung selbst größerer Waarenpartien, deren Einfuhr verboten oder nur gegen höheren Zoll gestattet ist, hintanzuhalten, wie will man das Hereinbringen der Bücher verhindern, die der Reisende so leicht bergen kann. Ist aber nur ein Exemplar eines solchen Buches in einer Stadt, so genügt es, Hunderte mit dem Inhalte bekanntzumachen und ebensoviele zum verbotenen Ankaufe zu reizen. Das vermeintliche Gift, das man unzugänglich machen wollte, dringt nun sicherer und tiefer ein.

Ebenso wirken die die Bücherverbote mildernden Schedenerteilungen. Selten wird vom Beteiligten das Buch allein gelesen und im Kasten verschlossen, eine Unzahl Bekannter liest es von jenem geborgt und die Wirkung ist — wenn nicht ärger — doch gewiß die nämliche, als wenn das Buch hier gedruckt und öffentlich verkauft worden wäre, in welchem Falle es bei dem Abgange des kitzelnden Verbotsreizes wahrscheinlich nur von jenen gelesen worden wäre, die sich überhaupt mit dem Erscheinen der Literatur befreunden.

Die Unwirksamkeit der Verbote wird aber immer greller und greller werden. Wie lange wird es noch anstehen, daß alle großen Städte Europas durch Eisenbahnen und Dampfschiffe in unmittelbarer Verbindung sein werden. Die Völker werden einander näher gerückt, befreundet, der Verkehr wird belebter, die Reiselust größer, der mündliche und schriftliche Austausch von Ideen leichter. Wem in der Welt wird es möglich sein zu hindern, daß Bücher, welche im Auslande gedruckt, hier aber verboten sind, dennoch von Österreichern im Auslande gelesen und die darin enthaltenen Gedanken, wenn nicht durch Mitbringung des Buches, so doch gewiß durch Mitteilung des Inhaltes, hier verbreitet werden? Bei solchen Umständen werden die Verbote von selbst geringer werden müssen, da Verbotsgesetze, deren strafliche Umgehung so leicht ist, nur Schaden bringen und die Achtung vor anderen Gesetzen beeinträch-

tigen. Geschieht aber dies, so ist es nur konsequent, auch die Drucklegung solcher Bücher zu gestatten, um die materiellen Vorteile der Fabrikation derselben dem Vaterlande zuzuwenden.

Die ehrfurchtsvoll Gefertigten glauben bis hierher nicht nur die allgemeinen Gründe des Daniederliegens des Verlagsgeschäftes, sondern auch einige unvorgreifliche Gesichtspunkte angedeutet zu haben, von welchen aus eine Erhebung desselben zu hoffen wäre. Sie erlauben sich nur noch einige Details zu berühren.

Eure k. k. Majestät haben es sich zur besonderen dankeswürdigen Aufgabe zu setzen geruht, durch Erhebung des Handels und der Industrie das materielle Staatswohl im ganzen wie im einzelnen zu fördern. Allenthalben nimmt man die Entfesselung der Tätigkeit, Einführung von Bildungsanstalten, Aneiferung zum industriellen Fortschritte und Beförderungen der Kommunikationsmittel wahr, die sich des erhabensten Schutzes erfreuen.

Der Kaufmann und der Fabrikant dürfen der allergnädigsten Gewährung sicher sein, wenn es sich um die Abstellung eines Hindernisses handelt. Die segensreichen Folgen hiervon sind nicht ausgeblieben.

Offenbar ist der Fortschritt, und die jüngste Gewerbsproduktenausstellung hat Resultate geliefert, welche selbst von eifersüchtigen Ausländern angestaunt, ehrenhaft beurteilt wurden und das sicherste Zeugnis vom materiellen Fortschritte abgeben. Nur der einzige Bücherverlag, ein in viele Nebenzweige der Fabrikation tiefeingreifendes Geschäft, erfreute sich keiner Begünstigung, ja er mußte unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen sogar zurückgehen. Dermalen fehlt es ihm an Objekten, an einer Unternehmungssphäre.

Die geistigen Kapazitäten, welche berufen sind, das Material für den Verlag zu erzeugen, stehen entmutigt, weil rechtlos, da — sie schlummern! An wichtige, zeitgemäße

Originalwerke ist nicht zu denken, solange die Zensur in dem reinen Geiste der bestehenden Instruktion gehandelt wird.

Aber auch andere Verlagsunternehmungen, wenn sie sich nicht auf Gemeingut, also ältere Werke, beziehen — sind verschlossen. Daß übrigens an dem Verlage derselben wenig zu verdienen ist, dürfte nicht bezweifelt werden. Anders war es noch vor nicht gar langer Zeit.

Es war nämlich früher in Österreich der Nachdruck gesetzlich erlaubt. Er wurde mit Recht aufgehoben, indem das Wiener Buchhandlungsgremium selbst seine Bitte darum mit dem allgemein laut gewordenen Wunsche vereinte. Dasselbe sah ein und ist überzeugt, daß sich nur unter dem Schutze gegen Nachdruck besonders dann, wenn die Grundsätze hierüber und die Frist des Schutzes allgemein und gleich bestimmt sein werden, ein kernhafter Stand der Schriftsteller und ein edler sowie nachhaltiger Flor des Bücherverlagshandels denken lasse.

Allein mit der Aufhebung des Nachdruckes hätte billig eine solche Änderung der Zensurgesetze Hand in Hand gehen sollen, welche andere Verlagsquellen eröffnet hätte.

Obschon also die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten die Rechtlichkeit des hohen deutschen Bundesschutzes vom 9. November 1837 vollkommen einräumen, so glauben sie doch, die materiellen Wirkungen desselben auf das Bücherverlagsgeschäft untersuchen zu dürfen.

Auf diesem Wege aber muß die Tatsache unleugbar zugegeben werden, daß da, wo der Nachdruck erlaubt war und ist, eine sehr bedeutende Erwerbsquelle für Buchdruckereien und Verleger gegeben war. Es wurde namentlich in Österreich an Werken, wie Schillers, Goethes, Wielands, sowie medizinischen Büchern 2c. viel verdient und der frühere Flor mancher österreichischen Buchhandlung hatte darin seine Stütze. Noch heute sehen wir blühende Buchhandlungen in der Schweiz und in Belgien. Ja, die Buchhändler des letztgenannten Staates sehen sich, wie in jüngster Zeit zu lesen

war, veranlaßt, sogar um Aufrechthaltung des jedenfalls rechtswidrigen Nachdruckes zu petitionieren. So sehr man sie vom rechtlichen Standpunkte aus bekämpfen muß, so muß man doch zugeben, daß sie wenigstens den Beweis liefern, daß im Nachdrucke eine große Erwerbsquelle liege, mit deren Versiegen notwendigerweise eine andere ehrenhafte und rechtliche geöffnet und zugänglich gemacht werden sollte, wenn Buchdrucker, Buchhändler und Verleger nicht untätig und erwerblos gemacht und außerstand gesetzt werden wollen, ihren Verpflichtungen gegen den Staat, gegen ihre Familie zu entsprechen.

Die untertänigst Gefertigten hatten daher bei ihrer Bitte um Nachdrucksaufhebung gehofft, daß mit der damit verbundenen Verengerung einer allerdings nicht lobenswerten Spekulationssphäre eine edle Erweiterung in einer anderen Richtung dadurch eintreten würde, daß die im übrigen unverändert gebliebenen Zensurgesetze ihres prohibitiven Charakters mehr entkleidet und so Schriftstellern wie Verlegern ein freierer Spielraum eröffnet werden würde. Allein dies geschah nicht.

Die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten erlauben sich nun auf ein anderes Objekt hinzudeuten, welches bei dem Abgange von Originalprodukten ein wichtiger Zweig des Erwerbes sein könnte, nämlich auf Übersetzungen der in fremden Sprachen im Auslande erschienenen Werke. Viel, sehr viel wird daran in Deutschland verdient. Österreichs Verleger sind auch von diesem Verdienste präkludiert.

Bei Veranstaltung von Übersetzungen — die derzeit eine freie Spekulation bildet — handelt es sich offenbar um die größtmögliche Schnelligkeit, um das Zuvorkommen. Dieser unerläßlichen Bedingung zu entsprechen, ist in Österreich unmöglich. Wenn sich auch der Verleger mit namhaften Kosten zur geeigneten Zeit in den Besitz des Originalwerkes setzt, so darf er es doch nicht früher zum Gebrauche beziehen, bis es hierorts zensuriert und zugelassen ist. Besteht das

fragliche Werk aus mehreren Teilen, so muß er bis zur Vollendung zuwarten. Schon dieser durch das Gesetz begründete Zeitverlust ist höchst schädlich und könnte in den meisten Fällen beseitigt werden. Jetzt tritt aber noch hinzu die Ängstlichkeit, mit welcher die Zensurierung unternommen wird, die Verzögerung von seiten des unkontrollierbaren Zensors, der vielleicht aus Überladung mit anderen Geschäften, vielleicht weil ihm der Gegenstand — ein Roman, sei er auch noch so edel, rein und belehrend — nicht wichtig genug erscheint, das Werk liegen läßt. So vergeht oft Jahresfrist, ehe das Originalwerk in die Hände des Verlegers kommt, um die Übersetzung beginnen zu lassen. Immer ist schon bis dahin der günstige Zeitpunkt verflossen, weil der ausländische Verleger, der sich das Originalwerk bogenweise von der Presse weg verschafft, unverzüglich übersetzen und drucken lassen konnte, oft mit der Ankündigung des Originals auch seine Übersetzung schon in den Verkehr bringt; jedenfalls aber dem österreichischen Verleger zuvorkommt. Dieser, der bei der Übersetzung ganz denselben langsamen Weg wieder wandern mußte, die das Originalwerk ging, kann also mit einer zweiten Übersetzung nicht mehr in Konkurrenz treten. Der hierländige Buchhandel muß vielmehr froh sein, wenn er bald die Erlaubnis erhält, dem zuvorgekommenen ausländischen Verleger im Verkaufe förderlich zu sein.

Auf diese Art ist eine der ergiebigsten Verlagsunternehmungen gänzlich gesperrt, während deren Objekte, zum Beispiel Bulwers, Scotts, Coopers, Washington Irvings, und andere Schriften anstandslos hier verkauft, gelesen, also auch gedruckt werden dürfen.

Zu allen diesen Übelständen des Verlagsbetriebes kam in neuer Zeit noch ein anderer ganz im Gegenteil zu dem Wohlwollen, welches anderen Erwerbszweigen allergnädigst zugewendet wird.

Wo möglich zieht sich der Staat von dem eigenen Fabriksbetriebe, welcher in früherer Zeit als Impuls der

Nachahmung, als Mustervorgang unternommen wurde, zurück und überläßt Privaten die Bebauung des beurbarten Feldes. Eine Staatsfabrik nach der anderen wird geschlossen, um den Industriellen nicht im Wege zu stehen.

Anders ist es im Buchhandel, insbesondere in Rücksicht des Verlagsgeschäftes. Die hier bestehende Staatsdruckerei hat sich der wichtigsten Verlagsartikel bemächtigt, welche teils ursprünglich von Privatverlegern begründet, teils ausschließlich von diesen verlegt wurden und einen reichlichen Unternehmungsgewinn boten, weil sie notwendige Artikel waren. Hierher gehören Gesetzesammlungen aller Art; der von der weiland Gräfferschen Handlung gegründete Militärschematismus, der früher bei Gerold erschienene Zivilstaatschematismus; die früher bei Wappler dann Beck verlegte Pharmacopöa austriaca.

Dazu kommen in neuester Zeit sogar Kommentare über die Gesetze, zum Beispiel Krewers über das Stempelgesetz, und andere dahin einschlagende Werke, selbst periodische Blätter, wie das während der Gewerbeausstellung vom österreichischen Lloyd herausgegebene Blatt — lauter Unternehmungen, die früher den Privaten zugute kamen und zu deren Behufe die Staatsdruckerei gar nicht errichtet wurde.

Zwar hängt dieser Übelstand nicht unmittelbar zusammen; allein soviel ist nicht zu verkennen, daß Autoren, die Werke, wie die eben genannten, verfassen, zunächst sich an die Staatsdruckerei deswegen wenden, weil sie bei der Annahme von seiten derselben einer schnelleren Zensur gewiß sind.

Ein weiteres Moment, welches dringend eine Abänderung der bestehenden Zensurgesetze erfordert, ist die in dem Geiste der Zeit liegende und seit Jahren sich steigernde Journal- und Feuilletonliteratur. Ihr Boden ist, wie die kümmerliche Existenz und Fortfristung österreichischer Zeitschriften beweist, unser Vaterland nicht; und doch greift das hiesige Lesepublikum begierig nach den zahlreich hereinkommenden

Blättern des Auslandes; es sucht sich, wo Zensurbedenken den öffentlichen Verkauf oder Bezug behindern, durch Scheden und auf anderen Wegen die Lesemöglichkeit zu verschaffen und findet nur selten eine von der Zensuranstalt ausgehende Hemmung. Es liest und bezahlt das Gelesene teuer dem Auslande.

Dieses steht sich bei diesen Unternehmungen ganz köstlich und häufig bloß deswegen, weil, wie bei der allgemeinen Augsburger, bei der Leipziger illustrierten Zeitung, Österreichs Boden das vorzüglichste Konsumtionsland ist. Stellt sich hier nicht am klarsten heraus, daß die Zensur es ist, welche das zu drucken, was hier gelesen werden kann, verbietet, wodurch aller materieller Gewinn dem fremden Unternehmer zufällt, obschon dasselbe auch hier geschrieben werden könnte.

Der Natur und dem Zeitgeiste gemäß wäre unter solchen Verhältnissen die Benützung der sich aussprechenden Volkstendenz, nämlich die gegenwärtig ganz erschwerte, ja fast unmögliche G r ü n d u n g und V e r l e g u n g von ähnlichen literarischen wie politischen Zeitschriften, von welchen das besonders Gute zu erwarten wäre, daß vom Vaterlande aus die Volksbildung, der Volksgeist beherrscht würde, indem die vaterländischen Verhältnisse, die vielen zweckmäßigen und großartigen Institute, die Vorzüge des Seins und Wirkens hier gegen jenes im oft grundlos gepriesenen Auslande von vaterländischen Schriftstellern mit Sachkunde und Patriotismus dargestellt, die Bürger, von dem was hier ist und geschieht, belehrt würden, wodurch die Liebe und Anhänglichkeit an den Thron und das Vaterland gesteigert und ein wohltätiges Gegengewicht gegen die geistige Präponderanz und die größtenteils scheelen Urteile des Auslandes über das eigene Vaterland gewonnen würde.

Allein zu solchen Zeitschriften paßt der gegenwärtige Zensurzustand nicht, weil gerade für diese die denkwürdigen Eingangsworte der Zensurinstruktion vom 14. September 1810

volle Wahrheit sein müßten. Daß durch würdige Zeitschriften die Sucht nach auswärtigen Artikeln allmählich schwächer und der Ausfluß des Geldes hierfür viel geringer werden würde, wäre eine nicht zu verkennende wohltätige Wirkung.

Welcher Standpunkt also immer zur Beurteilung des österreichischen Verlagsgeschäftes genommen wird, immer sieht man, daß es daniederliegt und nur dann zu erheben wäre, wenn unsere an sich guten Zensurgesetze in ihrer ursprünglichen Lauterkeit gehandhabt und somit auf das gleiche Niveau mit jenen der übrigen deutschen zu demselben hohen Bunde vereinten Staaten gestattet würden.

Das gleiche Resümee ergibt sich in betreff des Sortimentsbuchhandels. Aus dem traurigen Zustand des österreichischen Bücherverlages ergibt sich mit apodiktischer Notwendigkeit, daß der österreichische Buchhändler sich vorzüglich mit dem Handel fremder, auswärtiger Verlagsobjekte befassen müsse, und zwar desto mehr, je weniger geistig Großes, Praktisches und Belehrendes hier erzeugt wird und je größer die Wißbegierde, je stärker das Streben nach geistiger Bildung wird. Man sollte also glauben, daß wenigstens der Sortimentsbuchhandel in Österreich im Flor stehe. Allein dem ist nicht so. Die folgende kurze Skizze wird es zu zeigen sich bemühen. Es ist an sich schon ein drückendes Verhältnis, im Geschäfte nur abhängig und nur Verschleißer zu sein, noch drückender aber wird es durch die besondere Beziehung, der der Sortimentsbuchhandel untersteht.

Der auswärtige Verleger weiß nur zu gut, daß viele Fächer der wissenschaftlichen und ästhetischen Literatur bisher in Österreich keine Pflege fanden und finden konnten, er weiß, daß das Bestreben, derlei Produkte kennen zu lernen, höchst rege ist, er weiß also, daß der hierländige Buchhändler, will dieser überhaupt noch ein Geschäft machen, diese Produkte haben muß; er steht ferner seit der Kundmachung des obbesagten hohen Bundesbeschlusses als Monopolist da und hat nicht nötig, wie früher, um etwa einen Nachdruck hintan-

zuhalten, gegen den österreichischen Buchhandel gefällig zu sein und ihm billige Bedingungen beim Verkauf seiner Ware anzubieten; er beutet vielmehr ganz kaufmännisch die Vorteile seiner günstigen Lage aus.

Er kann es leicht tun, weil ihm der österreichische Verlag fast gänzlich entbehrlich ist und niemals so notwendige Artikel gibt, daß er sich in Berücksichtigung derselben zum billigen Austausche zu bequemen gedrungen fühlt. Darum schreibt er die Bedingungen vor. Emballage, Fracht, den hohen Zoll, kurz alle Zahlungen, die auf der für feste Rechnung oder Kommission hierher gesendeten Ware liegen, muß der österreichische Buchhändler zahlen; was er nicht braucht und nicht verkauft, muß er ebenso spesenfrei zurücksenden, und dafür erhält er ohne Rücksicht auf Entfernung einen immer abnehmenden Rabatt vom Ladenpreise.

Er kann nicht, wie andere Kaufleute es tun, den Preis der Bücher nach der Größe der Spesen erhöhen; er ist ihm ja schon unabänderlich durch die in Zeitungen, Katalogen kundgemachten Ladenpreise diktiert. Dieser eisernen Notwendigkeit muß er sich unterziehen und er würde bei rastloser Tätigkeit vielleicht noch in der Lage sein, wenn auch einen geringen und jedenfalls untergeordneten Handlungsgewinn zu beziehen, wenn nicht erst die bedeutenden Schwierigkeiten kämen, mit denen er gegenüber den dermaligen Zensurgesetzen zu kämpfen hat.

Alle Umstände, welche auf das Verlagsgeschäft ungünstig wirken, äußern gleichen Einfluß auf den Sortimentshandel. Ein Teil der Waren kann gar nicht bezogen werden, er muß auf hiesige Kosten zurückgehen; ein Teil der Ware darf nur auf besonders erwirkte Erlaubnis, wofür der Buchhändler den Stempel zahlen muß, verkauft werden, ein Teil wieder darf dem Lesepublikum nicht angezeigt und öffentlich angegeben werden.

Dazu kommt häufig die bei der zu großen Beschäftigung der Revisionsämter leicht erklärbare und zu entschuldigende Verzögerung der Auslieferung vorausgehenden Amtshandlung.

So sind denn, wo man immer hinsieht, nur Fesseln des Buchhandels zu sehen, welche alle wegfielen, wenn die von den Schriftstellern in ihrer Denkschrift ehrfurchtsvollst ausgesprochenen unvorgreiflichen Andeutungen die Allerhöchste Bewilligung Eurer k. k. Majestät zu erlangen so glücklich sind.

Mit Schnelligkeit und Sicherheit wird dann das wahrhaft Schädliche von dem Nützlichen und der Verbreitung Würdigen gesondert und letzteres dem Verkehre übergeben werden . . .

Was nun den letzten Buchhandlungszweig, nämlich den Antiquarbuchhandel, anbelangt, so mag wohl zugegeben werden, daß er der minder wichtige und minder umfangreiche sei: dessen ungeachtet aber, verdient er als Haupt- oder Nebenquelle des Erwerbes vieler Geschäftsleute gleich jedem anderen Erwerbe eine pflegende, gesetzliche Berücksichtigung, zumal als derselbe bestimmt ist, die literarisch, insbesondere aber historisch hochwichtigen Schätze der Typographie des Altertums, von welchen so manche keine neuere Auflage erleben, zu erhalten und in vielen Fällen, zum Beispiel bei Übersiedlungen, Verlassenschaftsabhandlungen armer und in Not befindlicher Personen, ganze Bibliotheken oder kleinere Bücherpartien zu verwerten.

Man sollte glauben, daß dieser Buchhandlungszweig, der es mit bereits gebrauchten, im Privatbesitz befindlich gewesenen, also der Voraussetzung nach zensurierten und dem Verkehre überlassenen Werken zu tun hat, von den Zensurgesetzen nicht mehr betroffen werde, weil man vermuten und von dieser Vermutung ausgehen sollte, daß das, was sich im Privatbesitze befindet, auf eine erlaubte Weise dahin gelangt sei.

Allein auch hier gibt es Beschwerdegründe. Es geschieht häufig, daß viele selbst in Österreich verlegte Werke in den Antiquarkatalogen gestrichen, also nicht angekündet werden dürfen. Viele Bücher, welche oft Hauptbestandteile bei Bibliotheken sind, die in Bausch und Bogen gekauft werden,

sollen an das Revisionsamt abgegeben werden, bis sich zufällig ein Käufer findet, der die Erlaubnis des Besitzes erlangt.

Besonders unterliegt die Zensurierung der Antiquarkataloge Schwankungen und Verzögerungen, die bei der übergroßen Beschäftigung der Revisionsämter und bei dem Mangel fest bestimmter gesetzlicher Normen störend in den Handel eingreifen, so daß die Ware, an deren schnellen Verwertung dem Handelsmann doch soviel gelegen ist, lange tot liegen bleibt und oft in der Tat erst wertlos wird.

Bestimmte, dem gegenwärtigen Kulturstande und Zeitgeiste entsprechende, den deutschen Zensurgesetzen möglichst gleichgestellte Normen würden ebenso den Antiquar- wie Sortimentsbuchhandel begünstigen.

Allenthalben sind düstere Bilder zu schauen, die der gegenwärtige österreichische Buchhandel darbietet. Diese Tatsache wird klar, wenn man auf den Buchhandel Deutschlands, Englands, Frankreichs und seinen dortigen Flor sieht, wenn man den gegenwärtigen Handel Österreichs mit jenem einer nicht gar alten Zeit vergleicht. Es gab in Wien, Brünn, Graz, Prag Etablissements, die kaum jetzt ihresgleichen im Auslande suchen, die kostspieligsten, größten und schönsten Werke, wahre Denkmäler der Typographie, wurden von ihnen verlegt. Die Buchhändler und Buchdrucker genossen nicht nur eines ansehnlichen Gewinnes, sondern auch der ausgezeichnetsten Achtung des Staates und der Privaten, wie zum Beispiel Trattner, der sogar geadelt wurde.

Man kann Männer, wie Kurzbeck, Ghelen, Trattner, Wappler, Degen 2c. 2c., anführen, deren einer ebensoviel Fonds in seinem Geschäfte nutzbringend verkehrte, als jetzt mehrere Buchhandlungen zusammen besitzen. Es ist also ein ehrenwerter und blühender Buchhandel möglich und werden die Zensurgesetze in dem von den Schriftstellern angedeuteten Sinne geändert, so werden sich bald wieder Kapitalien finden, die den alten Flor reproduziren . . .

Hermann von Gilm.

Zum dreißigjährigen Todestag.

Von

Rudolf Holzer.

Noch erklingt das schmachtende altväterische Lied von den „letzten roten Astern" und der Liebe „wie einst im Mai" im deutschen Haus, ja, es gehört zum Requisit der deutschen Empfindsamkeit, des deutschen Gemütes. An nordischen Meeren wie in der sonnigen Heimat, wo der Deutsche den Welschen ablöst, singt man die schwermütigen Verse. Ihren Dichter wissen freilich wenige zu nennen; ungenannt, unbekannt ziehen seine in Worte gefaßten Gefühle als rechtes Volkslied von Seele zu Seele.

In der Heimat behütete lange nur eine kleine literarische Gemeinde das Andenken Hermann von Gilms. Erst in den letzten Jahrzehnten drangen seine Dichtungen in die Allgemeinheit, wurden von deutschen Stämmen aufgenommen, „die weit mehr in Büchern lesen," als sein vaterländischer. Gilms innige, sanfte Anmut, warme, liebe Empfindsamkeit, reine, süße Seelengüte erschlossen und gewannen ihm jene Herzen, in denen selbst Natur und Poesie ruhen. Langsam fand Gilm den Weg aus der bescheidenen Heimat, denn — war es zu jener Zeit den Literaten der Residenz schwierig, den Dornröschenschlaf der holden Obstinaten zu wecken, so mußte der Dichterjüngling des starrklerikalen, vormärzlichen Tirol, der noch dazu im alleruntersten Range der Staatsbeamtenkaste stand, unbeachtet bleiben! Auch war das Dichten

ein ebenso epidemisches Übel wie heutzutage das Büchermachen. Dennoch: aus dem Konzert der falschen und wahren Nachtigallen und Lerchen schwang er sich auf Flügeln siegender eigener Melodien über die Felszinnen der engeren Heimat. Wo deutsche Lyrik freudigen Mutes gelesen wird, wo Verse als Herzensmusik stille Leiden, trübe Bilder lindern, ward Gilm bald geliebt, verehrt.

Ein sanfter Sänger, ein Herzen- und Frauenlob des an schmerzlicher Liebe reichen und tiefempfindenden Volkes der Deutschen, rückte in Gilm zu Bürger, Goethe, Hölderlin, Mörike, Lenau und Heine. Hermann von Gilm ist der reinste, essentiellste Ausdruck der lyrischen Seele, der lyrischen Kunst. Selten paarte sich in einem Dichter Starkes mit dem Milden so ungemein harmonisch wie bei Gilm und gab es einen so vollen, jubelnden Klang. Musik, deutsche, frohquellende oder zorndrohende Musik rauscht, flüstert und ruft aus seiner Lyrik bald zu süßer Liebe, bald zu politischem Kampf.

Ohne die geringste Beeinflussung klassischer Formen und antiker Weltanschauung schuf Gilm aus der lauteren Fülle seines nicht großartigen, aber menschlich-schönheitsvollen Ichs. Daß es nicht verflachte und verrann, dankte er nicht einem starken Intellekt oder scharfen Denken, sondern dem stets in ihm sich erneuernden Geiste der Heimat und der unbewußt ihn beseelenden minnesingenden Ahnen. Urdeutsch ist Gilms Seele: aus jeder Zeile springt mit greifbarer Deutlichkeit das deutsche Naturgefühl. Die Landschaft war ihm ein unausschöpflicher Anreger prunkender, seelenbelebter Farbenfeste. Gemälde, erfüllt von der Herrlichkeit der tirolischen Landschaft, sind seine Diktion. Jede Zeile des herrlichen „Geigenmacher Steiner“ ist ein kraftstrotzendes, prachtvolles Bild. Der Geigenmacher schlägt im Wald die Haselfichte ...

— Sie bückt sich hin und wieder,
Wie Gemsen auf der Wacht,
Daß ihr das knappe Mieder
Aus weißem Atlas kracht.

Und daraus er eine Geige baut, um ihm zu berichten:

> Ob noch in unsern Fichten
> Verborgne Lieder sind.

Wie er dann den Bogen ansetzt, da beginnt der Wald aus der Fichtengeige zu reden:

> Gib mir des Daseins Wonne,
> Das Kleid, das du gelöst,
> Den Leib, den vor der Sonne,
> Der keuschen, du entblößt.
>
> Die Seele willst du, Meister,
> Die Seele, splitternackt —
> Tor du! Die freien Geister
> Gehn nicht nach deinem Takt.

Und von Zaubergewalt gezwungen muß er fortgeigen, bis der Morgen anbricht ...

> Jedoch der arme Steiner
> Liegt in des Wahnsinns Nacht.

Wer nicht zärtlich unterscheidet zwischen Singen und Sagen, wem Dichten eins ist mit Denken, dem wird Gilm nicht viel bedeuten. So verschieden wie aufgewühlte und geklärte Kräfte wirken, so fremd war dem leidenschaftlichen Gilm ein Dichten aus dem Verstande; ein naiver Poet entspringt nicht Athenens Haupt und niemals gab es ein zerebrales Naturgemüt. Gilms Meinung nach widerstrebt die abstrakte Reflexion der Natürlichkeit. So war sein Schaffen wie das Musizieren einer unbewußten Kreatur, geleitet von Gottes Freudenfülle und Herrlichkeitsgnade, war wie das Singen eines Waldvogels.

Gilms Gedichte sind formgewordene Spiegelbilder empfundener oder erschauter Eindrücke. Mit begnadetem Poetenauge sah er eine besondere, verzehnfachte Bildpracht, die er dann als Dichtung mit der Musik der Sprache festhielt. Pralle, flammende Sommersonne, erstorbene, graue Gletscher, lieblicher, fruchtbarer Talzauber ziehen in knappen, blühenden, reichen Wortfassungen vorüber. Malende Breite, eindringendes

Ausspinnen finden selten Raum. Plastisch tritt bündig und sinnig die Anschaulichkeit in das Gebäude seines zumeist einfachen Metrums. Gerade die Sparsamkeit mit Worten zündet. Lenau variierend, wäre von Gilm zu sagen: sein Dichten hat Rosen angezündet an Leuchtern von Smaragd im Dom der sinnefrohen, heiteren Poesie! Sinnlichkeit und Schwärmerei, die Elemente des holden Wahnsinns, wie fließen sie bei Gilm ineinander!

Das lebensfreudige Gesicht und anmutige Schildern allein aber gaben seinen Versen noch nicht ihre Frische: sie vermochten wohl ein Rosenhaus zu bauen, beleben konnte es nur eine Seele! Ein bald in Schmerz aufschreiendes, bald in Zorn oder Lust brausendes Gemüt fehlte nicht. Den Sänger warmer Liebe, prangender Natur bewegte ein jederzeit schnellblütiges, wenn auch nicht tiefes, aber von Gott Eros gelenktes Temperament. Zu lieben, so oft sich die Minne mit dichterischem Auf- und Abschwellen wiederholte, „ewig und treu" zu lieben war Gilms Bestimmung. Fast immer sollte geheiratet werden und das ging nie, was dann einen Weltschmerz gab, der, durchaus echt, der Ironie nicht entbehrt und vor allem aber die ganze Zärtlichkeit, Süße und Zuckerwassertragik der Biedermaierpoesie birgt. Wie geschaffen zum Minnesänger, jung, hübsch, feurig, hatte Gilm doch nur mit seinem Singen Glück, im Minnen blieb er zumeist unerhört. Aber wieder sind die schmelzenden poetischen Klagen viel tiefer als seine seelischen Leiden. Man freut sich an dieser impressionablen Verzückung, die schöne Verse erzeugte, sein Gemüt aber doch innerlich frohgemut ließ. So waren Natur und Weib die treibenden Dämone seiner Intuition.

Etwa zur Zeit, als Lenau in die heraufbeschworene Geistesnacht versank, stiegen Gilms erste „Singraketen in die Luft". Die Dichter ergänzen sich, wie Dur und Moll, die verschieden, doch brüderlich das Tönereich erfüllen. Durchaus entgegen in Gemüt und innerer Welt sind sie die Träger gleicher Stimulanzen gewesen. Sie haben den mittelalterlichen

Typus des Verherrlichers erotischer Lust wieder erneuert, der eine nach der Art des reinen Toren, der andere in satanischer Mystik. Im feudal-dekadenten Lenau lohte das Feuer der Liebeslust im Zwange einer mühsamen, vernichtenden Bändigung. Gilm, der kräftige Sohn einer männlichen Scholle, läßt die Liebesopfer hell auflodern und ihre Flammen singen lebensheiter auch im Leid. Sein Schmerz verlor sich nicht in die tötenden Abgründe der Lenauschen Melancholie. Gilm und Lenau sind poesievoll wie Alpenfluren oder die Heide, geheimnisvoll wie ein karpathisches Seeauge oder schwellend und üppig wie ein Alpensee. Die weibliche Seele fühlt sich von beiden Dichtern unwiderstehlich umfangen — geliebkost, wie von Fluten eines zauberhaften Minnebrunnens. Das reife Weib wird Lenau als Dämon, das zagende, verwirrte Mädchen Gilm als einen lichten Engel anbeten. Gilms Süße, Milde, Werben und Verlangen, Traumverlorenheit, klare Unbefangenheit sind Laute reinsten Liebesfrühlings im Mädchenherzen. Anderseits vermochten Mädchen nur das Herz des Dichters zu entzünden. In der stattlichen Reihe der Verehrten findet sich keine — Frau. Getreu dem echten Vagantentum schmachtete er während seines wechselreichen Hausens in jedem neuen Städtchen ein neues Mädchen an, manchmal waren es auch deren mehrere gleichzeitig.

Über jedem Gedichtreigen Gilms schwebt eine inspirierende Mädchengestalt. Fast möchte man erkennen, ob die jeweilige Muse blond, braun oder rot gewesen. Der Kranz „Märzveilchen“ eröffnete Gilms Poeterei. Ihr Genius und jener der schönen „Sommerfrischlieder aus Natters“ hieß Josefine. Den Aufenthalt in Schwaz beseelte eine Theodolinde; unter ihrem Zeichen entstanden „Die Lieder eines Verschollenen“, „Sieben Monate“, Gedichte aus goldiger Tiefe. Schon fließt Blut in ihnen und säuselt die Empfindung nicht als Lippengebet dahin. Diese und die Lieder an „Sophie“ bergen die kostbarsten Blüten Gilmscher Liebeslyrik.

In den „Sonetten an eine Roveretanerin“ und in „Rosaneum“ erhält seine Erotik glühenden, wilden Ausdruck, ein Umkippen in selbstironische Verhöhnung ist nicht selten. „Der Fächer“, eines der buhlendsten, an orientalische Poesie mahnenden Gedichte, wenn nicht Heine noch näherstehenden, möge deren Note anschlagen:

Mit deines Fächers marabutnen Schwingen
Wirfst du den Brand in diese Lüfte jagen,
Die beider Indien Wohlgerüche tragen,
Und mir die Adern noch zum Sieden bringen.

Mach' zu den Fächer! Und ich will dir sagen,
Womit des Südens Gluten zu bezwingen:
Aus deinen Locken laß ein Zelt mich schlagen,
Wohin nicht soll der Strahl der Sonne dringen.

In deines Auges blauem Alpensee
Laß stürzen mich und mit dem Himbeerreis
Frisch aus dem Becher deiner Lippen laben,

Und meine Stirne, die wie Lava heiß,
Laß in dem reinen, unbefleckten Schnee
Auf deiner vollen Schulter mich begraben.

Unoriginell in formaler Hinsicht, enthalten diese Gedichte eine erotische Kühnheit, die sich zum Sadismus steigert; Modernität in der damaligen österreichischen Lyrik! Eine verwegene, sündige Leidenschaft, die ihren Stachel in des Dichters Herzen ließ, vermochte solche Erbitterung und selbstbeschämenden Zynismus zu erzeugen.

Neben jedem Dichter steht eine Frau als sein Schicksal. Gilms guter Engel und Gefährtin im Nachruhm hieß Sophie Petter. Er lernte sie in Bruneck kennen und hing mit tiefer Liebe an ihr. Nach jahrelangem vergeblichen Harren, löste sich dieser edle Bund. Sophie war für Gilm das ideale Wesen, das jeden deutschen Liebessänger in die Unsterblichkeit geleitet. Er besang sie als sein wahrhaft einziges Lieben, als seinen Engel,

denn die Himmelsabkunft glühend,
Ist dir in das Aug' geschrieben.

Ihr war das bekannte „Allerseelen“ und das elegische

> Warum so spät erst, Georgine?
> Das Rosenmärchen ist erzählt,
> Und honigsatt hat sich die Biene
> Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

gewidmet.

Die Trennung der Liebenden, so schmerzlich für den Poeten und das Mädchen, war freilich ein alltäglich Menschenbegebnis, in seinen Ursachen und Bedingungen aber eine Zeiterscheinung. Gilm war der Sohn eines Beamten im Metternichschen Geiste. 1812 in Innsbruck geboren, verlebte er die Jünglingsjahre in der vormärzlichen Kleinstadt, also in verschärfter Muckerei, noch dazu im Tirol, der ecclesia militans und ihren schwarzen Sturmfalken, den Jesuiten. Auch der junge Gilm wurde Beamter des tirolischen Guberniums. Seine hochgradig verdächtige Herweghianische Gesinnung war ihm da vom Anfang an hinderlich. Denn trotz des väterlichen Zorns, der Treibereien der Klerikalen gegen den wehr- und stützelosen kleinen Beamten gingen Gilms politische Gedichte — anonym und dennoch wohlbekannt — durchs Land.

Neben Anastasius Grün fand Österreich in Hermann von Gilm den bedeutendsten politischen Lyriker. In seinen Versen lebt Humor, Glut, Pathos, Freiheits- und Persönlichkeitsdrang; Gaben, die die nicht völlig geistverlassenen Köpfe zu Tirol in Aufregung versetzten. Gilms Kampfpoesien stehen den politischen Gedichten eines Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Herwegh nicht nach, sind ihnen bisweilen an blühendem Reichtum sprachlicher Schönheit überlegen. Wer fühlt nicht den ehernen Unmut und das dumpfe Rollen eines gefesselten Geistes im Gedichte „Der Jesuit“?

> Es geht ein finstres Wesen um,
> Das nennt sich Jesuit;
> Es redet nicht, ist still und stumm,
> Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar,
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Dämmrung war.

Und Jesu trug ein farbig' Kleid,
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er tat, war groß.

Drum seh' ich solchnen Finsterling
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch solch wüstem Ding
So schönen Namen leihn.

Adolf von Pichler unterschätzte den Mut und die Ehrlichkeit Gilms beträchtlich, wenn er zwischen dem eisernen Lerchengesang seines Landsmannes und Freundes und dessen persönlichem Verhalten in den Gärungen vor 1848 einen Widerspruch nicht geradezu heraussagt, aber doch andeutet. Pichler setzte sich den Kugeln aus, aber Gilm bedurfte hohen Mutes, wenn er, der Unterste in der völlig pfäffisch-autokratischen Beamtenhierarchie, dem Lande ein St. Georg wider die Jesuitennot wurde.

Im Gedichte „Tiroler Landtag" ruft er der Korporation zu, sie möge noch so sehr erbitten „von Seiner Majestät die Jesuiten", wenn auch der Landtag

Schützt sie vor deutschem Geist und deutschem Grimme
Und schützt sie vor des Weltgewissens Stimme —
Vor meinen Liedern schützet ihr sie nicht!

Gilm war ein durchaus modern Empfindender, der für seine Tage und in seiner Zeit lebte; bei seinem beweglichen Temperament blieb er auch später für politische Begebenheiten empfänglich und als im März 1861 endlich die Ideen von 1848 durchgebrochen und ministeriell geworden waren, ging an „den Vater, den Sohn und den Schwiegersohn"[1] das hier zum erstenmal mitgeteilte Gedicht „Dichter-Bündnis" ab.

---

[1] Michael Dürrnberger, gest. 1885 als Rechnungsrat in Linz, schrieb den Prolog, mit dem die junge Kaiserbraut Elisabeth, Herzogin

Dichter-Bündnis.

(Am 24. März 1861.)

Sie ist geschlagen, die ersehnte Brücke,
Ich kann die Hand dem teuren Freunde reichen.
Sie fühlt den Herzschlag als das Bundeszeichen,
Wenn ich bewegt an meine Brust sie drücke.

Verfolgt vom Leid, und sei's, umstrahlt vom Glücke,
Nie soll der Dichter von dem Dichter weichen,
Daß sie vereint das hohe Ziel erreichen
Und keiner sich vor falschen Götzen bücke.

Das hohe Ziel, nicht brauch' ich dir's zu nennen,
Du hast's erkannt, du hast es tief empfunden,
Den Dichter bindet eine heil'ge Pflicht:

„In heißer Glut für Freiheit zu entbrennen,
Für Recht zu kämpfen in bewolkten Stunden
Und selbst im Sterben noch zu rufen — Licht!"

Der Achtundvierziger, der am historischen 13. März als Student die Wiener Begebnisse mitmachte, regte sich noch im späteren Präsidialsekretär des Statthalters Bach. Aber der Liberalismus im Frack gefiel ihm nicht.

Wenn Gilm nicht als Exaltado auftrat, war's aus Rücksicht für Sophie und — weil es vielleicht nicht in seiner frauenhaften stillen Art lag. Pichler, der kraftvoll als Agitator und Erzieher den politischen Fragen und Kämpfen der Zeit nahestand, verübelte Gilms tatenlose Freiheitsschwärmerei. Ob in seinem Verhältnis zu Gilm nicht die

---

in Bayern, in Linz begrüßt wurde; verfaßte dramatische Festspiele u. a. „Keplers Brautfahrt". Fritz Hinghofer, gest. 1868, Landesbuchhalter in Linz, intimer Freund Gilms, Herausgeber der ersten (Geroldschen) Gilm-Ausgabe. Dr. Adolf Dürrnberger, gest. 1896, Advokat, Reichsratsabgeordneter in Linz, Freund und Förderer geistiger und künstlerischer Bestrebungen, Begründer des Landesmuseums. Die Stücke waren von dem einleitenden Sonett „An drei Freunde" (von Rudolf Greinz in die Reclamsche Sammlung aufgenommen) begleitet.

Eifersüchtelei um den Lokalruhm Urteil und Meinung verschärften und trübten? Pichler überlieferte zwei Züge des Menschen Gilm, die auch des Poeten Stellung zur politischen Lyrik beleuchten. „Ich will ordentliche Zigarren rauchen und Glacéhandschuhe tragen!" Der Freund fand für diese Worte, vielleicht Worte des Unmutes, der Verbissenheit, aber die richtige Auslegung: „Meinethalben soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen; wir leben in Österreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt." Der zermürbende Druck der politischen Mehrheit Tirols brachte Gilm die resignierende Beamtenschwachheit bei. Ferner aber gibt Pichler eine Auslassung, nach der Gilm als selbstgefälliger, eitler Poseur erschiene. Ohne seinen Namen gingen „Der Jesuit", „Tiroler Landtag" hinaus, aber „der Dichter selbst tuschelt es dem einen, dann dem anderen ins Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Öl und Wein in seine Wunden. Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!" Mutete der robuste, realwertende Pichler dem Freunde spielerische Eitelkeit zu? Niemals wird in Gilms Werken eine Spur hiervon fühlbar, wohl aber durchdringt seine Persönlichkeit ästhetische Sehnsucht nach schöner Umgebung, gehobeneren Lebensbedingungen, nach gewissem Luxus. Gilm war eine sinnefreudige, lebensfrohe, genußbedürftige Natur, mit vielleicht nicht sehr verankertem Lebensinhalt. Er liebte das Leben und das Genießen. Zum Weibe, aber nicht auf die Barrikade zog es ihn! Die Liebe war Gilms Inhalt; aus dem Verzweiflungsausbruch, als er Sophie aufgeben mußte, enthüllt sich seine Seele mit ihren Tugenden und Schwächen aufs klarste.

Gebt sie zum Weibe mir! Was ihr verschuldet,
Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben,
Tut, was ihr wollt, solang 's der Frühling duldet
Und diese Berge unbeweglich bleiben.

Gebt sie zum Weibe mir und ungehindert
Könnt ihr die Nacht in alle Täler tragen —
Der Gott, der jedes Volkes Schmerzen lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Gebt sie zum Weibe mir! Vermachen fernen
Und bessern Zeiten will ich dann mein Hassen,
Von meinem Weibe will ich beten lernen,
Und meinen Knaben will ich taufen lassen.

Pichler hätte niemals ein solches Gedicht geschrieben, Herwegh und Freiligrath auch nicht; sie waren politische Köpfe, politische Dichter; Gilm aber wurde von Kulturerscheinungen rein gemütlich beeinflußt und war nur soweit sie ihn derart erfüllten, „politisch". Er war ein Phantasiemensch, kein Apostel und kein Märtyrer. Das Politische ist hier ästhetische Stimulanz gewesen, lyrischer Ausdruck der Wut und Verzweiflung, sein Land, seine Heimat in schwarzen Krallen zu sehen. Der Jesuit ist ihm genau so poetische Staffage wie etwa ein alpenglühender Ferner. Niemals war Tendenz der Zweck und prosaischer Bombast — wie in der deutschen politischen Dichtung nur zu reichlich — das Mittel. So zweigen sich Gilms politische Gedichte verwandtschaftlich an seine Gefühlslyrik an; es waren Stimmungsgedichte und deshalb, ganz im Sinne der ästhetischen Doktrin, gleichfalls lyrische Verse.

Ein Blick auf Gilms Ahnen und Meister! Anastasius Grün, der Vorläufer der politisch bewegteren Lyrik der Jahre 1840—1850, senkte gewiß seinen ethisch-nationalen, heiter-poetischen, politisch-vornehmen Geist in Gilms Herz. Der, vom roten Sonnenschein, roten Feuerwein, Feindesblut rote Tiroler Adler Johann Senns, war sein Kindheitlied. Gilms Dioskurenband zu Lenau wurde gezeigt. Der grassierenden Heine-Ansteckung entging er nicht vollständig, aber die Natur

war eigenartig genug, um sich nicht zu verlieren. So bliebe denn nur noch die Spur eines freilich recht exotischen Geistes aufzuweisen: jene Byrons.

Gilms geistiges Bekenntnis war heidnisch-germanischer Naturpantheismus. Merkwürdig genug — als er in späteren Jahren von der Familie in die Wölbungen der Jesuitenkirchen zurückgeführt wurde, verkümmerte Dichten und Singen. Als ob ihm König Laurin so lange üppige, naturstrotzende Phantasie verliehen hätte, als der Heide im Dichter lebte und den er, als Gilm abfiel, zum k. k. Statthaltereirat in Linz versteinte.

Gilm starb am 31. Oktober 1864, am Vortage seines 53. Geburtsfestes in der oberösterreichischen Hauptstadt. Aus seinen letzten Lebensjahren rühren die folgenden Briefe*), die Gilm als warmen Freund der Kinder, Familie und Menschen zeigen. Interessant wegen ihrer literarischen Doppelbeziehung sind Gilms Briefe an den damals in Linz wohnenden Franz Stelzhamer: zwischen beiden bestand ein inniges und herzliches Freundschaftsverhältnis. Gilm war nicht sonderlich gern in Linz: es gilt als verbürgt, daß er durch Stelzhamers Gegenwart „Boden und Halt erhielt“. Charakteristisch war Stifters Absondern, der im selben Hause wie Gilm sein Bureau hatte. Fremd, teilnahmslos, leider muß es gesagt werden: verständnislos blieb dieser künstlerisch hohe Vormärzer für die beiden „Neueren“. Bei keinem von den dreien findet sich eine Andeutung, daß jemals eine Annäherung stattfand.

Lieber Bruder![1])

Dir ist geholfen, ganz geholfen, gründlich geholfen. Du erhältst den Ehrensoldt von 600 fl. Das Land Oberösterreich hat ein königliches Herz an der Spitze.[2]) Du wirst in kurzer

*) Wurden mir von Frau Anna Hinghofer, der Schwägerin des Dichters, und Frau Theresia Stelzhamer, Witwe Franz Stelzhamers, beide in Linz, freundlichst überlassen.

Zeit bei Seiner Excellenz zu Tische geladen. Er will Dich kennen lernen. Er will die Augen sehen, in denen diese Lieder blühen und solche Thränen reden. Vor der Hand und bis die Pension flüssig gemacht ist, bin ich autorisiert Dir 30 fl. für die Nothdurft des Tages zu senden.

Wolle mir darüber eine Empfangsbestätigung schicken.

Ich habe die Ehre Deine Sache all. h. Orts zu vertreten. Ich werde mich gleich an die Arbeit machen.

Mut mein lieber Freund. Es gibt edlere Menschen als Du glaubst und es wird eine Liebe ganz neuer Art in Deine Seele strömen, wenn Du einmal in das milde Auge meines gnädigen Herrn geblickt hast.

Ich küsse Dich mit ganzer Seele

Gilm.

Lieber Freund!

Es sind für Dich 30 f. W. bei dem Linzer Zeitungsfonds angewiesen. Du kannst sie augenblicklich bei Redakteur P . . . . dessen Wohnung Du bei Eurich[3] erfahren wirst, erheben. Möge die Erquickung recht zeugungskräftig auf Dich fallen.

Du wirst im heutigen „Abendboten" ein kleines Gedicht unter dem Titel „Zu spät!" lesen. Es ist ein Maul voll Unmuth, da ich doch nicht jedem persönlich in's Gesicht spucken kann.

Anliegend folgen Deine Papiere.

Und nun, gehab Dich wohl

Dein alter

19./3. 1860. Gilm.

Lieber Alter!

Seine Excellenz gab mir den Auftrag Dich für Morgen Donnerstag zu Tische zu bitten. Es wird um $^1/_2 3$ Uhr gespeist. Komme also nach 2 Uhr zu mir auf's Bureau. Vor allem vergiß nicht Deine Lieder mitzunehmen und triff eine gute Wahl. Heiteres dürfte besonders beliebt sein.

Es grüßt Dich Dein

21. 3 Gilm.

Victoria!

Deine Zukunft ist gesichert. So eben erhalte ich einen Brief von Wien. Deine Sache ist erledigt. Sie ging bis an den Kaiser. Die Allh. Entschließung womit der Antrag des Präsidiums genehmigt wurde, ist vorgestern herabgelangt und wird morgen in meinen Händen sein. Ich erwarte Dich Abends beim „bairischen Hof".

Glück auf! und meinen herzlichsten Glückwunsch dazu.

Dein treuer

Gilm.

22./4 Sonntag 11¼ Vormittag.

Feldkirch am 23./7. 63.

Meiner lieben Schwester
Anna Hinghofer. (Außen.)

Liebste Schwester!

Wo sind die Zeiten hin, wo ich Deinen Namenstag mit einem Blumenstrauß begrüßte? Jetzt wüßt ich im ganzen Bereiche meines Gemüthes nichts aufzutreiben was nur irgend einer Blüthe gliche, ja nur irgend einer der kryptogamischen Pflanzen der Kohlenzeit ähnlich wäre. Doch kommt mein Wunsch aus dem aufrichtigsten Herzen, daß Dir der Himmel das Glück erhalte das Du gegenwärtig genießest, denn ich weiß Du geizest nach keinen andern Gütern als die, welche Dir in so reichem Maße beschieden sind.

Daß mir Feldkirch schlecht bekommt wird Dir meine Frau sagen. Ich sehne mich nach Leibeskräften wieder fort. Es ist kein Wunder, daß alle moralischen Kräfte in mir darniederliegen, da die physischen nicht zurückkehren wollen.

Grüße mir Hinghofer, das Nicht'gen Emilie, Fritz und stelle unter den tausend Küssen die Dein Karl der Kleine täglich erhält, einen auf meine Rechnung.

Dein Bruder

Hermann.

Innsbruck am 16. Sept. 63.

Liebste theuerste Schwester! [4])

Die schönen Vorarlberger Tage sind verrauscht, sind wie Träume verschwommen und es blieb mir nichts von ihnen als Dein schöner Brief. Ich habe lange gezögert ihn zu beantworten, als ahnte ich dass der Zufall mir die einzig mögliche Antwort diktieren würde. Denn ich fühlte, dass sich so viel Liebe und Güte nur mit sich selbst bezahlen laße und so erhältst Du nun durch des Schicksals Güte, zwei Fotografien von mir. Du bist die Allererste die mein Bild nun in Händen hat. Es sind die ersten zwei Probe Abdrücke, die mir der Fotograf heute früh geschickt hat. Dein erfindungsreicher Geist wird schon irgend etwas Lustiges ausdenken um sie auf recht überraschende Weise meiner lieben Marie [5]) zum Anblick zu bringen. Von Bummerl II [6]) Schönheit kannst Du nur einen sehr unvollständigen Begriff erlangen. Der alten (Köchin) tragisches Ende wirst Du aus den Marienbriefen wissen. Ich hoffe sie wird auch in der Regel meine Briefe lesen laßen. Ausnahmen gibt es überall. Die grosse Mehrzahl meiner Briefe sind für Euch alle geschrieben. Und Dir liebe Anna gegenüber gibt es eigentlich gar keine Ausnahme.

Ich habe so eben die Correktur Bögen meiner poetischen Festgabe vor mir liegen. Das Büchlein wird sich hübsch machen. Schuhmacher, der es druckt hat eine närrische Freude damit und hat einen hübschen Umschlag dazu litografieren laßen. Das Festgedicht ist theilweise fertig. Es ist mir dabei die äußerste Behutsamkeit gebothen um an diesem Tage ungetrübter Freude weder rechts noch links anzustoßen. Das wird jedenfalls seinem poetischen Werth Eintrag thun. Doch dieser kommt bei solchen Gelegenheiten gar nicht in Frage. Ich wollte das läge Alles hinter mir. Ich bin noch viel zu wenig „gesund“ um den Helden des Tages zu spielen und es sind da einige enthusiastische Hingshofers, die mir, ich weiß nicht für welche Zwecke, diese Stelle aufdrängen möchten. Ich bin ein Abgestorbener, das wird Deine feine Seele auch aus meinen Bildern herauslesen.

In Feldkirch hatte ich paradiesische Tage. Diese weinkochende Sonne hat mir allen Menschenhaß aufgesogen. Diese hübschen Schwabinen haben mich wie einen Großpapa gehätschelt. Was doch die weißen Haare machen. So lange Dein Mann seinen blonden Haarschmuck trägt darfst Du nicht eifersüchtig sein. Aber wie einmal sein goldner Bart baumwollflockig von den Wangen hängt, dann paß auf! Doch Dir blüht noch eine lange Zeit der Ruhe.

Carls Unwohlsein ist auch vorübergegangen. Erschreck doch nicht über solche Vorfälle, denen die Kinder so sehr ausgesetzt sind. Emilie und Fritz werden sich der Ferien freuen. Ich grüße sie beide. Wenn ich nur Emilie einmal meiner Schwägerin nach Feldkirch bringen könnte! Was hätte das Kind für herrliche Tage in Levis! Wie glücklich wäre Nani[7] mit dem fröhlichen Kind! Ich denke so oft an Dich und Deine Kinder und den Freund Hinghofer. Stehe doch gütig und liebreich meiner Marie zur Seite. Macht ihr doch diese Leidenstage so viel als möglich erträglich! Ich bitte euch alle darum.

Ich bin der „Niemand" wie Odisseus dem Ciclopen. Grüße mir den Vater und die Mutter und küsse mir die „Gebenedeite".

Dein Bruder

Hermann.

Innsbruck 4. Oktob. [1863.]

Liebster Fritz
Liebste Nina.

Welch ein Jubelmorgen war heute. Wir feierten gerade durch ein solennes Frühstück den Namenstag des Cousins Alexander, der eigentlich in Folge außerordentlicher Verwicklungen Franz heißt, als Otto mich zum Vater machte.

Zugleich kam die Wiener Zeitung mit der Ernennung des Hugo zum Professor in der Realschule zu Wiener Neustadt. Er wurde deßen bei Tische weidlich zutostet.

Ich bin ganz überglücklich, daß wie es scheint alles so gut gegangen ist. Wie selig wird erst Marie sein. Da in der

Harrach [8]) niemand schreiben können wird, so bitte ich Dich, mir wenigstens die erste Zeit täglich Nachricht zu geben über das Befinden von Weib und Kind und ich schließe zu diesem Ende hier 6 Marken bei. Einige Zeilen hinzuwerfen findest Du doch Zeit, und der kleine Fritz nimmt den Brief in der Schultasche mit.

Für eueren lieben Brief danke ich Euch. Ihr habt eine viel zugute Meinung von mir. Übrigens gibt es auch in Tirol Fritze, wie die Anlage beweißt?? Heute ist der letzte Festtag.[9]) An Katzenjammer fehlt es auch nicht. Innsbruck ist wieder leer und todt. All die rothen, violetten und veilchenfarbigen Joppen, all der Hüte Federpracht ist verschwunden. Hier und da sieht man noch einzelne Guirlanden an den Fenstern prangen und zitternd um Erlösung rufen, oder ein einzelnes Fähnlein wedeln. Ich werde auch gehen. Alles trompetet mir das Signal zum Aufbruch ins Ohr, voran der kleine Rudolf [10]) in der Harrach.

Dir Fritz danke ich tausendmal daß Du die Stellvertretung auf Dich genommen.

Meiner Schwägerin Nanni habe ich sogleich telegrafirt und zugleich in Innsbruck, Feldkirch und Linz wird der jungen Mutter und dem Weltbürger gedacht. Gott schütze sie beide. Was ist mit Lori? Marie schrieb mir schon nach Feldkirch, dass sie gewiss mit 1. Oktober nach Linz komme. Wie viel Kapital wird dieses Märchen von tausend und einer Nacht bekommen? Es wäre denn doch Zeit dass diese Comödie einmal ein Ende nehme. Ich verbitte mir wenigstens ein für allemal jede weitere Ankündigung von Loris Heimfahrt. Ich spiele, wie England in der polnischen, in dieser Schneiderfrage [11]) nicht mehr mit.

Also liebste Nina, Nachricht geben. Besonders recht viel detail über die Geburt meines Sohnes. Ich weiß nicht einmal was für eine Farbe seine Augen haben. Hat er sie vielleicht noch gar nicht aufgeschlagen? Da hat er Recht. Diese abscheuliche Welt sieht er immer noch früh genug. Das Großmutterl schön grüssen.

Hermann.

Diese Briefe lassen in das neigende Dichterleben eines echten Österreichers blicken. Resignation ist im späteren, kränkelnden Leben Gilms der wesentliche Charakterzug; um die Schranken der Beamtenrücksichten zu durchbrechen, war er weder jung noch widerstandskräftig genug, auch zu sehr enfant gaté seiner Verehrer, seines Chefs, der den Präsidialsekretär Gilm für den Dichter schätzte. Gilm repräsentierte nun den aufgeklärten, vornehmen österreichischen Beamten, wie er zur Zeit des liberalen Aufschwunges nicht selten war. Menschenliebe, großmütige Gesinnung, ausgeprägtes Schönheitsbedürfnis betätigen sich nun eher als Förderer und Genießer wie als Schaffender.

Wenige deutsche Landstriche trugen so reichlich zum Ruhme der deutschen Dichtung bei wie Tirol. Die sagenreichen Felszinnen der Natur erleichterten die Anlage vieler Burgen, die wieder Herrenspiel und Sängerfreuden ins Land brachten. Hier kündeten Walter von der Vogelweide, Oswald von Wolkenstein von Freude und Schmerz in Wald und Anger, von Mond- und Sonnenherrlichkeit, von minnigen Frauen. Ihre Liederwelt war die nämliche wie die Hermann von Gilms; nicht der Wolkensteiner, sondern Gilm sollte der letzte Minnesänger geheißen werden.

Anmerkungen.

[1]) Franz Stelzhamer, geb. 1802 zu Großpiesenham, gest. 1874 zu Henndorf. Der oberösterreichische Landtag bewilligte Stelzhamer eine lebenslängliche Ehrengabe.

[2]) Bach, Eduard Freiherr von, Statthalter in Oberösterreich, Bruders des Ministers Alexander von Bach, geb. 1814, gest. 1884, war um die materielle und nicht weniger um die geistige Hebung des Kronlandes bemüht.

[3]) Buchhändler in Linz.

[4]) Frau Anna Hinghofer starb 1904.

[5]) Marie, Gilms Frau, starb 1901.

[6]) Gilms Hund.

[7]) In Levio war der Bruder Gilms, Notar Ferdinand von Gilm dessen Frau hieß Nanni.

[8]) „In der Harrach“, volkstümliche Bezeichnung der Harrachstraße in Linz.

[9]) Von dem Feste zur Erinnerung an die vor 500 Jahren erfolgte Vereinigung Tirols mit Österreich. Gilm, zu diesem Feste geladen und von den Studenten jubelnd gefeiert, entzog sich dieser Ovation rasch, da er sich schon krank fühlte.

[10]) Gilms damals zur Welt gekommener Sohn.

[11]) Bezieht sich auf eine Familienangelegenheit.

Emil Wickerhauser und seine Erinnerungen an Grillparzer.

Neue Mitteilungen von

August Sauer.

Im Januar 1902 ließ ich in der Münchner Wochenschrift „Jugend" (Nr. 4) einen Brief Grillparzers vom 6. Mai 1863 abdrucken, der mir nach dem Original im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck abschriftlich mitgeteilt worden war. Bei der Unklarheit, die bisher über die Beziehungen Grillparzers zur Familie Wickerhauser herrschte, gab ich als Adressaten irrtümlich Theodor Wickerhauser an, während er tatsächlich an dessen Bruder Emil gerichtet ist. Diesem Versehen verdanke ich es, daß sich eine Tochter Emil Wickerhausers, Fräulein Natalie Wickerhauser in Agram, in liebenswürdigster Weise mit mir in Verbindung setzte und mir ein wertvolles Schriftstück einhändigte, worin ihr Vater seine Erinnerungen an Grillparzer selbst aufgezeichnet hatte. Auf meine Bitte stellte sie mir dann allmählich alles zur Verfügung, was sich an Papieren ihres Vaters im Familienbesitz erhalten hat, insbesondere die beiden noch ungedruckten Briefe Grillparzers und Wickerhausers Gedichte, umgab mich mit Porträts und Abbildungen, die mir eine lebendige Anschauung von der Persönlichkeit ihres Vaters, seiner Familie und seiner Umgebung zu verschaffen geeignet waren, und hatte endlich sogar die Güte, aus eigener Erinnerung und reger Familientradition alles aufzuzeichnen, was über diesen bisher fast unbekannten Freund Grillparzers volles Licht zu verbreiten imstande ist.

Von einem Teil der Aufzeichnungen Wickerhausers hat sich dann ein zweites gleichlautendes Exemplar vorgefunden, das er selbst noch Herrn Prof. Dr. Emil Reich zur beliebigen Verwendung überlassen hatte, und noch anderes, von dem Herausgeber seit Jahren gesammeltes Material bot sich zur Ergänzung dar; insbesondere hatte Herr Albert Weltner die Güte, den Abdruck der in seinem Besitze befindlichen Briefe Wickerhausers durch Vermittlung der Redaktion des Jahrbuches zu gestatten. Bin ich auch für die Form, in der ich diese Dinge darbiete, in letzter Reihe allein verantwortlich, so ist Fräulein Natalie Wickerhauser, der ich hier meinen innigsten Dank ausspreche, doch überall meine stille Mitarbeiterin gewesen. An manchen Teilen ihrer Aufzeichnungen hatte ich nur umzustellen und zurechtzurücken. Bei anderen mußte ich selbständiger vorgehen; aber selbst wo ich Widerspruch gegen ihre Auffassung äußern mußte, bin ich ihr für Anregung und Aufmunterung zu lebhaftem Dank verpflichtet.

I.

Der Wortlaut von Wickerhausers Manuskript stehe voran. Es geht nicht an, diese Mitteilungen vereinzelt und zerrissen in einer Darstellung zu verarbeiten. Sie sollen für alle Zukunft in der ursprünglichen Form erhalten bleiben. Die kleinen Wiederholungen, die sich dabei als notwendig herausstellen, fallen nicht ins Gewicht. Die unbezeichneten Anmerkungen unter dem Text rühren von mir her, Wickerhausers Anmerkungen habe ich, wie schon teilweise er selbst, mit E. W. bezeichnet.

Erinnerung an Grillparzer.

Privatim.

E. W.

Ein Ungar, Namens Paul Josef von Kiraly, damals Erzieher eines jungen Grafen Forgach in Wien, war es, der mich im Monat Jänner 1843 persönlich mit Grillparzer bekannt machte.

Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft pro anno 1890 enthält Seite 229 bis 232 drei Briefe Grillparzers an Kiraly und Seite 342 [1]) dessen kurze Biografie.

Kiraly war mit mir im Hause meines Kameraden in der k. k. orientalischen Akademie, Baron Ignaz v. Schäffer, zuletzt k. k. Gesandter in Washington, nun gleich mir im Ruhestande — bekannt geworden und hatte aus Gesprächen mit mir entnommen, wie hoch ich Grillparzer als Dichter verehrte, dessen in der Wallishauser'schen Ausgabe erschienenen Werke mir alle wohl bekannt waren.

Da erzählte mir Kiraly, daß er im Jahre 1836 auf einer Reise von Linz nach Wien im Postwagen mit Grillparzer zusammengetroffen sei und seit jener Zeit — auch jetzt noch — ihn öfter besuche. Er erboth sich, mich Grillparzer vorzustellen. — Selbstverständlich nahm ich seinen freundlichen Antrag freudig an und so ging Kiraly zu Grillparzer und sagte ihm: „Herr v. Grillparzer, Sie müssen schon erlauben, daß ich Ihnen einmal einen großen Verehrer von Ihnen herbringe." — „So?" erwiderte Grillparzer lächelnd, „habe ich auch einen Verehrer? Nu, das ist gescheidt! Also bringen Sie ihn nur her!"

Am nächstfolgenden Sonntag im Monat Jänner 1843 führte mich Kiraly zu Grillparzer, der damals im 4. Stock eines Hauses auf der Seilerstätte wohnte und stellte mich ihm als Zögling der k. k. Orientalischen Akademie vor. Ich war damals 20 Jahre alt. — Grillparzer empfing uns sehr freundlich.

Als das Gespräch auf die orientalische Literatur kam, sagte er mir: „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich gegen alles Orientalische mich immer mit allen Vieren gewehrt habe!"

Wenn man bedenkt, daß selbst Göthe, der die Welt-Literatur so eifrig cultivirte, in den Anmerkungen zu seinem

[1]) Anmerkung Nr. 164. E. W.

west-östlichen Divan sagt, daß „in der orientalischen Literatur von dem, was wir Geschmack nennen, nicht die Rede seyn könne", so darf man sich über Grillparzers obigen Ausspruch nicht zu sehr wundern: ihm war alles Geschmacklose und Schwülstige widerwärtig.

Als wir uns empfahlen, war Grillparzer noch so gütig mir die Erlaubniß zu ertheilen, ihn wieder zu besuchen. Von da an sah ich Grillparzer öfter. — Meine erste Frage bei meinen Besuchen war stets — wie dieß schon gebräuchlich ist — um sein Befinden. Da hatte er mir oft trübselig über allelei körperliche Leiden und Gebrechen zu klagen; sobald aber das Gespräch eine andere Wendung nahm, heiterte er sich sichtlich auf und sprach mit Lebhaftigkeit und Wärme über die verschiedenen Thema's.

Als ich ihn — nach Verleihung des Hofrath-Titels, dazu gratulierend — zum ersten Mal mit: „Herr Hofrath" ansprach, sagte er lächelnd: „Drei Silberzwanziger wären mir lieber gewesen!"

Im Jahre 1844 war er so gütig mir für ein Album die nachstehenden Verse zu schreiben:

Copia. A Jove principium.

In der Kunst so wie im Glauben
Ist Dreieinigkeit der Inhalt;
Von dem Letzten, Höchsten, Einz'gen;
Wen das Wahre nicht erleuchtet
Und das Gute nicht erlöset
Von des alten Übels Banden,
Dem wird nie das Schöne schaffen.
Zeigt gleich in verschiedenen Gestalten
Jede sich der drei Gewalten,
Nur aus der vereinten Chor
Geht das Göttliche hervor.

Wien, am 14. Juli 1844.

Grillparzer m. p.

Obige Verse sind in der Cotta'ischen Groß-Oktav-Ausgabe in 10 Bänden, 1872, von Grillparzers Werken,

im I. Bande Seite 287 ohne das lateinische Motto und ohne Datum — mit zwei Druckfehlern abgedruckt.

In der 7ten Zeile steht bei Cotta — der statt dem (für den wird nie das Schöne schaffen), in der 10ten Zeile: Und statt „Nur". Das Und ist ganz unlogisch, wie man leicht bemerken kann.

Im Jahre 1848 wurde mir die Ehre zu Theil, den berühmten italienischen Historiker Cesare Cantù[1]) bei Grillparzer einführen zu dürfen.

Cantù kam während seines damaligen Wiener Aufenthaltes öfter in die orientalische Akademie, um da seinen Freund, den italienischen Präfekten, Abbate Pietro Mugna, zu besuchen; dabei äußerte er sich einmal, daß er mit Grillparzer bekannt zu werden wünsche. Ich säumte nicht Grillparzer hievon in Kenntniß zu setzen, der sich gerne bereit erklärte, Cantù bei sich zu empfangen. Dieser begab sich also darauf in Abbate Mugna's und meiner Begleitung zu ihm. Die Conversation wurde in französischer Sprache geführt, da Cantù des Deutschen nicht mächtig war.

Grillparzer empfing ihn mit den Worten: „Excusez. Monsieur, je parle toutes les langues si mal, même ma propre!" — Doch drückte er sich im Verlauf des Gespräches ganz geläufig im Französischen aus; er hatte ja auf seinen Reisen auch einige Zeit in Paris zugebracht.

Das Hauptthema zwischen den beiden ausgezeichneten Männern war natürlich die Literatur. — Da passirte mir eine kleine Verlegenheit. Ich hatte vergessen, Grillparzer vor Cantùs Besuch zu informiren, daß dieser, obwohl Historiker von Fach — in letzterer Zeit auch einen in und außerhalb Italiens beifällig aufgenommenen Roman: „Margherita Pusterla" veröffentlicht hatte.[2]) Grillparzer, der überhaupt

[1]) Geb. 8. Dez. 1807 zu Brivio im Mailändischen, gest. zu Florenz 21. November 1869.

[2]) Mailand 1838.

Romane nicht recht leiden mochte (zu mir hatte er sich früher einmal geäußert: „Für mich gibt es nur zwei Romane: den Wilhelm Meister und den Don Quixote!“), konnte nicht umhin im Laufe der Conversation seinem Bedauern Ausdruck zu geben, „daß nun auch die Italiener sich dem Romane zugewendet hätten“. — Cantù war Weltmann genug, mit keiner Miene zu verrathen, daß auch er von Grillparzer's Urtheil getroffen sei — und so lief diese kleine Episode glatt ab. — Cantù erkundigte sich noch bei Grillparzer um dessen Drama: „Kaiser Rudolf II.“ (Bruderzwist in Habsburg), von dem man ihm in Wien erzählt hatte. Grillparzer antwortete ihm beiläufig Folgendes: „Monsieur, ma tragédie n'est pas encore achevée; il y a là des archiducs et des éveques, qui me donnent beaucoup de peine!“ (Dieß war im Jahre 1845); mit den évêques hatte Grillparzer wohl den Cardinal Klesl im Sinne, der eine wichtige Rolle im Stücke spielt.

Nach einstündiger Unterredung schieden die beiden berühmten Männer in bester Freundschaft und Cantù äußerte sich gegen uns ganz befriedigt über die gute Aufnahme, die er bei Grillparzer fand.

Im Jahre 1846 trat ich nach absolvirten akademischen Studien in den Staatsdienst bei der k. k. diplomatischen Agentie (General-Consulat) in Jassy. In der Moldau regierte damals Fürst Michael Stourdza.

Bei meinem Abschiede von Grillparzer sagte er mir: „Sie kommen also nach Jassy? — Dort ist meine Freundin Heloïse an Professor .... verheirathet; suchen Sie sie auf und überbringen Sie ihr meine besten Grüße!“

Frau v. .... war — ich glaube eine geborne H........ und ihr Vater Buchhalter in einem Wiener Großhandlungshause; doch wurde sie mir auch als eine geborne H........ genannt; selbstverständlich habe ich weder sie noch Grillparzer gefragt, was sie für eine geborne sei?

Bald nach meinem Eintreffen in Jassy suchte ich Frau v. . . . . auf. Sie war hocherfreut über Grillparzer's freundliche Erinnerung an sie. Es war für mich sehr interessant, mit ihr bekannt zu werden.

Sie war eine geist- und gemüthvolle Frau; sympathische Erscheinung; von Gestalt mittelgroß, blonden Haaren, lichten, lebhaften Augen, frischem Teint; wie mir schien nicht über 30 Jahre alt. Blondinen, wenn gut conservirt, sehen oft jünger aus, als sie sind. Grillparzer war damals, im Jahre 1846, siebenundfünfzig Jahre alt.

Im Frühjahr 1848, als ich bereits von Jassy nach Peterwardein transferirt war, schrieb sie mir dahin einen sehr freundlichen, gemüthlichen Brief, der mich außerordentlich freute. Ich habe diesen Brief nachmals an Herrn Baron Theobald Rizy (Grillparzer's Vetter) cedirt, der ihn bei seinen Grillparzer-Papieren in Aufbewahrung nahm.

Im Monat November 1847 wurde ich von Jassy als orientalischer Dolmetsch zum k. k. Generalkommando in Peterwardein bestimmt, wohin ich mich aber erst Ende Jänner 1848 begab; da ich inzwischen 2 Monate mit Urlaub in Wien zubrachte, wo ich nicht unterließ Grillparzer die Grüße seiner Freundin Heloïse nun mündlich zu überbringen; welche ihm übrigens auch, nach meinem ersten Besuche bei ihr, schriftlich ihren Dank für seine Freundschaft ausgedrückt hatte, so wie auch ich nicht ermangelte, ihm seiner Zeit aus Jassy von meiner freundlichen Aufnahme seitens der Frau von . . . . und ihres Herrn Gemahls, des Professors, brieflich Nachricht zu geben.

Vor meiner Abreise von Wien nach Peterwardein schrieb mir Grillparzer folgendes Distichon in mein Stammbuch:

Copia.

Dein ist die Saat und der Fleiß, drum dein der Lohn des Bewußtseyns;
Aber wie Regen und Thau träuft aus den Höh'n der Erfolg.

Wien, am 18ten Jänner 1848.

Grillparzer m. p.

Vorstehende Verse wurden im Jahre 1863 im belletristischen Theile der Frauenzeitung „Iris" als Motto gedruckt und darnach von einigen Journalen reproducirt.

Im Frühjahr 1849 kam ich der politischen Verhältnisse in Ungarn wegen, wieder auf mehrere Monat mit Urlaub nach Wien und unterließ nicht Grillparzer zu besuchen. Er war verstimmt über die politischen Hitzköpfe, die ihn als Reactionär verschrieen, weil er nicht durch Dick und Dünn mit ihnen gehen wollte.

Nach dem Jahre 1849 sah ich meine Vaterstadt Wien nur wenige Male und flüchtig, versäumte aber niemals dann Grillparzer aufzusuchen.

Im Jahre 1849 nach Beendigung des ungarischen Aufstandes wurde das Peterwardeiner General-Commando aufgelöst; ich kam im Monat Oktober 1849 zum k. k. General-Commando nach Temeswar an die Stelle des kürzlich dort verstorbenen orientalischen Dolmetsch Baron Testa [1]) und nach 3jähriger Dienstleistung daselbst, zum k. k. kroat.-slawon. Grenz-General-Commando nach Agram im Jahre 1852, in welch letzterer Stadt ich auch verblieb und wo mir mit A. h. Entschließung vom 29. Juli 1869 Titel, Charakter und Gebühr als kais. kön. Regierungsrath bei der k. k. kroat.-slawon. Grenzlandesbehörde a. g. verliehen wurde. [2])

Zum letzten Male sah ich Grillparzer eben im Jahre 1869, als ich mich mit meiner Familie auf Urlaub nach Wien begab. Bei diesem — meinem letzten Besuche empfing er mich mit den Worten: „Es ist gut, daß Sie heuer noch gekommen sind; auf's Jahr hätten Sie mich nicht mehr gefunden."

Er lebte aber doch noch bis 21ten Jänner 1872 und schrieb mir noch im Jänner 1870, damals in sein 80. Lebensjahr eintretend, einen freundschaftlichen Brief nach Agram.

---

[1]) Bartholomäus Freiherr v. Testa 1788—1849. Wurzbach XLIV, 39.

[2]) Hier verwies Wickerhauser auf die unten abgedruckte Beilage: „Franz Grillparzer, der Oheim und der Neffe."

Es war mir stets ein hoher Genuß, seinen geistvollen, kernigen Aussprüchen über Leben, Kunst und Wissenschaft zu lauschen. Daß ich von seinen Gesprächen mit mir nichts niederschrieb, war mein frühzeitig (etwas) schwaches Gehör Ursache; ich wollte nicht etwa für seine Worte ausgeben, was er vielleicht nicht so gesagt haben mochte.

Grillparzer schrieb mir im Lauf der Jahre sechs Briefe privaten Inhalts.

Ehre und unvergänglicher Ruhm seinem Andenken!

Agram, den 18ten Juni 1891.

Emil Wickerhauser.

Zum Namen Heloïse.

In einem alten französischen Büchlein: „Abélard et Heloïse“ las ich einst, der Name Heloïse sei nichts anderes als eine Variante des Namens:

Louise.

Frau v. .... feierte ihren Namenstag am Annentage, 26ten Juli.

Grillparzer sagte im Scherze:

Sanct Anna sitzt im Nest,
Und brütet Heloïsen. [1])

An Grillparzer.

Zum 15. Jänner 1870.

Ein kühner Seemann steuert durch die Wogen
Und Tage, Wochen, Monde schwinden hin —
Schon wähnen die Gefährten sich betrogen
Und tadeln murrend seinen starren Sinn.

---

[1]) Das Verspaar lautet nach der Handschrift:

Annentag 1834.

Ein Guckuksei wie je sich ein's erwiesen!
Sanct Anna sitzt im Nest und brütet Heloïsen.

Vgl. auch Pariser Tagebuch 19. April 1836. Werke XX, 54; Frankl S. 85.

Wohin das Auge blickt — die Wasserwüste;
Vor ihm, um ihn das kühle Wellengrab;
Doch endlich winkt dem Späheraug' die Küste,
Und Land, hallts, Land vom Mastkorb laut herab.

Da liegt die neue Welt, das Ziel der Reise,
Doch noch bei Weitem nicht der Mühen Ziel —
Ausharren heißt's nach alter Helden Weise,
Erst jetzt beginnt des Kampfes Würfelspiel!

Da dämmert ein Entschluß in seiner Seele,
Den nur die höchste Kraft dem Menschen leiht,
Daß er den Muth der Streitgenossen stähle,
Hat er sein Schiff dem Untergang geweiht.

Gelöst, um nimmer mehr geknüpft zu werden,
Ist jedes Band, das ihn daheim umschlingt;
Für ihn gilt keine Heimat mehr auf Erden,
Als die auf fremdem Boden er erringt.

Der Mitwelt Dank, er mög' ihn nie begehren,
Der heißt ihn Narr und der Verbrecher gar;
Den großen Mann und sein Verdienst zu ehren,
Versteht wohl nie der Neider[1]) eitle Schaar.

Die Nachwelt wird den Siegeskranz ihm reichen,
Wenn er gebettet ruht im kühlen Schoos;
Der Seemann und der Dichter — beide gleichen
Wie Brüder sich fürwahr in ihrem Loos.

In's Reich der Träume wandert still der Dichter
Und läßt die Welt der Wirklichkeit zurück;
Es weisen ihm den Pfad die Himmelsdichter,
Als Einsatz gibt er hin sein Erdenglück!

Wohl winken ihm manch' liebliche Gestalten,
Er darf nicht weilen, nicht sich ihrer freu'n,
Ihn drängen fort dämonische Gewalten,
Die nur die Ruhe, nur den Stillstand scheu'n.

---

[1]) Im Original-Manuskript an Grillparzer stand: „Die eitle Höflingsschaar." E. W.

Ein Pilger zieht er hin durch alle Lande,
Für jede süße Lockung taub und blind;
Und aufgelöst sind all' die heil'gen Bande,
Die ihn daheim umschlangen einst als Kind:

Nur leise mahnt ihn oft ein süß' Erinnern —
Jetzt, da er altersschwach, gebeugt und krank —
Der Edle trägt den Lohn in seinem Innern
Und fragt nicht weiter um der Menschen Dank!

Emil Wickerhauser.

Anmerkung. Für die vorstehenden Verse hat sich Grillparzer bei mir in seinem — in meinem Grillparzer-Carton aufbewahrten Briefe ddo. 13ten Jänner 1870 freundlichst bedankt.

An Grillparzer.

Zum 15ten Jänner 1866.[1])

Aus des Reiches fernsten Theilen
Sollen heut' die Bothen eilen
Ohne Rast und ohne Ruh' —

Dreimal Hoch! erhab'ner Meister,
Ruft der Chor der jüngern Geister
Dir mit lautem Jubel zu.

Und noch viele frohe Jahre —
Ob gebleicht sich auch die Haare —
Auf den Lorbern ruhe Du!

E. W.

Die Seite 275 erwähnte, aus früherer Zeit stammende Beilage in anderem Format lautet:

Confidentiel.

Franz Grillparzer,

der Oheim und der Neffe.

Als ich im Jahre 1852 Wien auf der Durchreise berührte und Grillparzer besuchte, sprach er mir von seinem Neffen Franz G., dessen Taufpathe er war, Sohn seines Bruders Carl.

[1]) Im Namen von Natalie und Theodor W. Vgl. unten.

Er erwähnte, daß der junge Mann, der ihm durch Leichtsinn schon manchen Verdruß bereitet, Kadet im I. Banal-Grenz-Regimente sei, sich aber ohne Urlaub vom Regimente entfernt habe und sich vermuthlich in Agram oder dessen Umgegend aufhalte.

Da Agram mein Reiseziel war, bath mich Grillparzer „mit Vermeidung alles Aufsehens, damit ja nichts davon in die Öffentlichkeit gelange!“ Erkundigung über seinen Neffen einzuziehen und ihm womöglich Nachricht von ihm zu geben.

Dieß war im August 1852. Am 2ten September 1852 in Agram angelangt, leitete ich sobald ich Zeit fand, meine Nachforschungen bezüglich Franz Grillparzer's, des Neffen, ein. Diese ergaben das Resultat, daß derselbe sich allerdings in einem Agramer Gasthause incognito aufgehalten habe — als er aber erfuhr, daß dort Jemand aus Wien nach ihm gefragt habe — alsbald spurlos verschwand, seine Wirthsleute früher mit der Versicherung beruhigend, daß sein Oheim in Wien seine Rechnung begleichen werde. Diese Rechnung, die mir für die lange Dauer seines Aufenthaltes daselbst nicht überspannt schien — und eine noch weiters von vertrauenswerther Seite mir angemeldete Privatforderung von 15 fl. — betrugen zusammen 85 fl. C. M.

Besorgt, daß bei längerer Verzögerung der Sache zuletzt doch etwas darüber in die Zeitungen gelangen könnte und selbst nicht hinlänglich bemittelt um die Schulden des jungen Mannes zu ordnen — blieb mir nichts Anderes übrig, als Grillparzer, den Oheim, von dem Stande der Dinge in die Kenntniß zu setzen.

Am 27ten September 1852 antwortete er mir auf mein Schreiben und sandte mir nicht nur die 85 fl. C. M. zur Zahlung der Schulden seines Neffen Franz, sondern auch — ein Beweis seiner seltenen Herzensgüte — noch einen Mehrbetrag von 20 fl. mit der Bestimmung, daß ich selbe in Verwahrung behalten und davon dem jungen Manne, wenn er wieder

beim Regimente eingerückt seyn werde — monatlich fünf Gulden als Zulage von seinem Oheim, an die Hand erfolgen sollte. Dabei schrieb er: „Ich bitte Sie die ganze Angelegenheit mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken!" — und auch in seinen weiteren Briefen betonte er: „daß ihm irgendwelche Verlautbarung der Sache keineswegs wünschenswerth wäre!" Beim Agramer General-Commando war mir auch auf meine diesfalls vorgebrachte Bitte, die Zusicherung ertheilt worden, daß der Kadet Grillparzer — wenn er nur bald zurückkehren würde — ohne viel éclat beim Regimente wieder aufgenommen werde; aber in Agram war nichts mehr von ihm zu sehen und zu hören. Da kam aus Wien ein Brief vom Oheim Grillparzer an mich, des Inhalts: „Sein Neffe Franz sei zu Fuß von Agram nach Oberösterreich zu seinem Vater Karl Grillparzer gewandert und dort mit wunden Füssen angelangt, befinde sich dort in der Pflege." — Von dessen Rückkehr zum I. Banal-Regimente schrieb mir Grillparzer (der Oheim) nichts mehr.

Erst im Jahre 1866 in einem Briefe ddo. 13. Jänner 1866[1]) erwähnte er dieses Neffen wieder gegen mich in einer wenig erfreulichen Weise.

Im Jahre 1865 bei einer gelegentlichen Durchsicht der Grillparzer'schen Briefe aus dem Jahre 1852 — vermißte ich einen derselben — ohne mich entsinnen zu können, daß ich solchen Jemanden mitgetheilt hätte. Höchst verlegen und besorgt, daß am Ende doch etwas von dieser Angelegenheit in die Zeitungen gelangen könnte — was Grillparzer so sehr perhorrescirte — faßte ich einen energischen Entschluß — und so schwer mir das Opfer fiel — schloß ich die noch vorfindigen Briefe ex anno 1852 ein und sandte sie mit einem ehrerbietigen Schreiben an Grillparzer zurück. Das eigentliche Motiv dieses Schrittes: „daß mir Einer der Briefe fehle" — durfte ich dem alten Herrn freilich nicht mittheilen, um ihn nicht zu sehr zu beunruhigen.

---

[1]) Vielmehr am 6. Mai 1863, siehe unten.

Den vermißten Brief fand ich nicht mehr: ich habe ihn muthmaßlich bei meiner Kurzsichtigkeit aus Versehen mit anderen Briefen unabsichtlich verbrannt.[1])

Unterschrieben war der vermißte Brief:

„Grillparzer,
nicht der Neffe, sondern der geplagte und plagende Onkel.“

Den Empfang der ihm zurückgesandten Briefe bestätigte mir Grillparzer in seinem Schreiben vom 13ten Jänner 1866, welches ich noch gegenwärtig als kostbares Andenken bewahre.

Von Franz Grillparzer dem Neffen erfuhr ich nichts weiter; er soll schon vor Jahren an einer unheilbaren Krankheit gestorben seyn.[2])

Agram den 20. Juni 1882.

Emil Wickerhauser.

Anmerkung: Den in Vorstehendem erwähnten, nicht zur Verwendung gelangten baaren Überschuß von zwanzig (20) Gulden habe ich selbstverständlich an Grillparzer zurückgesendet — noch im Jahre 1852.

E. W.

II.

Emil Wickerhauser war 1823 in Wien als das jüngste Kind eines sehr vermögenden Ehepaares zur Welt gekommen. Der Vater Anton Wickerhauser war Besitzer der Kohlenwerke bei Fohnsdorf in Steiermark und einiger überseeischen Kauffahrteischiffe, ferner Kassier im Bankhaus Steiner und Komp. in Wien. Der Großvater Wickerhauser war Besitzer und Leiter der Post in Triest gewesen, dessen Bruder Anton war als Hofzahlmeister in Wien geadelt worden. Durch seine Heirat im Jahre 1813 war Anton Wickerhauser der Jüngere in eine reiche und vornehme Verwandtschaft gekommen. Seine Frau Josefa, geb. Perez, war eine Großnichte des Numismatikers Joh. Jos. Hilarius Eckhel. Dessen

[1]) Die Aufklärung darüber unten.

[2]) Der Neffe starb am 20. April 1865 im Militärspital zu Tyrnau, s. Jahrbuch X, 300.

Schwester Maria Josefa Gertrud (1745—1812) war in erster Ehe vermählt mit dem aus der Schweiz eingewanderten Protestanten Melchior Steiner (1729—1786), einem unternehmenden Großindustriellen, dem Begründer des erwähnten Bankhauses, und reichte nach dessen Tod seinem gleichtüchtigen Neffen Melchior von Steiner (1763—1837) die Hand. [1])

Dem glücklichen Zusammenleben des Ehepaares Wickerhauser, das das Haus Nr. 157 auf der Freiung bezog, entsprossen zwölf Kinder, wovon acht, darunter fünf Söhne, heranwuchsen. Die Kinder erhielten eine sorgfältige Privaterziehung; unter ihren Lehrern werden der Dichter Adalbert Stifter, dessen Andenken in der Familie fortlebt, und der Musikgelehrte und Naturforscher Dr. Ludwig Köchel genannt. In dem gastfreundlichen Haus entfaltete sich eine angenehme Geselligkeit; mit den Familien Kleyle, Kiesewetter, Cuvellier, Somaruga u. a. m. stand man im freundschaftlichen Verkehr; mit der Künstler- und Schriftstellerwelt hatte man enge Fühlung. Die Memoiren der ältesten Tochter Wickerhausers, Adele (geb. 1816), die noch heute in hohem Alter im Nonnenpensionat zu Agram lebt, erzählen von einem reizenden Puppenmaskenfest, das sie, vier Jahre alt, bei der sogenannten „Tante Sonnleithner", einer unverheirateten Dame, mitmachte; sie spricht mit Entzücken von den Künstlersoireen bei den obgenannten und sonstigen Altwiener Familien, von den Hausbällen, die ihre Eltern alljährlich an ihrem Geburtstage veranstalteten, „wo Poldl Mayer die Walzer spielte und Kriehuber in einer Ecke saß und Profile zeichnete".

Von Emils Brüdern müssen drei hier genannt werden, Moritz, Theodor und Rudolf. Moritz der älteste (1815 bis 1874) [2]), war von 1832—39 Zögling der Orientalischen Akademie, von 1832—1848 Dolmetschgehilfe, zuletzt Dolmetsch bei der Internuntiatur in Konstantinopel und wurde seiner

---

[1]) Wurzbach XXVIII, 74 f.

[2]) Wurzbach LV, 236 mit ungenauen Daten.

besonderen Geschicklichkeit wegen zu speziellen Missionen, so namentlich in Syrien und als Kommissär in Angelegenheit der siebenbürgischen Schafökonomie, verwendet. Auf seiner Reise nach Griechenland lernte ihn Grillparzer in Konstantinopel kennen, widmete ihm ein Autograph und erwähnt ihn auch kurz in seinem Tagebuch (Werke XX, 163, 172): „Das Gesandtschaftspersonal besteht aus angenehmen, größtentheils jüngeren Leuten . . . Zu Schiffe von Schwarzhuber und Wickerhauser begleitet." Auch der Gesandtschaftsattaché Theodor Schwarzhuber hebt in seinen Berichten in die Heimat ausdrücklich seinen Namen hervor: „Samstag machte ich unter Tags etwas Musik mit Wickershauser. Abends kamen Grillparzer und Major Mayerhofer zu Stürmer, nebst vielen andern Reisenden. Wickershauser und ich unterhielten uns vorzüglich mit unsern beiden Compatrioten" (Jahrbuch I, 326 f.). Im Jahre 1848 wurde Moritz Wickerhauser als Nachfolger des geschätzten — von Emil besungenen — Orientalisten Vinzenz Rosenzweig Ritter zu Schwannau Professor der orientalischen Sprachen, und zwar der arabischen, türkischen und persischen, an der Orientalischen Akademie in Wien, von 1851 lehrte er die türkische Sprache auch am Wiener Polytechnikum. Seit längerer Zeit leidend, wurde er in den Jahren 1868/69 seiner Stellung enthoben und verbrachte den Rest seines Lebens im Irrenhaus zu Döbling. Er war seit 1849 mit Mathilde Rosthorn, der Tochter des Öber Eisenhämmerbesitzers, verheiratet. Er schrieb einen Wegweiser zum Verständnis der türkischen Sprache (Wien 1855) und ließ in demselben Jahr bei Brockhaus in Leipzig eine Übersetzung des persischen Dichters Dschami erscheinen. Lange Jahre arbeitete er an einem deutsch-arabisch-türkischen Lexikon, das er nicht ganz vollenden konnte. Sein Leiden wird auf die Überanstrengung bei dieser Arbeit zurückgeführt. Er erfreute sich im Kreise der Fachgenossen großer Anerkennung, der zum Beispiel Vambery in einem Brief an Emil Wickerhauser noch im Jahre 1880 Ausdruck gab.

Für Rudolf Wickerhauser (1817—58), wie es scheint den begabtesten unter den Brüdern, war eine große Reise, die er mit Moritz nach den österreichischen Alpenländern, der Schweiz, nach Paris und London unternahm, von Bedeutung fürs Leben. Auch später kam ein gewisser Wandertrieb bei ihm zum Vorschein. Zuletzt wurde er in Leipzig ansässig, wo er auch starb. Er widmete sich in früheren Jahren vorzugsweise der Landschaftsmalerei, trieb aber daneben auch Musik und hat sich später als Dichter und Kritiker unter dem Pseudonym Emanuel Raulf einen Namen gemacht. Seine Gedichte erschienen gesammelt unter dem Titel: Granit und Marmor (Leipzig 1854); seine Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken in dem Buche: „Aus der Mappe eines Kosmopoliten" (Leipzig 1857). An den ersteren wird seine Auffassung der Natur, an den letzteren seine Erfindungs- und Gestaltungskraft gerühmt.[1])

Theodor (1821—92), der als Sparkassebeamter unvermählt in Wien lebte, war ein vorzüglicher Klavierspieler, komponierte auch selbst und erbat sich gelegentlich von seinem Bruder Emil kurze Gedichte, um sie in Musik zu setzen. Er kam in Emils Auftrag mit Grillparzer in flüchtige Berührung.

Emil widmete sich wie der älteste Bruder Moritz der diplomatischen Laufbahn und war wie dieser Zögling der Orientalischen Akademie. Ihre Kameraden verbrachten ihre freie Zeit vielfach im Hause Wickerhauser; die Namen Bach, Haymerle, Vetsera werden genannt. Von ihnen bewährten sich als Freunde der Familie bis an ihr Lebensende: Graf Philipp Cavriani, Haushofmeister der Kaiserin Carolina Augusta; der Vetter Grillparzers, Hippolyt v. Sonnleithner, Gesandter in Brasilien; Graf Emanuel Ludolf, Gesandter in Rom; Baron Ignaz Schäffer, Gesandter in Washington. Noch ehe die im fürstlichen Wohlstand in Wien und auf dem

[1]) Wurzbach LV, 237 f., H. Kurz, Lit. Gesch. IV, 51 a.

Landsitze zu Pottenstein aufgewachsenen Söhne alle volljährig waren, brach das Vermögen ihrer Eltern durch äußere Unglücksfälle völlig zusammen; „eigenes Verschulden“ — sagt die Chronistin der Familie — „war hier nur insofern im Spiel, als Menschen, die stets im Reichtume gelebt haben, fast stets unfähig sind, plötzlich mit verhältnismäßig Wenigem zu leben, hätten sie auch den besten Willen dazu.“ Wir werden aber nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß dieser jähe Glückswechsel, der den jungen Mann in seiner glänzenden Karriere hemmte, dauernd einen Schatten auf seinen Lebensweg warf und jene resignierte Wehmut in ihm hervorrief, die uns als die Grundeigenschaft seines Wesens erscheint. Trotz dieser Unglücksfälle und mancher erlittenen Zurücksetzungen verstand er es dennoch, seine Lebensbahn so zu durchschiffen, daß er in den Hafen eines glücklichen Alters einlief.

Die Stationen seines diplomatischen Dienstes hat er uns oben selbst angegeben. Leider wissen wir über die in der Walachei verbrachte Zeit nichts Näheres. Gesellschaftlich fühlte er sich dort sehr wohl; in der Fürstin Sophie Cantacuzenos verehrte er eine edle Freundin und was diese Zeit und diese Freundschaft für die Entwicklung seiner Persönlichkeit bedeutete, ersehen wir am besten aus dem an die Fürstin gerichteten Abschiedsgedicht, das er „auf der Überfahrt von Ofen nach Pest am 24. Jänner 1848“ verfaßte und das, obgleich eines seiner schwächeren Gedichte, zu seiner Charakteristik unentbehrlich ist.

Sophie.

Der Nachen eilt vom Ruderschlag getrieben
Den Strom hinab — mir ist es wie im Traum;
Gerissen aus den Armen meiner Lieben,
Getrennt von dir, die ich gefunden kaum!
Der Stern erbleicht, der lächelnd erst mich grüßte,
Er, der mein Hort, mein Leiter sollte sein;
Und fortgestoßen in des Lebens Wüste
Und abermals verlassen und allein!

Die Wahl ist hart; kaum sind es wen'ge Stunden,
Daß ich daheim dir noch zur Seite stand,
Und was das Herz beim Scheiden tief empfunden,
Nur kund dir gab im stillen Druck der Hand —
Und nun soll ich dich nimmer wiedersehen;
Sie ist für ewig hin, die kurze Frist —
Und selbst beim Scheiden durft' ich nicht gestehen,
Wie teuer, ach, du mir geworden bist!

Doch zürne nicht: es ist kein wildes Feuer
Verderblicher entflammter Leidenschaft;
Dem Mondlicht gleich mit sanftem Silberschleier
Umschwebt dein holdes Bild mich zauberhaft;
Du warst ein Friedensengel mir im Leben,
Wie ich geirrt — und was mir sonst mißlang;
Ein Blick auf dich, dein klares Tun und Streben
Bewältigte der Seele stürm'schen Drang!

Ich sah dir zu im häuslich stillen Walten,
Die Kinder rings um dich in Scherz und Spiel —
Wie zarte Blumen, die erst im Entfalten;
Du hast erkannt des Weibes schönstes Ziel!
Denn, was uns an das äuß're Treiben bindet,
Es bleibt ein bunter trügerischer Schein;
Wer die Befried'gung in sich selbst nicht findet,
Er tauscht sie doch von Außen niemals ein!

Das kaum geknüpfte Band, es ist gerissen,
So leb denn wohl, verehrte, edle Frau!
Oft wird mein Herz noch schmerzlich dich vermissen,
Auch wenn ich mich's zu künden nicht getrau' —
Und ob das Mißgeschick mir sonst hienieden
Im Dunkel aufbewahrt noch manchen Pfeil —
Wohlan, es treffe mich, wie mir's beschieden —
Dir und den Deinen aber Glück und Heil!

Während seines kurzen Aufenthalts in Jassy schloß sich Liszt an den jungen Wickerhauser an, besuchte ihn und spielte ihm vor. Er wollte sein Gedicht „Die Schneeflocke" in Musik setzen. In übergroßer Bescheidenheit antwortete der junge Mann: Er glaube nicht, daß ein Gedicht, das blos einen Gedanken enthalte, sich für die Komposition eigne. Aus-

einem Briefe Liszts an Wickerhauser seien einige Stellen hervorgehoben:

Galaty, 22. Juli 1847.

Cher Wickerhauser!

Je veux Vous dire encore un mot d'affectueux souvenir avant de quitter la Moldavie . . . je compte assez sur ma bonne étoile, pour ésperer que nous nous rencontrerons bientôt sur quelque coin du globe et que nous continuerons plus longuement des rapports qui me sont devenus doux et chers . . . Adieu mon cher poète; gardez moi un coin de bon souvenir, et comptez toujours et partout sur la sincère affection de

Votre tout devoué

Fr. Liszt m. p.

In Temeswar lernte er 1851 die Schwägerin seiner Schwester Ida, die Tochter des Militärarztes Martini, die sechzehnjährige reizende Luise, kennen, die er im September 1852 als seine Gattin heimführte. Es war das Verhängnis seines Lebens im guten und im bösen Sinne des Wortes. Das Glück der jungen Liebe besang er in einem Zyklus: Luise; die Liebe zu seiner Gattin geleitete ihn durchs Leben und ein rührender Nachruf aus dem Jahre 1882 sagt ihr das letzte Lebewohl. Aber im Gegensatz zu seinen beiden verheirateten Brüdern hatte er eine vermögenslose Braut gewählt und als dem Achtundzwanzigjährigen durch Joseph von Hammer der Konsulposten in Alexandria zugedacht war, wies er diesen Antrag zurück, in der Überzeugung, daß er durch sein schwaches Gesicht und Gehör zu einem repräsentativen Posten nicht geeignet sei — wahrscheinlich aber sprachen die Vermögensverhältnisse und die Heiratsabsichten dabei auch ein Wort mit. Hammer und Wickerhausers Familie nahmen ihm diese Weigerung sehr übel, da der statt dessen sich bietende Orientalistenposten in Agram wenig Aussicht auf eine gute und schnelle Beförderung gewährte;

aber nach seiner eigenen Aussage bereute er diesen Schritt niemals.

So wurde Agram Emils zweite Heimat. Er diente zunächst noch unter dem Banus Jellačić, mit dessen Familie er befreundet blieb. Im Winter 1853 machte er die mehrere Monate währende Expedition in Bosnien mit, die nach großen Strapazen zur Gefangennahme und Hinrichtung des Räuberhauptmannes Tadić führte. Infolge der Besetzung Bosniens im Jahre 1878 wurde der Orientalistenposten in Agram überflüssig. Emils Gesicht und Gehör hatten damals bereits so sehr abgenommen, daß an einen Posten im Orient nicht mehr zu denken war; so traf ihn der Schlag einer verfrühten Pensionierung anstatt einer erhofften und durch jahrelange gesteigerte Arbeitsleistung vor der Okkupation Bosniens auch redlich verdienten Beförderung. Um dieselbe Zeit hatte er auch andere Schicksalsschläge zu ertragen. Zwei seiner Brüder starben um diese Zeit. Das Vermögen seines kinderlosen Bruders Viktor, das Emils Kindern zugedacht war, ging verloren und zum zweitenmal im Leben hatte er eine Wendung zu einer ungünstigeren Vermögenslage durchzumachen. Die Geburt des jüngsten Sohnes im Sommer 1879 erschütterte die Gesundheit seiner Gattin, deren vorzeitigen Tod am 3. März 1882 Emil als das größte Unglück seines Lebens empfand. Obgleich er sich wieder erholte, blieb ihm doch eine große Reizbarkeit zurück. Die Erziehung seiner Kinder, von denen er sich niemals trennen konnte, auch nicht zu dem Zwecke, um sie in deutschen Gegenden erziehen zu lassen, wurde das Geschäft seines Daseins. In der Fürsorge für seine unverheirateten, gebrechlichen alten Schwestern, die bei ihm eine Zufluchtstätte gefunden hatten und deren Launen und Eigenart er in rührender Weise verteidigte, fand sein reger Familiensinn die schönste Betätigung. Trotz seiner beschränkten Mittel und seines zurückgezogenen Lebens erwies er sich stets als eifriger Philanthrop.

Das Studium der orientalischen und modernen Sprachen riß nie bei ihm ab. Er galt für einen bedeutenden Kenner des Balkantürkischen. Nach seiner Pensionierung ließ er junge Zöglinge der Orientalischen Akademie, die bei ihren Familien in Agram die Ferien verbrachten, aus Freundschaft zu sich kommen und nahm ihre orientalischen Arbeiten mit ihnen durch. In dem Lesen und Entziffern alter türkischer Urkunden, Inschriften und Siegel besaß er große Fertigkeit. Aus Gefälligkeit übersetzte er für den kroatischen Historiker Ivan von Kukuljević einen alten bosnischen Kodex juristischen Inhalts; ein hervorragender Münzkenner, ordnete er für das Agramer Museum eine Sammlung alter orientalischer Münzen, eine mühsame Arbeit, deren Ergebnisse durch die bei der Übersiedlung dieses Instituts eingerissene Unordnung wieder verloren gingen. Sein Augenlicht versagte, um die Arbeit ein zweitesmal durchzuführen.

Auch für geologische und astronomische Werke hatte er Sinn. Den Karten abgeneigt, widmete er dem Schachspiele ein eifriges Studium. Alle berühmten Partien hervorragender Schachspieler und Werke hatte er für sich allein durchgearbeitet und er galt unter den drei vorzüglichsten Schachspielern Agrams für den besten Theoretiker.

Emil Wickerhauser war mittelgroß von Gestalt, eher zart gebaut, er hatte reiches dunkelblondes Haar und große schöne blaue Augen, deren Glanz man es nie angesehen hätte, daß sie so kurzsichtig waren. Seine Gesichtsfarbe war frisch, im Alter etwas gerötet.

Während seiner letzten 43 Lebensjahre bewohnte Wickerhauser mit seiner Familie in Agram den zweiten Stock eines geräumigen, hoch und schön gelegenen alten Herrschaftshauses mit einem terrassenförmigen Garten vor der Front. Von seinen Zimmern aus konnte er den Sonnenauf- und -untergang beobachten; von seinen Fenstern aus sah man links das Gebirge, gegenüber die weinbewachsenen Hügel, rechts auf einer kleinen Anhöhe die Domkirche und die Unterstadt, hinter der sich die wiesenreiche Saveebene ausbreitete. Nach dem Tode seiner Frau

vereinfachte er die Ausstattung seiner zwei eigenen Zimmer immer mehr. Erst entfernte er Wandspiegel, Gardinen und Vorhänge, dann umherstehende Fauteuils usw. Endlich bildeten bloß die an den Wänden der großen Zimmer stehenden unentbehrlichsten Möbel die Einrichtung. Zuletzt durfte der Fußboden nicht mehr gewichst, er mußte gewaschen werden. Ebenso vereinfachte er seine Kleidung, die er im altväterischen Schnitt zu erhalten bestrebt war.

Seine Sinne versagten zuletzt fast ganz; während der letzten Lebensjahre konnte er weder lesen noch schreiben; noch verstand er, einzelne Worte ausgenommen, was gesprochen oder vorgelesen wurde. Dennoch war er ruhig und heiter; sein warmes Gemüt und sein klarer Geist ließen keine Langweile, keine Öde in ihm aufkommen. Sein Gedächtnis blieb frisch bis zum Ende. Noch in den letzten Monaten vor seinem Tode irrte er niemals, wenn er, um eine Auskunft über diesen oder jenen Dichter befragt, Band und Seitenzahl angab, wo sich die Stelle fand. Von jeher hatte es ihn angestrengt, viel mit Menschen zu verkehren; zuletzt sah er bloß seine Kinder bei sich. Er liebte es, in sie eingehängt, im Zimmer auf und ab zu gehen und bei dieser Gelegenheit sagte er manchmal, gleichsam zu sich selbst: „Ich bin ein glücklicher Mensch!“

Ein scharfer Nordwind, der Ende April 1900 plötzlich eintrat, hielt Widerhauser nicht ab, seinen gewohnten täglichen Ausgang zu machen. Eine Lungenentzündung warf ihn danieder. Am 26. um 3 Uhr morgens bäumte sich der seit Jahren gebückte Körper des Sterbenden stramm nach rückwärts, die Kissen niederdrückend, die ihn stützten; das Bett erzitterte. Der letzte Blick seiner leuchtenden Augen fiel auf das darüberhängende Bild: Das Wohnzimmer Franz Grillparzers. In einem Armstuhle ist die Gestalt des greisen Dichters erkennbar. Darunter stehen die Worte:

„Zur Erinnerung an
Ihren Freund Grillparzer
Katharina Fröhlich.“

III.

Emil Wickerhauser hatte von Kindheit an Grillparzers Werke mit Begeisterung gelesen und hegte große Verehrung für ihn. Daß der Zwanzigjährige das Glück hatte, mit dem Dichter in persönliche Berührung zu kommen, das hob ihn über alle seine gleichalterigen Strebegenossen weit empor; daß diese Bekanntschaft sich zur hohen Wertschätzung und Freundschaft verdichtete, war seines Lebens schönster Gewinn, den er bis zum letzten Atemzug sich gegenwärtig hielt.

Der Schilderung der ersten Besuche während der Wiener Studienzeit haben wir nichts weiter hinzuzufügen. Da Emil sogleich nach der Absolvierung der Akademie Wien verließ und niemehr dauernd dahin zurückkehrte, hielten seine Brüder Theodor und wie es scheint auch Viktor (1820 bis 1883), der als Bankbeamter und später als Privatier in Wien lebte, den Verkehr mit Grillparzer aufrecht. Die ältesten Briefe Wickerhausers, besonders der aus Jassy über Frau v. C . . ., sind nicht bekannt, weil sie wahrscheinlich von Rizy oder Hippolyt Sonnleithner sekretiert wurden. Emil Wickerhauser ließ sie durch seine Brüder besorgen. Am 7. Februar 1847 schrieb Theodor an Emil:

„Ich bin Dir noch Näheres schuldig über Grillparzer mitzutheilen. Ich überbrachte ihm Deinen Brief am selben Tag Abends, als ich ihn durch die Post erhielt. Ich habe 6 bis 7 mal geläutet — endlich öffnete mir der große Mann selbst. Ich habe mein ganzes Leben, außer Stiftern, mit Niemandem gesprochen, der mich beim ersten Zusammentreffen so eingenommen hatte und mir solches Zutrauen einflößte wie Grillparzer. Ich war gewiß eine volle Stunde bei ihm. Wir sprachen viel von Musik; Mozart, Beethoven und die großen Meister wurden gewiß hundertmal genannt. Er erzählte mir viel von Constantinopel, Moritz und den anderen jungen Leuten, die er alle nach Namen zu nennen wußte. Er scheint manche bittere Lebensstunde verlebt zu haben, sonst würde er sich gewiß

nicht von der Welt ganz zurückziehen. Doch Grillparzer findet für die ganze Welt Ersatz in seinem Genius . . ."

Die erhaltenen Dokumente setzen erst mit dem Jahre 1852 ein und beziehen sich auf die leidige Affäre des Neffen. Es sind die beiden Briefe Grillparzers vom 29. September und vom 3. November 1852, die jetzt in den „Briefen und Tagebüchern" I. 183 ff. gedruckt sind und hier nicht wiederholt werden sollen. Sie zeugen von der großen Hochachtung, die Grillparzer Wickerhauser entgegenbrachte, von dem unumschränkten Vertrauen, das er ihm schenkte; sie sind von „innigem" Dank erfüllt. „Es ist aber einmal das Schicksal der Guten, daß sie nebst ihren eigenen Sorgen auch noch fremde zu tragen haben." „Ich habe bereits früher Ihr Inneres erkannt, und Sie haben mir gegenwärtig wieder gezeigt, daß ich richtig gesehen habe."

Im zweiten Briefe bittet er ihn, da alle Bemühungen vergeblich waren, „den ganzen Vorgang mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken".

Die entsprechenden Antworten Wickerhausers fehlen. Dann trat eine lange Pause in ihrem Verkehr ein.

Elf Jahre später, Anfang 1863, kommt Wickerhauser auf diese Angelegenheit zurück. Er muß einen der Briefe Grillparzers aus dem Jahre 1852 unter seinen Papieren gefunden haben und leitet ihn seines diskreten Inhalts wegen an den Schreiber zurück. Daß Grillparzer ihm in derselben Sache damals mehrere Briefe geschrieben hatte, dessen scheint er sich nicht mehr entsonnen zu haben. Gleichzeitig übersandte er ihm ein Heft seiner Gedichte und bat ihn um deren Durchsicht. Dieser Brief lautet:

Agram 3. Februar 1863.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Wenn ich nach einer Reihe von Jahren es wage, meinen Namen Ihnen wieder vorzuführen, so sind es die Beweise Ihrer Güte und Theilnahme aus vergangenen

Zeiten, welche mir allein dazu den Muth geben. Seit Jahren war es wohl meine Absicht, diesen Schritt zu thun; Dienstesgeschäfte und Familienereignisse traten immer verzögernd dazwischen.

Es war im Jahre 1852, als Sie mich mit dem anruhenden Schreiben beehrten. Ich habe damals jene Angelegenheit im Sinne Ihrer Weisungen geordnet und diesen für mich unschätzbaren Brief seither als ein Heiligthum in meinem Pulte mit der schuldigen Verschwiegenheit aufbewahrt. Nichts befand sich in meinem Besitze, worauf ich höheren Werth legte, als diese Zeilen mit dem Beweise Ihres so sehr mich ehrenden Vertrauens und Ihrer Herzensgüte. Aber es gibt Dinge, die wir besitzen und doch nicht als unser Eigenthum betrachten dürfen. Ein Blatt von Ihrer Hand geschrieben, gehört nicht der Zeit — es gehört den Zeiten an. Ich durfte mir nie verhehlen, daß vielleicht nach Jahren einmal eine unberufene Hand von diesem Blatte einen Gebrauch machen könnte, der nie in der Absicht des edeln Schreibers gelegen war. Um Ihnen daher, Hochverehrter Herr Hofrath, die Gewißheit zu verschaffen, daß dieß nie der Fall seyn werde, nehme ich mir die Freiheit, dieses Schreiben in Ihre Hände zurückzulegen.

Da ich ohne eine besondere Veranlassung kaum wagen darf, mich schriftlich Ihnen zu nähern, so erlaube ich mir bei diesem Anlasse eine innige Bitte. In dem geschriebenen Hefte, welches mein Bruder mit diesem Briefe gleichzeitig übergeben wird, sind meine Erzeugnisse im Bereich des freien Schaffens gesammelt. — Wenn Sie Herr Hofrath die besondere Geduld haben wollten, ganz nach Gelegenheit, auch über Jahresfrist jene einzelnen Gedichte der Sammlung, welche roth bezeichnet sind, Ihrer Durchsicht zu würdigen und mir — seiner Zeit dann — nur mit wenigen Zeilen Ihren, mir als der höchste geltenden Ausspruch bekannt zu geben, ob wohl

der Eindruck derart gewesen, daß es mir wenigstens theilweise gelungen, jene Grenzlinie zu überschreiten, wo der Dilettant aufhört und der Dichter von Beruf anfangt; — so würde ich mit tiefsten Danke diesen neuen Beweis Ihrer Güte empfangen.

Die Adresse meines Bruders lautet: Theodor Wickerhauser, Stadt, Tuchlauben Nr. 438 im gräflich Erdödischen Hause — gegenüber dem Musikvereinsgebäude im 3. Stock — und in seine Hände, möchte bitten, das erwähnt geschriebene Heft, seiner Zeit einmal wieder gütigst gelangen lassen zu wollen.

Indem ich um Verzeihung für die Belästigung bitte, erlaube ich mir zu wiederholen, daß kein Termin für mich zu lange sein würde, wenn ich auf eine Erhörung dieses meines Anliegens von Ihrer hochverehrten Seite zu hoffen haben sollte.

Genehmigen Sie, Herr Hofrath, den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung.

Emil Wickerhauser
k. k. Kriegs-Kommissär und orient. Dolmetsch
bei dem General-Kdo. in Agram.

Darauf ist der in der „Jugend“ abgedruckte Brief Grillparzers vom 6. Mai 1863 (jetzt auch in den „Briefen und Tagebüchern“ I, 243 wiederholt) die Antwort. Der Dichter entschuldigt sich wegen der Verzögerung des Briefes durch den Zustand seiner kranken Augen, die ihm die Lesung von Handschrift sehr schwer, ja, wenn die Krankheit zunähme — was immer im Winter der Fall sei — geradezu unmöglich mache. Er habe daher die Lesung der Gedichte erst bei besserem Wetter seit einigen Tagen zu Ende bringen können. Auf das Urteil über die Gedichte selbst kommen wir unten zurück. Die Rücksendung seines Briefes übergeht er mit taktvollem Stillschweigen; über den Gegenstand desselben aber, über seinen verkommenen Neffen, läßt er sich in der vertraulichsten und schärfsten Weise aus und nimmt wieder-

holt Veranlassung, Wickerhausers freundliche, wohlwollende Haltung in dieser Angelegenheit dankend zu erwähnen.

Emils Dankbrief auf dieses Schreiben, durch Viktor an Grillparzer überbracht, hat sich nicht erhalten, ist vielleicht seiner Sommerreise und des in Römerbad erlittenen Unfalles wegen gar nicht in des Dichters Hände gekommen. Die Nachricht von dem unglücklichen Sturz nahm Wickerhauser zum Anlaß, Grillparzer seine Teilnahme auszudrücken.

Agram 8. Juli 1863.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Durch die Blätter der Zeitung erfuhr ich mit tiefstem Bedauern das Mißgeschick, das Ihrer von Allen so hochverehrten Person am 16. Juni zugestoßen. Wenn ich nicht gleich zur Feder griff um Ihnen den Ausdruck meiner innigsten Theilnahme über dieses widerwärtige Ereigniß auszusprechen, so war es nur der Gedanke, der mich zurückhielt, daß vor Allem Ruhe und keine Störung von Außen zur Besserung Ihres Zustandes geboten sei; dann auch jener, daß es dem Unbedeutenden nicht zieme, mit seinen Sympathien sich vorzudrängen, wo so viele bevorzugte Stimmen sich vernehmen lassen würden; denn Ihr verehrter Name, Herr Hofrath, ist mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen aller Gebildeten eingeschrieben und der Antheil an Ihrem Schicksal ein allgemeiner. Jetzt aber, da mir über Ihre fortschreitende Genesung beruhigende Nachrichten zukamen, konnte ich dem Drange meines Herzens nicht widerstehen und erlaube mir zu den vielen Zeichen der Verehrung und Theilnahme, die Ihnen seither gewiß von allen Seiten zugingen, dieses bescheidene Blatt anzureihen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Ihre Genesung bald eine vollständige seyn werde und die Folgen jenes unheilvollen Ereignisses gänzlich verschwinden werden.

Mein Danksagungsschreiben für die mir so theuern und unschätzbaren Zeilen Ihrer Hand vom 6ten Mai d. Js.

dürfte indessen noch in Wien durch meinen Bruder Victor Ihnen überbracht worden seyn; ich bin nur deßhalb so frei, dieß heute zu erwähnen; weil mir seither von Wien durch meinen Bruder keine weiteren Nachrichten einlangten. Der Zweck dieses Schreibens war kein andrer als den Gefühlen meines Herzens Raum zu geben und Ihnen zu sagen, was so Viele lebhaft wie ich empfinden, aber nicht sagen dürfen, weil nicht Jedem das Glück zu Theil ward, Ihnen früher im Leben nahen zu dürfen.

Genehmigen Sie, Herr Hofrath, die erneuerte Versicherung meiner tiefsten dankbaren Verehrung womit ich verbleibe

Ihr gehorsamster Diener

Emil Wickerhauser.

Damit reißt der Faden des Verkehres wieder für mehrere Jahre ab. Ende 1865 muß Wickerhauser wieder seine alten Korrespondenzen durchgesehen haben. Er findet zwei Briefe Grillparzers in der fatalen Angelegenheit des Neffen. Einen dritten vermißt er. Er denkt nicht daran, daß er diesen schon $2^1/_2$ Jahre vorher zurückgesandt hat und so sehr ist ihm dies entfallen, daß er in seinen „Erinnerungen" andere Vermutungen über den Verlust dieses Briefes aufstellt. Er sendet also jetzt die zwei anderen Briefe gleichfalls zurück. Als Veranlassung zur Wiederanknüpfung des Briefwechsels nimmt er des Dichters Geburtstag am 15. Jänner 1866. Er dichtet im Namen seiner Kinder Natalie und Theodor ein paar Gratulationsverse und läßt sie von der ersteren abschreiben: sie sind oben S. 278 gedruckt. Der Begleitbrief aber lautet:

Agram 11. Jänner 1866.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Gestatten Sie mir und den Meinen zu den zahlreichen Huldigungen, welche der 15. Jänner Ihnen gewiß aus allen Weltgegenden bringen wird, unseren bescheidenen

Antheil zu nehmen, welcher nicht weniger innig ist — wenn er auch nur von kleinen Leuten herrührt! Der Glückwunsch ist von der Hand meiner Tochter Natalie, jetzt 12 Jahre alt, geschrieben — und weil die kleinen Gratulanten nicht persönlich erscheinen konnten, so nehme ich mir die ehrerbietige Freiheit, sie beiliegend in effigie vortreten zu lassen!

Indem ich und meine Frau unsere Wünsche mit denen unserer Kinder vereinigen, bitten wir Sie, Hochverehrter Herr Hofrath, diesen im Stillen Ihren Segen ertheilen zu wollen — damit sie einst — wenn auch nicht so groß und erhaben an Geisteskraft, denn das Genie kommt nur von Gott; doch so edel an Herzen werden mögen, wie der Mann, dem sie heute ihre Glückwünsche darbringen! —

Verzeihen Sie, Herr Hofrath, wenn ich wage, bei diesem Anlasse einen Gegenstand zu berühren, dessen vollständige Beilegung ich als eine Gewissenspflicht erachte; ich nehme mir nämlich die Freiheit in der weiteren Anlage hier alle Schriftstücke in Ihre Hände zurückzustellen, welche auf die bewußte Angelegenheit Ihres Herrn Neffen Bezug haben und die ich zu Ihrer Beruhigung und eigenen Überzeugung hier beischließe. — Daß über diese Sache nie und nirgends eine weitere Verbreitung oder Veröffentlichung stattfinden soll, — so wenig als es bisher meinerseits geschehen ist!

Wie gerne ich Ihre mir unschätzbaren Briefe auch in meiner Hand behalten hätte, so sagt mir doch mein Herz, dass ich kein Recht auf diese Papiere habe und nur auf diese Weise glaube ich jeder etwaigen zukünftigen Indiscretion von unbefugter Seite sicher vorgebeugt zu haben!

Des Oheims Name wird bestehen für alle Zeiten, so lange es eine deutsche Sprache gibt — des Neffen leichter Sinn — wird nicht durch meine Schuld der Ewigkeit übergeben werden.

Mit innigster Freude habe ich in den Zeitungen jüngeren Datums die Nachrichten von den Ehrenbezeugungen des Kaiser Maximilian's und der Stadt Baden, sowie jene von dem Wohlbefinden des Herrn Hofrathes gelesen!

Genehmigen Sie den Ausdruck der tiefsten innigen Verehrung womit ich verbleibe

Ihr ergebenster Diener

Emil Wickerhauser
k. k. Orientalischer Dolmetsch.

Grillparzer antwortete sofort:

Wien am 13. Jänner 866.

Verehrter Herr und Freund!

Halten Sie die hier oben stehende Bezeichnung nicht für eine Sprech- oder Schreib-Formel! Ich weiß wenig Menschen für die ich eine so wahre Hochachtung hege als für Sie. Bei so schönen Gaben so viel Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit; das wird täglich seltener in unserer „vorgeschrittenen" Zeit.

Sie haben Ihre Zartheit so weit getrieben, daß Sie mir meine Briefe zurückgesendet, die ich in der Angelegenheit meines Neffen an Sie geschrieben, damit nicht davon dereinst Mißbrauch gemacht werden könnte. Dabei giengen Sie zu weit. Mir machen die Briefe keine Schande und der verwahrloste junge Mann ist bereits unter die Schande herabgesunken.

Sonst ersehe ich, daß Sie sich wohl befinden. Mit mir ist das leider nicht der Fall. Durch einen unglücklichen Sturz vor zwei Jahren habe ich mein Gehör beinahe ganz verloren, und meine Kopfnerven sind in die allergrößte Zerrüttung gerathen; auch der übrige Körper fällt von einer Störung in die andere; ich bin nur mehr Staub und Asche. Alle die „erlittenen" Ehrenbezeugungen kommen zu spät um das Leben wieder anzufachen; um so mehr als sie doch auch nur Staub und Asche sind.

Der Glückwunsch Ihrer Kinder und ihre Photographien haben mich ungemein erfreut, sie haben so sinnige und ehrliche Gesichter als ihr Vater und werden daher gewiß auch nach ihm gerathen. Ihre Frau Gemahlin muß ich mir im Geiste dazu denken, sie paßt aber gewiß in den Kreis. Meine Empfehlung an sie und zwei Küsse an Ihre Kinder.

Hätte ich doch beinahe vergessen zu fragen, ob ich Ihnen an den Auslagen für meinen Neffen nicht etwa noch Geld schulde. Ich bin oft sehr vergeßlich in so widerlichen[1]) Dingen. Sollte ich noch im Rückstande seyn, so bitte ich es mir augenblicklich zu melden, wo dann die Erstattung mit nächster Post folgen soll.

Meine Augen sind so schlecht als mein Gehör, ich schließe daher indem ich um die Fortdauer Ihrer Freundschaft bitte.

Wahrhaft ergebener

F. Grillparzer m. p.

Adresse:

von Wien.

An
Seiner des Herrn Emil Wickerhauser
k. k. orientalischer Dollmetsch
Wohlgeboren in
Agram
Kroazien.

Nr. 58.

Wickerhauser dankte augenblicklich nach Empfang des Briefes in folgendem Schreiben:

Agram 15. Jänner 1866.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Am heutigen Tage wurde ich mit den Meinen durch Ihr gnädiges Schreiben überrascht, dessen Inhalt uns zu Thränen gerührt hat! So viele Güte haben wir nicht ver-

[1]) Dieses Wort ist undeutlich.

dient — es ist Ihre außerordentliche Seelengrösse und Ihr Edelsinn, der reichlichen Ersatz geboten für das Geopferte!

Ich muß hier nur gleich bemerken: daß ich unter dem „Geopferten" die zurückgesandten Briefe — keineswegs aber sonst irgend ein pekuniäres Opfer meine — denn ich habe bei der bewußten Angelegenheit keinen Heller mehr verwendet, als die empfangenen und auf einem der rückgestellten Blätter verrechneten 105 fl. Conv. Mze. —

Daß Ihre Briefe, — von denen ich mich nur mit Schmerzen trennte — nur die Zeugen Ihrer Großmuth und väterlichen Gesinnungen für den jungen Mann waren, den sie betrafen — ist zweifellos; es war der in denselben geäusserte Wunsch der Verschwiegenheit über die ganze Sache — der meine Handlungsweise bestimmte. Habe ich dabei geirrt, so wurde ich doch durch Ihr heutiges Schreiben so sehr und in so zartsinniger Weise entschuldigt und belohnt, daß ich keine Worte finde, — unseren Dank so innig auszusprechen als wir ihn fühlen!

Meine Kinder jubeln vor Freude über die gütige Aufnahme ihres Glückwunsches und meine Frau ist hochbeglückt über die freundliche Erwähnung mit der Sie, verehrter Herr Hofrath, ihrer gedachten — das heute uns zugekommene Schreiben hat einen unvergeßlichen Freudentag in unserer kleinen Familie gegründet! Möge der Himmel unser Flehen erhören und Ihnen noch viele Jahre frei von Störungen im Wohlbefinden — schenken!

Geruhen Sie den Ausdruck unserer tiefsten Verehrung zu empfangen und mir zu erlauben daß ich den bereits übersandten Photographien der Kinder — jene meiner Frau — deren Sie so gütig gedachten und die sich insbesondere ergebenst empfiehlt — hier beifüge

Ich bitte aber ausdrücklich, hochverehrter Herr Hofrath — wenn das Schreiben lästig fällt, sich nicht diese Mühe hinsichtlich der Empfangsbestätigung zu machen — ich bin so frei gegen Retour-Recepisse zu schreiben —

damit ich über die richtige Zustellung meines Briefes im Vorhinein beruhigt bin.

Erhalten Sie uns Ihre Gnade!

Ihr ergebenster Diener

Emil Wickerhauser.

Zum Geburtstag des Jahres 1867 stellte sich abermals ein Glückwunsch der Familie Wickerhauser bei Grillparzer ein. Nur der Begleitbrief des Vaters, in dem die patriotische Erregung des Jahres 1866 nachzittert, hat sich erhalten:

Agram 9ten Jänner 1867.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Wieder erlauben sich die kleinen Gratulanten aus Agram zum 15. Jänner und zugleich zum Jahreswechsel ihre ehrfurchtsvollsten Wünsche darzubringen! Sie wünschen, was gute Österreicher-Kinder dem edelsten, treuesten Herzen Österreich's nur als Angebinde vom Himmel erflehen können: ein neugekräftigtes, starkes Österreich!

Möge der gütige Himmel die Bitte erhören und uns auch die Kunde Ihres dauernden Wohlergehens zukommen! Eigentlich sollte auf dem Blatte des Glückwunsches noch ein dritter Gratulant in diesem Jahre erscheinen; das Jahr 1866, das so vielen Familien schwere Verluste zufügte, hat unserm stillen, kleinen Kreise hier einen neuen Weltbürger als Zuwachs gebracht — aber da der neue Ankömmling erst 6 Wochen alt, der Sprache noch nicht fähig ist, habe ich auch nicht gewagt, seinen Namen Victor — ut lucus a non lucendo — auf der Beilage hinzuzufügen. Meine Frau hat nämlich als gute Patriotin Ser. Majestät dem Kaiser am 25ten 9bre 1866 einen kleinen „Landwehrmann" gestellt; und es wird der Ältern Sorge seyn, ihn in der gleichen Verehrung, für Sie Herr Hofrath, wie seine Geschwister aufzuerziehen, wenn Gott sein Gedeihen schenkt.

Geruhen Sie den Ausdruck unserer tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen und uns Ihre Gewogenheit auch ferner zu erhalten.

Ihr gehorsamster Diener

Emil Wickerhauser.

Eine Antwort des Dichters ist nicht bekannt. Im Jahre 1870, zu des Dichters 79. Geburtstag, sandte ihm Wickerhauser abermals Verse — und diesmal ein längeres Gedicht (oben S. 276 f.) — die er von seinen beiden älteren Kindern (das damals jüngste, dreijährige, konnte noch nicht schreiben) unterzeichnen ließ. Diesmal antwortete der Dichter sofort:

Wien, am 13. Jänner 870.

Verehrter Herr!

Innigen Dank für Ihre Erinnerung und für die schönen Verse die Sie beigefügt haben, obgleich das darin enthaltene Lob weit über meine Verdienste geht und nur die Schilderung meines Wesens und Schicksals sich der Wahrheit so ziemlich nähert.

Die Verse haben Ihre beiden Kinder unterschrieben, Gott gebe Ihnen Talent und Bildung ihres Vaters, sowie sie seine fleckenlose Rechtschaffenheit gewiß schon haben.

Hand und Augen machen mir das Schreiben schwer, ich schließe daher mit Gruß und wärmsten Wünschen für Sie und alle Ihre Angehörigen

ergebenst

Grillparzer m. p.

Adresse: von Wien.

Seiner

des Herrn Emil Wickerhauser

k. k. Gubernialraths

Wohlgeboren in

Agram

Nr. 58. Kroazien.

Wickerhausers Glückwunsch zum 80. Geburtstag ist in der Masse der nach verschiedenen Richtungen zerstreuten Papiere bisher nicht zum Vorschein gekommen. Dagegen liegen als letztes Zeugnis des Verkehrs einige Zeilen zum letzten Geburtstag, den der Dichter erlebte, vor:

Agram, 5. Jänner 1872.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Zum Jahreswechsel und zum herannahenden Festtage des 15. Jänner 1872 erlaube ich mir unsere innigsten Wünsche darzubringen! Gott erhalte Sie noch viele Jahre gesund und zufrieden zur Freude aller Bekenner des Schönen, Wahren und Guten! Geruhen Sie', Herr Hofrath, den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung zu genehmigen.

Emil Wickerhauser.

Zehn Jahre nach Grillparzers Tod wandte sich Hippolyt von Sonnleithner im Namen des damals bereits erkrankten Theobald von Rizy an Emil Wickerhauser um Beiträge zu der von diesem geplanten Biographie Grillparzers. Aus seinem im freundschaftlichsten Ton gehaltenen Briefe vom 13. April 1882 seien einige Stellen hier hervorgehoben: „Ich müßte mich sehr irren, wenn ich im Hinblicke auf unseren aus früher Jugend heraufgebrachten freundschaftlichen persönlichen und Familien-Beziehungen mit dem nachstehenden Anliegen eine Fehlbitte an Sie stellen sollte, und um so mehr, als sich dieselbe auf unseren Grillparzer bezieht, welcher auch Ihnen nahe stand, dessen intimere Verhältnisse Sie damit, und zwar Sie allein, in einem nicht unwesentlichen Punkte aufzuklären im Stande sind . . . Nun finden sich in diesen nachgelassenen Papieren auch einige Briefe einer Dame, Heloïse . . . ., geborene H . . . ., und da in denselben auch Ihrer, verehrter Freund, Erwähnung geschieht und ersichtlich wird, daß Sie über diese Dame mit Grillparzer correspondiert haben, obgleich Einer Ihrer

Briefe an Grillparzer nicht mehr aufzufinden ist, so ist anzunehmen, daß Sie über das Verhältnis, in welchem Frl. H........., verheiratete ...., zu Grillparzer stand, so wie über die ferneren Schicksale der erwähnten Dame etwas Näheres wissen . . ."

Wickerhauser scheint diesen Wunsch seines alten Freundes und Kollegen fast augenblicklich erfüllt zu haben. Ein weiteres Schreiben Sonnleithners vom 20. April 1882 dankt für die eingesandten Papiere in gleich freundlichen Worten. Über Grillparzer heißt es darin unter anderem: „. . . Es scheint, daß Grillparzer zu einer Zeit ernstlich daran gedacht hat, die genannte Dame zu heiraten . . ."

Ein Brief, ddo. Wien, 22. Oktober 1882, bestätigt dankend später eingesandte Beiträge mit den Worten: „Ihre gütigen und höchstinteressanten Aufschlüsse über Frl. Hr. waren für den im Sterben liegenden Kizy noch eine Erquickung. Die Papiere wurden nach Ihrer Erlaubnis zu demjenigen Theile der Papiere Grillparzers gelegt, welche für Jahre hinaus von der Veröffentlichung ausgeschlossen bleiben und von mir, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, mit der übrigen Verlassenschaft Grillparzers in den Besitz und Verwahrung der Kommune Wiens übergehen . . ."

Dieses Schreiben ersucht um Diskretion, daher ist nach der Bemerkung: daß Grillparzer so viel Unglück im Leben hatte, es möge ihm im Tode nicht das Unglück widerfahren, in die Hände eines schlechten Biographen zu fallen, eine Stelle aus dem Briefe herausgeschnitten. Die erwähnten Papiere bleiben also der Forschung zunächst entzogen.

Auch die Schwestern Fröhlich, die Emil Wickerhauser alle gekannt hatte, sandten nach dem Tode Grillparzers eine durch Agram reisende Bekannte, Frl. Steiner, mit Grüßen zu ihm, worauf er an die alten Damen schrieb; diese, durch Altersgebrechen am Schreiben gehindert, ließen ihre Korrespondenz mit Emil Wickerhauser fortab durch Frl. Steiner besorgen; den Inhalt dieser Briefe bilden hauptsächlich Klagen

über körperliche Leiden und endlich der Reihe nach die Todesnachrichten der drei Schwestern: Josefine, Katharina und Anna. Nach dem Tode Katharinas sandte Anna einen rührenden Freundschaftsbeweis an Emil Wickerhauser, nämlich, als Andenken für dessen Tochter, einen Ring (drei Steine mit den Zeichen Glaube, Hoffnung und Liebe enthaltend), den Grillparzer Katharina in ihrer Jugend gegeben und den sie stets getragen hatte; eine Photographie des Daffingerischen Bildes der jugendlichen Katharina lag bei. Diese Gegenstände befinden sich nebst den nachgelassenen Papieren Emil Wickerhausers in den Händen seiner Familie.

Soviel hat sich aus dem brieflichen Verkehr Wickerhausers mit Grillparzer und den Seinigen erhalten. Aus dem mündlichen Verkehr hat er sich leider Einzelheiten aus den in den „Erinnerungen" angegebenen Gründen nicht aufgeschrieben. Mündlich hat er seinen Angehörigen und Freunden manches mitgeteilt. Wenigstens ein Blatt hat sich erhalten, eine Aufzeichnung seiner Schwester Natalie nach seinem Diktat aus dem Jahre 1896 oder 1897, von ihm eigenhändig unterzeichnet: „Als Grillparzer einst von Goethes Iphigenie mit mir sprach, erwähnte er — den hohen Wert des Stückes anerkennend — daß es für moderne Dichter unmöglich sei, ganz im antiken Sinne zu dichten. — König Thoas — fügte er scherzend bei — spricht manchmal wie ein taurischer Hofrath." [1])

Durch wen und in welcher Form dieser Ausspruch im Jahre 1870 in die Öffentlichkeit gelangt ist, kann ich im Augenblick nicht feststellen. Grillparzer hat sich gegen Frau von Littrow ziemlich unmutig darüber ausgesprochen und

---

[1]) Wickerhausers Tochter Natalie hat diesen Ausspruch in ihrer „methodisch-ästhetischen Skizze im Anschluß an Goethes Iphigenie" (Marburg 1897) S. 36 in folgender Form mitgeteilt: „Auch Grillparzer äußerte sich einmal mündlich: Thoas ist ein skythischer Hofrat".

ein Mißverständnis konstatieren wollen: „Letzthin stand erst wieder in der Zeitung, ich hätte gesagt, Thoas spräche wie ein Weimarischer Hofrat. Ich habe allerdings das Wort Hofrath ausgesprochen, allein es bezog sich auf die ganz untergeordnete Person des Abgesandten (Arkas?), der in etwas steif gemessener Weise auftritt. Von dem sagte ich scherzend, er spräche wie ein taurischer Hofrat. Von Thoas so etwas zu sagen, wäre geradezu eine Dummheit." Trotz dieses Protestes darf der Ausspruch als gut überliefert gelten und entspricht ganz Grillparzers Art, im vertraulichen Gespräch die Dinge zu übertreiben und zuzuspitzen. Bei der Verwendung dieser seiner Aussprüche ist aber, wie sich zeigt, die äußerste Vorsicht geboten.

IV.

Gern hörten wir die Frage beantwortet: wie faßte Emil Wickerhauser Grillparzers Wesen und seine Werke auf? Als Zeitgenosse, als österreichischer Patriot, als Altwiener, als Freund, als Dichter war er in erster Reihe berufen, uns Jüngeren das wahre Verständnis von Grillparzers Persönlichkeit zu vermitteln. Leider liegen nach dieser Seite eigene Aufzeichnungen Wickerhausers nicht vor. Seine Tochter hat auch dafür Ersatz zu schaffen gesucht. Aber wie natürlich hat sich in diesem Teil ihrer Mitteilungen die selbständige Individualität der aufzeichnenden Zuhörerin aufs innigste verquickt mit den oft gehörten Urteilen des Vaters und eine reinliche Scheidung der Ansichten ist nicht möglich.

Ich kann mich daher nicht entschließen, das ganze betreffende Kapitel hier wiederzugeben, lasse aber den wichtigsten Abschnitt hier wörtlich folgen:

„Ein begeisterter Österreicher und als solcher insbesondere Wiener, wie Grillparzer selbst, weist Emil Wickerhauser als Mensch viel Ähnlichkeit auf mit seinem großen Landsmann. Stille und Einsamkeit liebend, blickten beide, sonst abnorm bescheiden angelegte Naturen, in nahezu

hochmütiger Zurückhaltung auf das lärmende, blendende Getriebe, auf alle kleinlichen Eitelkeiten und Strebereien der Menge und dennoch waren beide der Menschheit in ihrem Innersten freundlich gesinnt, vom Herzen zugethan; und wo es sich um Hilfe Bedrängter, ja selbst wo es sich um eine nachsichtige Beurteilung Verkommener handelte, da waren sie beide ‚neue Menschen' in der edelsten Bedeutung des Wortes.

Alle durch Erfindungen auf dem realistischen Gebiete ‚hereinbrechenden Neuerungen' trafen ihr Gemüt als wuchtige Schläge, denn sie sahen hierin Gefahr für die Welt durch Verdrängung und Zerstörung von Idealen, denen sie lebten.

Emil Wickerhauser faßte z. B. die Libussa folgendermaßen auf: ihr Tod war die notwendige Folge ihres Geist und Gemüt aufreibenden Seelenkampfes. Ihr geistiger Horizont überragte denjenigen ihres utilitaristischen Gemahls weit. Von der Höhe ihres philosophischen Denkens war sie gleichsam eines Seherblickes fähig und sie erkannte alle Gefahren, die der Menschheit durch Entwicklung des Großstadt- und Fabrikswesens drohen. Ihre große Liebe zur Menschheit brach ihr das Herz.

Wenn Grillparzer und Emil Wickerhauser als Typen aus dem alten Wien viel Merkmale gemein hatten, so unterschieden sie sich in einigen Punkten dennoch wesentlich. Obwohl Emil Wickerhauser von Kindheit auf physisch schwächlich veranlagt war, so zeigte er dennoch niemals eine Spur von Hypochondrie; niemals wurde er ‚verdrießlich durch Selbstbetrachtung'; seine Hingabe an ‚Objekte wissenschaftlicher und künstlerischer Art' machte ihn heiter und liebenswürdig. Bücher, wie die ‚Diätetik der Seele' von Feuchtersleben las er niemals. Am meisten unterscheiden sich die beiden in dem nicht zu wörtlich zu nehmenden Umstande: daß Grillparzer die Ehe dem Dichter, Emil Wickerhauser den Dichter der Ehe opferte.

Keinesfalls zog Emil Wickerhauser als Mensch dabei den kürzeren. Der Einfluß einer gemütswarmen und ebenso geistig regen, in ihrer Häuslichkeit unermüdet tätigen Gattin auf Emil Wickerhausers Lebensglück ist bis zu dessen letztem Hauch unverkennbar, obwohl seine Frau schon achtzehn Jahre vor ihm hinüberging. Das unglückliche, zwei Menschenleben nahezu zerstörende Verhältnis: Grillparzer und Katharina hingegen, spinnt seinen roten Faden durch des einsamen Dichters beste Lebenszeit. Dennoch nahm Emil Wickerhauser Grillparzers Gebaren diesem niemals übel. So lange die Leidenschaft bei Grillparzer wach war, hatte er keinen Gedanken übrig für pekuniäre Alltagsfragen, daher hätte er sich einer Frau zuliebe auch in ärmliche Verhältnisse gestürzt; nach erfolgtem Bruche jedoch, der durch die zu große Leidenschaftlichkeit Katharinas herbeigeführt, bei Grillparzer eine innere Abkühlung zur Folge hatte, sprach die Reflexion, daß er bei einem etwaigen Kindersegen ‚mit Nahrungssorgen' zu kämpfen hätte zweifelsohne ein gewichtiges Wort mit. Grillparzer hatte öfters zu Emil Wickerhauser u. a. m. in diesem Sinne gesprochen und es ist glaublich, daß die bestimmte Aussicht, mit steten Geldsorgen ringen zu müssen, ihre eiserne Hand, ohne daß sich der Dichter dessen vielleicht immer klar bewußt war, lähmend auf alle seine intimen Regungen legte, indem sie gleichzeitig das Leben eines prächtigen weiblichen Wesens zu einem wahren Märtyrertum gestaltete, was dann den bekannten traurigen circulus vitiosus ergab. Emil Wickerhauser faßte das Verhältnis der Beiden im schönen Sinne eines großen Menschenopfers auf, das Grillparzer, wie oben schon angedeutet wurde, dem Dichter gebracht hat, wenn er auch zugab, daß die letzte Ursache der Spaltung in der psychischen Beschaffenheit des unglücklichen Liebespaares lag, und wenn man auch bald nach dem stattgehabten ersten Zerwürfnisse des Brautpaares bei Grillparzer ver-

schiedene vorübergehende Neigungen zur Frauenwelt nachweisen kann."

Im übrigen setzt sich Natalie Wickerhauser unter dem Eindrucke der Reden ihres Vaters in starken Widerspruch zu der Auffassung, die Laube, Volkelt und andere von Grillparzers Wesen gewonnen haben. Der Gegensatz erklärt sich leicht. Wickerhauser stand unmittelbar unter dem bezaubernden Einflusse der liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters, er hatte nur Gutes und Liebes von ihm erfahren, er liebte Grillparzer über alles; mit dem milden Auge der hingebenden Liebe und Verehrung sah er alles bei ihm an; Mensch und Dichter erstrahlten für ihn in der himmlischen Verklärung eines Heiligen. Dem gegenüber wird die ruhigere, kühlere, objektive Beurteilung Fernerstehender immer den kürzeren ziehen. Anderseits verfügt die moderne Forschung über ein weit größeres und intimeres Material, als es Wickerhauser, der manche Einzelheiten besser wußte, im allgemeinen zur Verfügung stand. So reiht sich seine Stimme als eine der vielen in den Chor der zeitgenössischen Beurteiler ein, denen wir zwar ungestraft unser Ohr nicht verschließen dürfen, die wir aber nicht in allen Punkten als unfehlbare Autoritäten anerkennen können. Übrigens sind die abgegebenen Urteile so allgemeiner Natur, daß sie uns kaum weiter zu fördern imstande sind.

V.

Zweimal hat sich Grillparzer über Emil Wickerhausers Gedichte geäußert, beidemal freundlich anerkennend. Das erstemal in der Nachschrift zum Brief vom 29. September 1852 (Briefe und Tagebücher I, 184): „Ihre zurückgelassenen Gedichte habe ich mit großem Anteile gelesen. Wärme der Empfindung und ein glücklicher poetischer Ausdruck machen sie gleich empfehlenswert." Das zweitemal ausführlicher im Briefe vom 6. Mai 1863 (I, 243): „Was nun Ihre Gedichte betrifft, so haben sie mir ganz den Eindruck Ihres eigenen liebenswürdigen Wesens gemacht.

Wahrheit des Gedankens und der Empfindung, vollkommene Beherrschung der Sprache, Sinn für Vers und Form. Man kann Ihnen nur Glück wünschen über diese Erzeugnisse Ihrer Mußestunden, was ich hiemit wahr und aufrichtig tue. Sollten Sie aber die Absicht haben, diese Gedichte gegenwärtig drucken zu lassen, so muß ich Ihnen sagen, daß für den Augenblick in dem literarischen Deutschland sich der Anteil für derlei intime Empfindungen völlig verloren und einem praktischen Streben, einerseits nach Deutschheit und Freiheit, anderseits nach sogenannten realen Dingen, bis zur bürgerlichen Nützlichkeit, Platz gemacht hat, so daß Ihre Gedichte in Gefahr wären, unbeachtet vorüberzurollen. Ich hoffe von dem guten Geiste Deutschlands, daß das nicht lange dauern wird, und Sie sind noch jung genug, um eine solche Wendung abwarten zu können."

Grillparzers Urteile werden durch die erhaltenen Gedichte Wickerhausers durchaus bestätigt. Ein liebenswürdiges, sehr zartes, sensibles, manchmal zu leicht verletztes und gekränktes Wesen zeigt sich darin. Dabei ohne große Ansprüche auf dichterischen Ruhm. Leise Seufzer und Klagen einer lyrisch gestimmten Künstlerseele in den stillen Stunden der Ruhe und Einsamkeit. Leichte, meist in der Nacht entstandene Improvisationen, an denen höchst selten ein Wort oder gar ein Vers abgeändert wurde. „Meine Verse sind Nachtfalter" — schrieb der Greis mit Bleistift auf einem erhaltenen Blatt des Nachlasses. „Die meisten sind zur Nachtzeit verfaßt — bei Tag waren meine Gedanken anderwärts in Anspruch genommen." Er betonte oft, er mache keine Gedichte, sondern er schreibe seine innersten Gedanken und Gefühle in Versen nieder, weil er nicht anders könne. Er nannte sich selbst niemals einen Dichter und hielt sich auch für keinen; aber er wußte, daß aus ihm einer hätte werden können. „Ich habe den Dichter dem Menschen geopfert und verausgabe meine ganze Zeit und meine Kraft auf meine Berufspflichten, um meine Familie redlich zu ernähren", äußerte er wiederholt

Es war darum, wie auch Grillparzer annahm, nicht seine Absicht, mit einer Gedichtsammlung in die Öffentlichkeit zu treten. Er begnügte sich mit den stillen Freuden dichterischer Stimmung, mit dem schmerzlichen Genusse einsamen Schaffens.

> Ist der Perle Wert geringer,
> Weil sie einsam und verschlossen
> Tief in stiller Meeresflut,
> Ungekannt und unbewundert,
> In dem Schoß der Muschel ruht?

fragte er in einem den vierziger Jahren entstammenden Gedicht, das Grundzug und -ton seines Wesens und Dichtens aufs deutlichste darlegt. So ließ er denn auch nur wenige von seinen Gedichten drucken und auch diese meist unter einer Chiffre (E. W.; L. A. B.) oder einem Pseudonym (Friedrich Fels, Ludwig Albrecht Berger).[1]

Von der handschriftlichen Sammlung, die Grillparzer vorlag, hat sich der erste Teil vollständig erhalten; von dem zweiten nur einige Bruchstücke.

---

[1] Nach Wickerhausers eigenen Aufzeichnungen sind folgende Gedichte gedruckt: In der Wiener Zeitung „Der Wanderer" 1844, „Bahnhof und Friedhof". In der Grazer Zeitschrift „Der Aufmerksame" 1855: „Sprachen", „Bekenntnisse", „Ewig", „Schweigen", „Winterschlaf" (auch in den Dioskuren 1877), „Das Dichterherz", „Frauen", „Nächtliche Wanderung" (auch in der Iris 8. Dezember 1862), „Byron"; 1858: „Die letzte Rose" von Th. Moore, „Nachruf an den FM. Radetzky" (in einer kroatischen Zeitung wiederholt); in der Grazer Zeitung „Iris" 15. Dez. 1857: „Das Mondlicht auf dem Friedhof"; 1. Juni 1861: „Königin Marie"; 8. Aug. 1861: „Macht der Gefühle"; 1. Dez. 1861: „Mythe"; 1. April 1862: „Dem Andenken meiner zweiten Mutter Josefa Piringer"; 23. April 1862: „Maluschka und Maringa"; 23. Dez. 1862: „Louise V. VI."; 1. Juli 1863: „Räthsel"; in der „Agramer Zeitung" Februar 1853: „Der 18. Februar 1853"; 1863: „Heliotropion", „An Marie"; 12. März 1863: „Stammbuchblatt"; 24. Juni 1872: „Johanniswürmchen"; in der Grazer „Tagespost" 1859: „David und Goliath", „Der Hahn kräht" (31. März); 1866: „Germania"; in den „Dioskuren" 1876: „Paradise lost".

Die erste Abteilung „Ein Jugendtraum" umfaßt die Gedichte aus den Jahren 1842—44. Sie sind an seine gleichalterige Jugendgespielin und Freundin seiner Schwestern Leontine Fogolari, eines der schönsten Mädchen Wiens, gerichtet, die er innig liebte, der er aber als unbemittelter Zögling der Orientalischen Akademie seine Liebe nicht zu gestehen wagte. Als sie den italienischen Grafen Guicciardi heiratete, führte Emil die glückliche Braut resigniert an den Traualtar und zog sich dann vollkommen zurück. Diese Gedichte zeigen den liebenswürdigen schüchternen Jüngling, der den Namen der Geliebten verschweigen will, der als ein zweiter Faust des Mädchens Zimmer zögernd betritt und darin ein Asyl findet:

All die düsteren Gedanken,
Die stets wie Schergen hinter mir,
Sie bleiben draußen vor den Schranken
Und wagen sich nicht hin zu dir.

Die zweite Abteilung „Nachklänge" 1844—47 schließt sich unmittelbar an. Neben mehr spielerisch gehaltenen und allzu bilderreichen Gedichten ganz in der vormärzlichen Art Anastasius Grüns einige sehr hübsche, z. B. „Das Schlummermittel". Die Geliebte hat ihm geraten, wenn er nicht schlafen könne, bis hundert zu zählen; er beginnt zu zählen, aber an jede Zahl knüpft sich ihm die Erinnerung an die Geliebte selbst und sein trauriges Schicksal und das Schlummermittel raubt ihm erst recht den Schlaf. Oder: er vergleicht die ihn durch den nächtlichen Traum verfolgende Geliebte mit einem Vampir, der ihn nicht eher verläßt, als bis er ihm langsam all sein Herzblut ausgesogen hat. Entsagungsvoll nimmt er in etwas länglichen Stanzen von ihr Abschied. Die resignierte Grundstimmung seiner Lyrik kündigt sich darin an. „Wie ein kaltes zweischneidiges Schwert" durchfahren die Klänge des Posthorns sein Herz, als „die junge strahlende Braut" im Reisewagen davonfährt („Das Posthorn"). Nach Jahren scheint Leontine Guicciardi ihn

wiedergesehen und ihm den Vorwurf der Vernachlässigung, der Vergeßlichkeit, des Mangels an Freundschaft gemacht zu haben, wie aus dem Gedichte „Kränkung" und anderen ersichtlich ist.

Müde, weiche Wehmut durchzieht die dritte Abteilung (1842—50). Er vergleicht sich mit Ikarus, der aus goldnen Siegesträumen herabstürzt, wo rings in Nacht die Wogen um ihn schäumen; seine Liebe, seine Freuden sind welkes Laub; alles erinnert ihn an die Vergänglichkeit des Irdischen, selbst die Asche in der Pfeife; überall sucht er Bilder für die Flüchtigkeit des Daseins; die Mücke wird als Sinnbild für den Menschen aufgestellt. Eine etwas blasse Friedhofromantik breitet sich aus, die gelegentlich zu weniger glücklichen Vergleichen herabsinkt („Bahnhof und Friedhof"). Traurig und verlassen steht er in der Welt da. Den Gipfel der Vereinsamung und Öde hat er erreicht.

> Auf wild verschlungenen Pfaden
> Erklimm' ich den einsamsten Ort;
> Vertraue da den Lüften
> So manches verschwiegene Wort. —
>
> Horch! — Echo, die Felsenstimme,
> Teilnehmend kündigt sich an —
> Die Steine verstehen mich besser
> Als jemals die Menschen getan!

Aber er rafft sich auf, er spricht sich Mut zu, er bezwingt sich („Ermutigung"):

> Die kindisch schwache Hand greift nach den Sternen
> Und nimmer ist gestillt der Sehnsucht Drang;
> Doch wer da lebt, muß auch entsagen lernen;
> Nur der ist Sieger, der sich selbst bezwang!

Und der Rückblick auf die Vergangenheit findet ihn jetzt gefaßter und hoffnungsvoller („Nach Jahren"):

> Wehmütig lächelnd denkt er all der Pläne
> Und sieht in Schutt, was er so kühn gebaut,
> Doch ist es nicht mehr der Verzweiflung Träne,
> Die jetzt ihm von der nassen Wimper taut!

Fromme, sanfte, idyllische Parabeln und wehmütige, etwas farblose Romanzen („Wellengruß") treten zurück hinter einem kräftigen Ausfall gegen den unduldsamen Ultramontanismus („An ein allegorisches Bild") und einer politisch merkwürdigen Elegie auf Deutschlands Zerrissenheit aus dem Jahre 1850, die er sechzehn Jahre später, als die Prophezeiung in Erfüllung gegangen war, veröffentlichte:

Germania.

Die Blicke laß ich träumend schweifen
Im abendlichen Himmelsraum;
Ein dunkel glühend roter Streifen
Erscheint an grauer Wolken Saum;

Ein Strahl der Sonne, die gesunken,
Der letzte Rest von Licht und Glanz —
Noch folgt das Aug' ihm wehmuttrunken
Und leis' entfärbt die Nacht ihn ganz.

Auch deine Sonne ist gesunken
Mein großes teures Vaterland!
Die gleißnerisch mit Worten prunken,
Sie leih'n zunächst zum Sturz die Hand.

Ist's Bruderblut, was dort geleuchtet
Sturmdrohend, düster, glutenrot? —
Das bald die Erde wohl befeuchtet,
Wenn rings erschallt das Aufgebot;

Und Massen sich auf Massen wälzen
Voll wildem Haß und blut'gem Drang,
Am Todesfeld in Eins zu schmelzen,
Weil's anders ihnen nie gelang!

Sie — Zweige all von Einem Stamme —
Doch stets einander abgekehrt;
Bis endlich sie erfaßt die Flamme
Und nun gemeinsam sie verzehrt;

Weit durch die Lüfte hört man's rauschen
Mit geisterhaftem Klageton —
Die Feinde aber stehn und lauschen
Und lächeln still mit freud'gem Hohn.

Der letzte Funke ist verglommen,
Der sich in deutschen Herzen fand —
Auch über dich ist Nacht gekommen
Mein großes, teures Vaterland!

Neben einer Übersetzung von Th. Moores „Die letzte Rose" fällt in dieser Abteilung die Nachbildung einiger türkischen Sprüche und Gebete auf, während sonst der Einfluß der orientalischen Literaturen auf Wickerhauser seltsamerweise sehr gering ist. Ich setze sie hierher und füge einige ähnliche Sprüche aus dem Nachlasse hinzu:

Der kennt nicht des Glückes Wert,
Der das Unglück nie begehrt.

Die Tage vergehen — das Leben verrinnt
Und es freut sich der Tor, daß der Bairam beginnt!

Was nützt die Seife dem Mohren;
Was hilft der Rat dem Toren?

Einer Stiege gleicht das Leben,
Drauf ein ewig unstet Wandern;
Rasch hinauf strebt Einer eben,
Langsam abwärts ziehn die andern.

Wie sehr geplagt von Übeln die ganze Menschheit sei —
Zu dir, o Herr und Retter, ertönt ihr Hilfgeschrei.

Auch die persischen Verse aus dem Rosengarten des Mahmud Schebesti über dem Relief „Der Traum ein Leben" auf dem Grillparzer-Denkmal in Wien hat er später in Versen wiederzugeben versucht:

Du schläfst und wandelst im Traumgefilde,
Dein Sehen ist Phantasiegebilde,
Erwachst du am Morgen dann munter und klar,
So wisse, daß alles nur Einbildung war.

Die vierte Abteilung „Ein Blumenkranz" vereinigt eine Reihe von Gedichten an Frauen und gipfelt in dem schönen, der Braut und Gattin geweihten Zyklus „Luise".

Die fünfte Abteilung „Ein Lorbeerzweig" enthält Lobgedichte auf seine Lieblinge Byron und Grillparzer, auf Liszt, auf Radetzky, auf seinen Lehrer Vinzenz v. Rosenzweig. Um seine Gedichte an Grillparzer hier zu vereinigen, sei auch dieses wahrscheinlich aus den fünfziger Jahren stammende hier abgedruckt:

Grillparzer.

Der Abend kommt; mit ihm der Dämmrung Grauen,
Die weite Eb'ne ist von Menschen voll,
Die unverwandten Blickes aufwärts schauen,
Des Spiels gewärtig, das beginnen soll.

Dort blinkt ein Stern am Himmelsrande oben,
Er leuchtet hell in mildem Zauberlicht,
Die Menge hat ihr Auge zwar erhoben —
Allein sein sanfter Strahl — er trifft sie nicht!

Ein leises Murmeln bricht das dumpfe Schweigen
Und rascher schlägt in Ungeduld manch Herz —
Das Zeichen tönt — und hundert Sterne steigen
Mit einem Donnerknalle himmelwärts!

Und wie sie ihren Schimmer nun entfalten,
Der ein' erbleichend in des andern Glanz;
Wie sie erlöschen und sich neu gestalten
In wunderbar verschlung'nem Zaubertanz;

Wo blieb' ein Auge da — um wegzusehen —
Fern nach des Himmelszeltes dunkelm Saum,
Wo er und seine bleichen Brüder stehen;
Bei all dem Farbenglanze sichtbar kaum?

Bescheiden will er gerne jenen weichen
Und hüllt sich still in eine Wolke ein —
Er kann nicht rasch verglühen und erbleichen —
Ihm ward ein sanfter ewig gleicher Schein.

So wandelt er in unsichtbaren Gleisen
Nach der Gesetze heiligem Gebot —
Indes in wirrem Schwunge jene kreisen,
Bald silberweiß — bald wieder purpurrot!

Die Menge starrt — und jubelt beifallstrunken
Dem Wunder, das ihr Aug' geblendet hält —
Wohl sind es Sterne — Gold- und Silberfunken;
Doch er dort bleich und fern — ist eine Welt!

Das Spiel ist aus — die Lichtlein sind zerstoben,
Die in Verwundrung erst das Volk versetzt;
Und lächelnd blickt er nieder nun von oben,
In tausend Jahren mild und klar wie jetzt!

In der sechsten Abteilung „Ein Friedhofskranz" 1853 bis 1860 legt er dichterische Kränze auf die Gräber einiger ihm nahestehenden Toten nieder; darunter als Zeugnis seiner Dankbarkeit und seines Familiensinnes das Gedicht „An meine zweite Mutter", seiner alten Kindsfrau gewidmet; hier abermals ein Gedicht an Radetzky.

Die letzte (siebente) Abteilung stellt 1852—61 einige Zeitgedichte zusammen, die außer seiner patriotischen Gesinnung seinen flammenden Zorn gegen Napoleon III. verraten. Als Goliath stellt er ihn dar und läßt den David (die öffentliche Meinung) ihm entgegenhöhnen:

Du bist kein Mann von Wort, du spielst mit Worten,
Und was mir heilig ist, das dünkt dir Spott;
Doch kennt man deine Weise aller Orten,
Drum hüte dich, den Frevler züchtigt Gott!

Aus der zweiten Sammlung, die Grillparzer vorlag, ist wenig erhalten; überhaupt sind aus den letzten Dezennien nur wenige größere lyrische Gedichte vorhanden: einige Gelegenheitsgedichte, eine Elegie „Paradise lost", an der Stelle des einstigen Wiener Paradeisgartens geschrieben; eine Übersetzung des Gedichtes Il poeta moriente von Redaelli;

die Stimmung wird gegen Ende immer düsterer und trauriger und läuft in Grabessehnsucht aus:

Im Grab ist Nacht!

Im Grab ist Nacht; doch in der Nacht ist Ruhe —
Hell flackert auf bei Tag des Lebens Licht —
Doch bringt der Tag nur Unruh, Streit und Sorgen
Und willst du Ruh', mußt du vom Schlaf sie borgen;
Sei mir willkommen, sternenlose Nacht!
Schlaf ohne Traum, aus dem kein Schläfer mehr erwacht.

Auch in diese Periode ziehen sich politisch-patriotische Gedichte hinüber. An seinem Österreich hängt der Dichter mit Leib und Seele. Er vertraut fest auf Österreichs Sieg, noch kurz vor dem Zusammenbruch im Jahr 1866. Schaudernd folgt er den Verheerungen, die der Nationalitätenstreit über sein Vaterland bringt. Die Schicksale des Fürstenhauses empfindet er wie seine eigenen. Friede und Versöhnung erfleht sein heißes Gebet. Eines seiner letzten größeren Gedichte, vom 6. Februar 1889, ist dafür bezeichnend.

Rudolfs Schatten.

Es ist geschehn! Laßt keine Träne fließen,
Wie sehr die Trauerkunde Euch entsetzt;
Nur Eins begehr' ich, laßt den Ölzweig sprießen
Aus jenem Boden, den mein Blut benetzt.

Und fragt Ihr mich, warum ich Euch verlassen?
Die Antwort holt aus Eurem Innern nur;
In diesem Kampf von Lieben und von Hassen
Verlor auch ich zuletzt des Weges Spur.

Wenn hingeopfert alle Ideale —
In Staub gezerrt, was heilig wir gedacht,
Dann heißt das Herz beim letzten Scheidestrahle
Willkommen nur die düst're Grabesnacht.

Geschlossen hat sich mir des Lichtes Pforte;
Der Blütenbaum, er ward vom Sturm geknickt;
Beherzigt meines Vaters goldne Worte:
„Seid einig! wie es sich für Brüder schickt!"

In wilder Leidenschaft wird blind gestritten,
Zerrissen ward das alte Freundschaftsband;
Bedenkt, wie ich gerungen und gelitten,
Und reicht versöhnt einander Euch die Hand!

Wenn neu vereint Ihr steht zum festen Bunde,
Dann mögt Ihr still mir eine Träne weihn;
Dann fleh' ich froh zu Gott in sel'ger Stunde:
„Herr, laß mein teures Vaterland gedeihn!"

Wie Grillparzer und Bauernfeld wendet er sich in den letzten Jahren ganz dem Epigramm zu: die politischen Epigramme überwiegen; aber auch Literatur, lokale Angelegenheiten und andere geben ihm den Anlaß, seinem Unmut in kurzen Strophen freien Lauf zu lassen. Sprüche und Aphorismen voll ruhiger Lebensweisheit reihen sich an.

So wird er auch darin seinem Vorbild Grillparzer immer ähnlicher. Denn, wenn Wickerhausers Platz im Umkreis der österreichischen Romantik, etwa neben Zedlitz und Lenau, zu suchen ist, wenn er gern an seine englischen Lieblinge, an Moore und Byron, sich anlehnt, wenn auch die Rückert und Heine in seinen Versen starke Spuren zurückgelassen haben, an niemanden erinnert er so häufig und so nah in seinen Gedichten als an Grillparzer, an den „Abschied von Gastein" und andere Gedichte aus der Aglaja, an die „Tristia ex Ponto", an Rustans Lied im „Traum ein Leben". An der Seite Grillparzers erscheint er im Leben: im Gefolge des großen Dichters wird die Literaturgeschichte ehrenvoll seinen Namen nennen.

Bericht

über die

vierzehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Dienstag den 27. Oktober 1903 um 5 Uhr nachmittags wurde im Salon der Festräume des neuen Rathauses die vierzehnte Jahresversammlung abgehalten, von der die Mitglieder wie stets durch wiederholte Ankündigung in den Tagesblättern und durch spezielle Einladungen im Postwege verständigt worden waren.

Obmann Markgraf Alexander Pallavicini eröffnet die Sitzung. Unter den Toten der Gesellschaft gedachte er zuerst unseres geschiedenen Ehrenmitgliedes, des Dichterphilosophen Hieronymus Lorm. Er pries die ungewöhnliche Charakterstärke, mit der Lorm als Tauber und Blinder sein Lebenswerk vollendete; schon dies siegreiche Überwinden so schwer lastender körperlicher Gebrechen durch die Kraft des Geistes sichere Lorm eine dauernde, einzigartige Stellung in der Literaturgeschichte. Markgraf Pallavicini erinnerte an jenen Abend, wo Josef Lewinsky in unserem Kreise Lorms preisgekrönte Novelle „Das Kopftuch der Madonna" und eine Auswahl seiner Gedichte vorgetragen, und an die Mitarbeit Lorms an unserem Jahrbuch. Im 82. Jahr sei Lorm nun gestorben, aber seine Werke leben. Der Obmann gedachte darauf des Verlegers unseres Jahrbuches, des Buchhändlers Karl Konegen, der nach langem Leiden abberufen wurde; die Gesellschaft bleibe ihm für seine Bemühungen dankbar verpflichtet. Mit dem Notar Dr. Josef Pollhammer sei neuerlich einer von den Wenigen dahingegangen, die mit Grillparzer noch in persönlichem Verkehr und Briefwechsel gestanden. Pollhammer habe nicht nur als Dichter, von Grillparzer aufgemuntert, Erfreuliches geschaffen, er habe auch als Obmann des Niederösterreichischen Volksbildungsvereins verdienstlich gewirkt. Aus seinem Hauptwerk „Columbus" seien Gesänge an

einem unserer Vortragsabende (gleichfalls durch Lewinsky) rezitiert worden. Die Versammlung gab ihrer Trauer um die Verblichenen durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Markgraf Pallavicini berichtete nun, der Vorstand habe einstimmig beschlossen, der Jahresversammlung die Ernennung Peter Roseggers zum Ehrenmitgliede vorzuschlagen und den Dichter anläßlich seiner Sechzigjahrfeier in einem Glückwunschschreiben von diesem Beschluß in Kenntnis gesetzt. Der Vorsitzende bringt diese Adresse zur Verlesung, worauf die Versammelten dem Vorschlag des Obmannes mit Akklamation beistimmen.

Zum Vortrag des Rechenschaftsberichtes erhielt darauf der Schriftführer, Privatdozent Dr. Emil Reich, das Wort:

Geehrte Versammlung!

Auch das vierzehnte Lebensjahr unserer Vereinigung, über das wir heute zu berichten haben, zeigt das gleiche erfreuliche Bild unbeirrter, zielbewußter Fortentwicklung wie seine Vorgänger. Was dort begonnen wurde, fand hier seine Fortsetzung, dieselben Kräfte blieben in derselben Richtung tätig wie seit der Gründung unserer Gesellschaft, die sich längst als eine Notwendigkeit erwiesen hat.

Unsere Vortragsabende brachten am 21. Oktober 1902 als Ersten unseren verehrten Jubilar; Ferdinand von Saar las mit jugendlicher Frische sein reizendes Idyll aus Mähren „Hermann und Dorothea“. Am 18. November rezitierte Marie Eugenie delle Grazie ihre damals noch ungedruckte Novelle „Licht“, so daß der interessante Abend eine literarische Première bedeutete. Als Nachfeier des 100. Geburtstages Lenaus las am 9. Dezember Hofschauspieler Albert Heine eine Anzahl Gedichte unseres größten Lyrikers und danach das Fragment „Der Tod des Tizian“ von Hugo von Hofmannsthal mit schöner Wirkung. Am 20. Jänner 1903 brachte Hofschauspieler Josef Lewinsky mit oft erprobter Meisterschaft „Fünf Ostern“ von Anastasius Grün und Gedichte von Robert Hamerling zum Vortrag. Am 17. Februar trug Hofschauspieler Georg Reimers Grillparzers Trauerspiel „Der Gastfreund“ mit dramatischer Lebendigkeit vor und ließ Gedichte von Grillparzer, Halm und Gilm folgen. Am 17. März beschloß der Direktor des „Deutschen Schauspielhauses“ in Hamburg, Baron Alfred Berger, die Reihe mit einer sehr anregenden Untersuchung: „Das moderne Theater und das Volk“. Die Reihenfolge der Vorträge erlitt

nur eine Veränderung, indem die Hofschauspieler Reimers und Lewinsky ihre Plätze in der Vortragsliste wegen Repertoireschwierigkeiten tauschen mußten. Anteil und Beifall unserer Mitglieder blieben den Vorführungen treu, die an gewohnter Stätte stattfanden. Um auch ferner im Ingenieur- und Architektenverein bleiben zu können, mußten wir für die kommende Saison statt des Dienstag den Freitag wählen.

Unser dreizehntes Jahrbuch hat nach Ausschußbeschluß noch im Oktober 1903 zu erscheinen, das vierzehnte im März 1904 zu folgen und dieser Termin für die Folge beibehalten zu werden. In den nächsten Tagen erhalten demnach unsere Mitglieder den neuen Band, dessen Inhalt wir hier in Kürze anführen. Über Weidmann, den Wiener Faustdichter, berichtet Rudolf von Payer. „Zum hundertsten Geburtstag Moritz von Schwinds" schreibt Alois Trost. Stefan Hock ergänzt unsere Kenntnisse „Zum Traum ein Leben". „Böttigers Reise nach Wien im Jahre 1811" schildert H. A. Lier. „Uffo Horn" wird von Wolfgang von Wurzbach behandelt. „Briefe von Hamerling" gibt Karl von Thaler heraus. „Kritische Bemerkungen Bauernfelds", die eine interessante Nachlese zu seinen im 5. und 6. Jahrbuch veröffentlichten Tagebüchern bieten, teilt Karl Glossy mit. So umspannt dieser Band das ganze weite Gebiet, das wir uns zum Arbeitsfeld erkoren haben und auf dem unter der klugen Leitung unseres Redakteurs Karl Glossy schon so reicher Ertrag geerntet wurde. Vierzehn Jahre unserer Vorträge und Jahrbücher legen für uns Zeugnis ab.

In diesem Jahr ist der „Literarische Verein" entstanden. Die Grillparzer-Gesellschaft hat die Gründung dieses neuen Vereines, welcher ihre eigene Tätigkeit zu ergänzen berufen ist, lebhaft begrüßt und, wie dies die Teilnahme mehrerer Mitglieder ihres Vorstandes bezeugt, zu fördern gesucht. Sie zweifelt nicht, daß beide Vereine in einträchtigem, verständigem Zusammenwirken ihr gemeinsames Ziel, Förderung der heimischen Literatur, um so sicherer erreichen werden.

Unsere Mitgliederzahl im Jahre 1902 belief sich auf 704, davon 594 in Wien, 110 außerhalb Wiens. Es entspricht dem Fassungsraum der verfügbaren Vortragssäle, daß wir eine Vermehrung in Wien nicht wünschen können, hingegen soll ein neuerlicher Aufruf an die Lehrkörper der Mittelschulen und die Bibliotheksverwaltungen die unzulängliche Ziffer unserer Mitglieder aus diesen Kreisen (1902: 53 Mittelschulen und 7 Bibliotheken) steigern helfen, auf die unser Jahrbuch doch besondere

Anziehungskraft ausüben müßte. Die finanzielle Gebarung lieferte auch im Jahre 1902 einen Überschuß, obschon sehr erhebliche außerordentliche Auslagen durch die im vorigen Bericht erwähnten Spenden von 640 Bänden der Werke Grillparzers an 80 Vereinsbüchereien miteinzubeziehen waren. Das lastenfreie Vermögen unserer Gesellschaft beträgt jetzt 12.350 Kronen, ein Ergebnis, dessen sich ein Verein, der ohne jede Unterstützung aus öffentlichen oder privaten Geldern arbeitet, wohl freuen darf.

Auch in Zukunft werden wir über den Kreis unserer Mitglieder hinaus für die Popularisierung Grillparzers Sorge tragen. Wir bewilligen von nun ab der „Deutschen Dichtergedächtnisstiftung" einen Jahresbeitrag von 50 Kronen, da sie neben andern Deutschösterreichern Grillparzers „Goldenes Vließ" in einer schön ausgestatteten Volksausgabe verbreiten will. Wir wirken darauf hin, daß wie bisher in den Volksbildungsvereinen, insbesondere an den Grillparzergedenktagen, Vorträge über ihn und Rezitationen aus seinen Werken gehalten werden, daß in den volkstümlichen Universitätskursen unseres Dichters entsprechend gedacht wird und freuen uns, daß eben im „Volksheim" ein Zyklus von Vorträgen über ihn stattfindet. Die ernste germanistische Forschung betätigt sich immer eifriger an Grillparzer. Seine Geltung in außerdeutschen Ländern nimmt so zu, daß wir nicht mehr jeden einzelnen Schritt nach vorwärts verzeichnen können. Schon im Vorjahr wiesen wir darauf hin, daß nun erst der entscheidende Moment für Grillparzers Volkstümlichkeit komme, da nach erloschenem Privilegium seine Schriften Gemeingut der deutschen Nation werden. Bereits jetzt nach kürzester Zeit können wir neben Cotta die Gesamtausgabe des Verlages Hesse, die ausgewählte Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt nennen; neben den Einzelausgaben, die die Firmen Hendel, Meyer und Reclam in ihren großen Unternehmungen veranstalteten, sollte der Wiener Verlag Taberkow mit seinen gefälligen Heften der „National-bibliothek" nicht vergessen werden. In Hunderttausenden von Bändchen flattern heute Grillparzers Dramen in die Welt hinaus und nach Millionen werden bald ihre Leser zählen. So bewährt sich das Echte und dringt trotz aller Hemmungen endlich siegreich durch. Zu diesem glänzenden Erfolg in stiller, scheinloser Arbeit ein klein wenig beigetragen zu haben: diese Zuversicht scheint uns der schönste Lohn.

Hierauf verlas der Schatzmeister Dr. Edmund Weissel die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz per 31. Dezember 1902.

Bestand am 1. Jänner 1902.

		K	h	K	h
fl. 4500 Papierrente al pari . . .		9000	—		
Barsaldo vom 1. Jänner 1902 . .		7889	82		

Einnahmen.

		K	h	K	h
Mitgliederbeiträge für 1900 . . .		11	85		
" " 1901 . . .		42	85		
" " 1902 . . .		3248	06		
" " 1903 . . .		1187	34		
" " 1904 . . .		7	02		
" " 1905 . . .		7	02		
" " 1906 . . .		7	02		
Eintrittsgebühren		54	—		
Zinsen v. Kontokorrent der Anglobank	K 24.57				
Zinsen v. Kontokorrent der Postsparkasse . . .	" 47.89				
Couponseingänge	" 378.—				
Summe	K 450.46				
Ab Zinsen bei Anschaffung von K 6000 Kronenrente	" 26.67				
Zinsensaldo.		423	79		
Neuangeschaffte K 6000 Kronenrente à K 100.15		6009	—		

Ausgaben.

		K	h	K	h
Anschaffung von K 6000 Kronenrente à K 100.15				6009	—
Jahrbuch XII.				3039	13
Vortragsabende				1219	—
Bücherspenden				329	88
Gebührenäquivalent				19	70
Allgemeine Spesen				663	06
Reduzierung der K 6000 Kronenrente von K 100.15 auf den Parikurs				9	—
Fürtrag . .		27887	77	11288	77

	K	h	K	h
Übertrag . .	27887	77	11288	77

Bestand am 31. Dezember 1902.

K 15000 Kronenrente (im Depot der Anglo-österr. Bank) al pari . .	K 15000	—		
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . . „	163	40		
Guthaben bei der Postsparkasse . . . . „	566	44		
Bar . . . . „	869	16	16599	—
	27887	77	27887	77

Die in das Jahr 1902 gehörenden Einnahmen würden 5634·52 K betragen, die Ausgaben (falls sie für das 13. Jahrbuch dieselben seien wie für das 12.) 5279·77 K, so daß ein erheblicher Überschuß zu verzeichnen sei. Für 1904 wird wie bisher der Jahresbeitrag außerhalb Wiens mit 6 K, für Wien mit 7 K festgesetzt. Als Eintrittsgebühr werden nur für Wien 3 K erhoben, doch sind hiervon Lehrer und Studenten sowie solche Mitglieder, die erst im letzten Viertel des Jahres beitreten, ausgenommen.

Auf Antrag des Herrenhausmitgliedes Ludwig Lobmeyr wird das Absolutorium erteilt, der Vorschlag des Kassiers genehmigt und der Ausschuß zu etwa notwendigen kleinen Abänderungen ermächtigt.

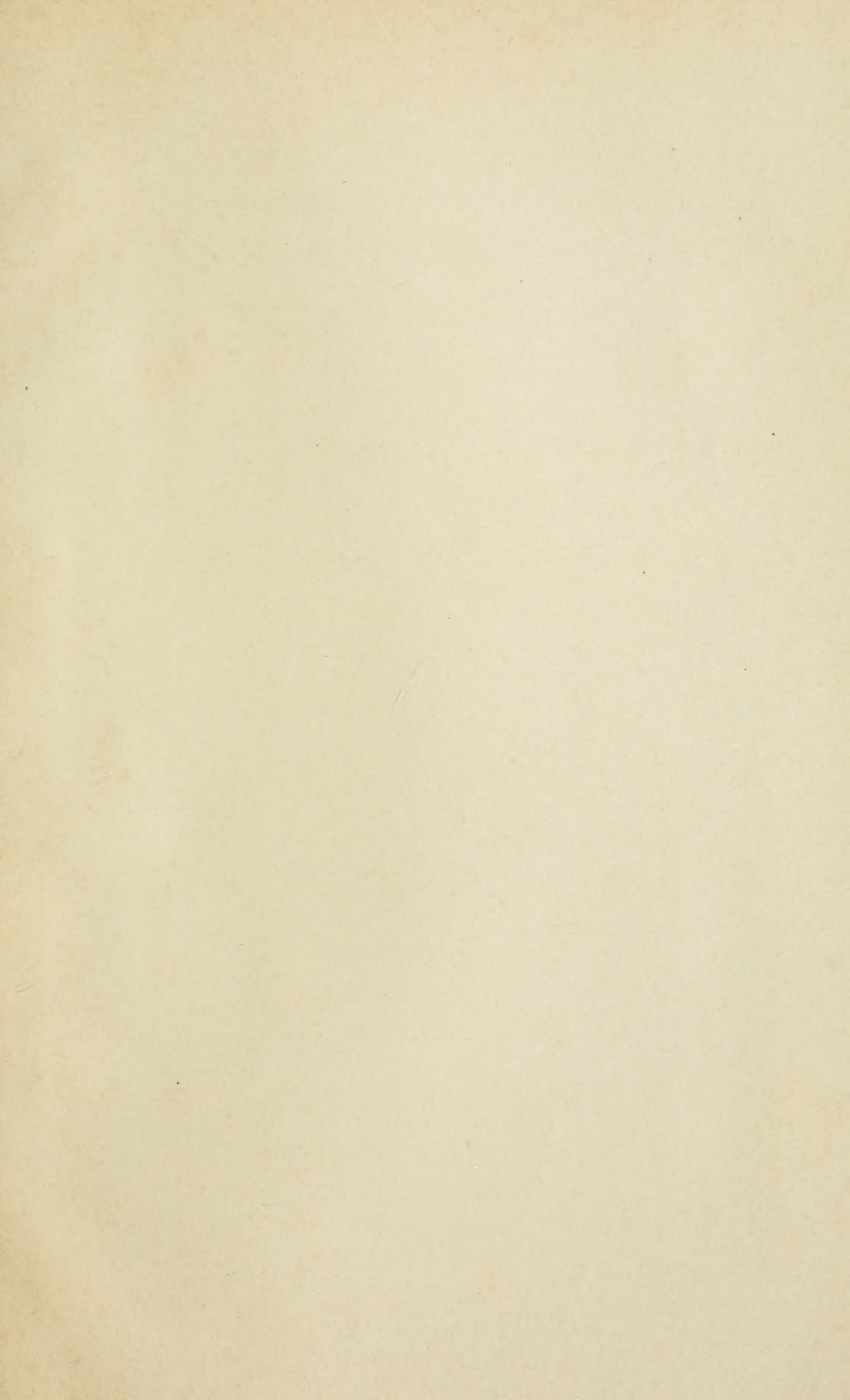
In das Schiedsgericht wurde (auf Antrag Glossys) neuerlich gewählt: Geheimer Rat Dr. Josef Freiherr von Bezecny, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheaterdirektor Dr. Paul Schlenther, Ludwig Speidel, Geheimer Rat Dr. Josef Unger; zu Rechnungsrevisoren Hofrat Dr. Hermann Hallwich und Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr, als Ersatzmann Sektionschef Dr. Georg von Thaa Danach schloß der Obmann, da niemand das Wort wünschte, den Erschienenen dankend, die Sitzung.

* * *

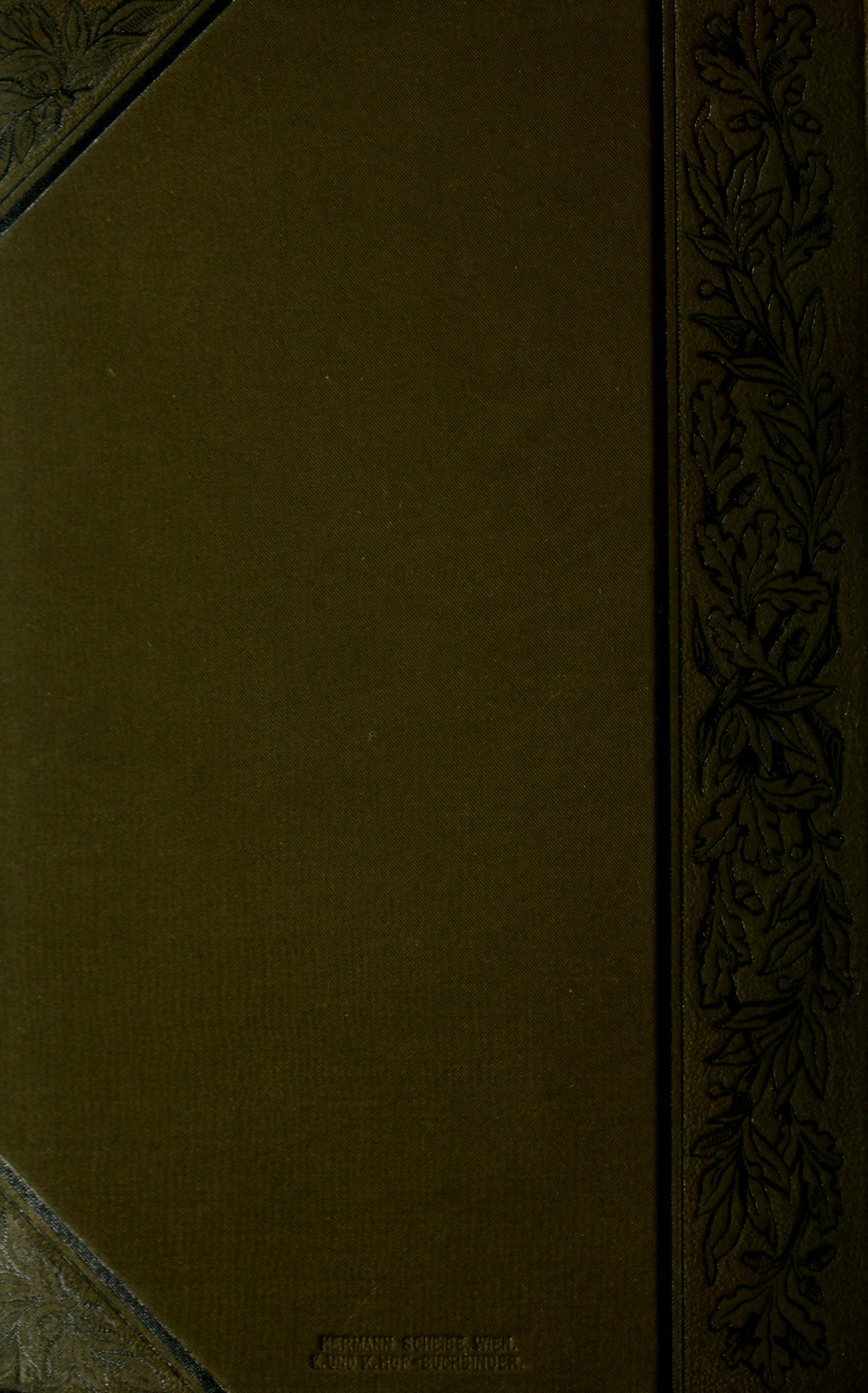
Im Winterhalbjahr 1903/04 fanden folgende Vorträge statt. Am 30. Oktober las Oberregisseur Ludwig Martinelli aus Roseggers Werken vor, am 20. November las Karl Bienenstein

seine Erzählung „Erlöserblut“ und Max Morold sein Drama „Der Totentanz“, am 11. Dezember sprach Dr. Hans Sittenberger über „Grillparzer und die Frauen“, am 15. Jänner Dr. Hugo von Hofmannsthal über „Das Verhältnis der dramatischen Figuren Grillparzers zum Leben“, am 12. Februar las Hofschauspieler Josef Lewinsky lyrische Dichtungen von Marie von Najmájer (zum 60. Geburtstag), Betty Paoli und Hermann Hango, am 11. März Hofschauspieler Georg Reimers Szenen aus Hebbels Drama „Gyges und sein Ring“ und Gedichte von Grillparzer.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.






HERMANN SCHEIBE, WIEN.
K. UND K. HOF-BUCHBINDER.